g. O. germ.
1626 cf

# Gesammelte Erzählungen

von

## Dr. August Wildenhahn.

Zweite Auflage.

Erster Band.

## Geschichtliche Erzählungen.

Erster Band.

Leipzig, 1862.
Verlag von Gebhardt und Reisland.

175 - D

P.O. germ.
1626 cf

# Gesammelte Erzählungen

von

Dr. August Wildenhahn.

---

Zweite Auflage.

**Erster Band.**

---

## Geschichtliche Erzählungen.

---

Erster Band.

Leipzig, 1862.

Verlag von Gebhardt & Reisland.

# Geſchichtliche Erzählungen

von

Dr. Auguſt Wildenhahn.

---

Zweite Auflage.

Erſter Band.

Leipzig, 1862.

Verlag von Gebhardt & Reisland.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

# Vorwort.

Die Erzählungen, welche dem freundlichen Leser hiermit geboten werden, heißen geschichtliche, weil sie mit ihren Hauptereignissen auf wirklicher, geschichtlicher Wahrheit ruhen. Und wenn nun zu den Helden dieser kleinen Erzählungen vorzugsweise Personen verwendet worden sind, welche sich um den Aufbau und den Ausbau einer christlichen Gesinnung im Volke verdient gemacht haben, so könnte dies nur Denen ein Anstoß sein, welche nicht gewohnt sind, alle Erscheinungen im Menschenleben in dem Spiegel des göttlichen Wortes zu betrachten. Da nun aber unsere Zeit unleugbar wieder die Geister und Herzen zu dem verlassenen Quell himmlischer Wahrheit zurückdrängt und die Zahl Derer immer größer wird, welche eine Versöhnung der gesammten zerrissenen Zustände im Volke und im bürgerlichen Leben überhaupt nur auf dem Gebiete der Religiösität, der wahren, herzinnigen Gottesfurcht für möglich und für nothwendig halten, so dürften gerade die vorliegenden Geschichten dem bessern Theile im Volke eine nicht unwillkommene Gabe sein. Das göttliche Wort hat stets die wunderbare Kraft, daß es auch in der einfachsten Form und Gestalt das Herz ergreift; kommt aber noch hinzu, daß seine Wahrheit an den persönlichen Erlebnissen einzelner Mitmenschen nachgewiesen wird, so gewinnt es an Liebreiz und an Macht, wie Solches an den Gleichnissen des Herrn sich täglich erweiset.

Das Christenthum hat in unserer Zeit den ganz eigenthümlichen Beweis zu geben, daß auch das treueste und vollste Bekenntniß der evangelischen Wahrheit, und gerade dieses erst recht und allein, den Kopf licht und das Herz gesund erhält.

Die vorliegenden Erzählungen haben die Bestimmung, diesen Beweis mit zu führen; und in Hoffnung darauf werden sie dem christlichen Volke freundlichst geboten.

Der Verfasser.

# Inhalt.


| | Seite. |
|---|---|
| Nicolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf | 1 |
| Der Messerschmied von Zofingen | 67 |
| Die Wahl des Berufes | 103 |
| Der Wechselherr von St. Gallen | 169 |
| Johann Sebastian Bach | 185 |
| Der alte Candidat | 231 |

# Nicolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf.

## Zwei Bilder aus seinem Leben.

---

# Erstes Lebensbild.

## I.

Herr, zeige mir deine Wege,
und lehre mich deine Steige.
Psalm 25, v. 4.

In den letzten Tagen des Monats April im Jahre 1721 hielt ein Reitersmann, in einen gewöhnlichen, unscheinbaren Mantel gehüllt, und von einem Diener begleitet, an dem großen Schloßthore der verwittweten Gräfin von und zu Castell, etwa zwei Meilen gegen Mittag von der bairischen Stadt Amberg gelegen.

„Befiehlt der Herr Graf," fragte der Diener, „daß ich absteigen und das Thor öffnen soll?"

„Verzieh noch wenige Augenblicke, Friedrich!" entgegnete der Angeredete, ein junger, lebenskräftiger Mann, dem Anscheine nach kaum zwanzig Jahre alt. „Auf dem Wege hierher sind mir allerlei Bedenken gekommen, ob ich bei meiner Frau Tante einkehren soll. Sie weiß es nicht, daß ich komme und mein unverhoffter Eintritt möchte sie erschrecken. Und doch möchte ich auch nicht am Thore wieder umkehren! Was soll ich thun? Ich will des Herrn warten. Liegt dieser Besuch in meines Herrn Willen, so wird er mir wohl ein Zeichen geben."

Und eben, als der Graf, von ernsten Gedanken bewegt, vor dem geschlossenen Thore langsam auf und ab ritt, öffnete sich das kleine Pförtchen daneben, und ein junges Mädchen,

das in Begleitung einer ältern Dame heraustreten wollte, trat, erschreckt über die beiden Reiter, mit einem lauten Schrei schnell wieder zurück. Leicht und schnell sprang nun der Graf vom Pferde, warf dem Diener den Zügel zu und trat durch das Pförtchen in den Hof.

„Cousine Theodora," rief der Graf den fliehenden Frauen nach, „erschrecket Ihr denn vor mir, und bin ich Euch in den zwei Jahren so unbekannt geworden?"

„Ihr seid es, Vetter Ludwig!" antwortete das Fräulein und wandte sich nach ihm um. „Warum zögertet Ihr denn, einzutreten?"

„Ich wartete nur, bis mich Jemand riefe!" sagte der Graf. „Und da Ihr mir von dem Herrn dazu geschickt wurdet, kann ich um so weniger daran zweifeln, daß ich Euch besuchen soll. Ist Eure Frau Mutter zu Hause?"

„Ja," versicherte Theodora; „und sie wird sich Eures Besuches freuen. Geht nur unterdessen hinauf, Vetter Ludwig; ich habe eben noch einen nothwendigen Besuch vor, von dem ich aber bald zurück sein werde."

„Könntet Ihr nicht später gehen?" fragte der junge Mann mit bittender, bewegter Stimme.

„Es wartet eine arme Kranke auf mich," entgegnete das Fräulein, „der ich bestimmt in dieser Stunde einen Besuch zugesagt habe."

„Ist es das," sagte nun der Graf schnell, „so geht in des Herrn Namen. Theodora, um dieses Ganges willen hättet Ihr meine ganze Hochachtung gewonnen, wenn Ihr sie nicht schon vorher gehabt hättet. Eilet, seid der Kranken ein tröstender, hilfreicher Engel! Ich will unsern lieben Herrn bitten, daß er das Werk Eurer Barmherzigkeit segne."

Und darauf schritt der Graf hastig und bestimmt dem Schlosse zu. Auf dem Vorsaale kam ihm eine ehrwürdige Dame entgegen.

„Zinzendorf!“ rief sie aus. „Bist Du es wirklich, lieber Ludwig?“

„Meine liebe, gnädige Frau Tante!“ erwiderte der junge Mann und küßte ihr zärtlich die Hand. „Diesmal weiß ich es ganz gewiß, daß ich Euch willkommen bin.“

„Bist Du das nicht immer gewesen, Vetter?“ fragte die Gräfin von Castell und führte den Gast in ihr Zimmer ein.

„Ich glaube es,“ antwortete er; „aber eben heute hat mir der Herr ein Zeichen gegeben, daß ich bei Euch eintreten soll; da muß ich Euch wohl willkommen sein. Als ich Oberbirg verließ und Eure liebe Schwester mir noch aus dem Fenster nachrief: „Glückliche Ankunft in Castell!“ drang sich mir auf einmal ein Bedenken auf, ob mein unvermutheter Besuch bei Euch wohl in dem Willen meines Herrn liege. Mein Herz, meine Liebe zu Euch sagte mit allen Stimmen: Ja! Aber eben dieser heftige Drang machte mich irre; ich gedachte an das Wort der Schrift: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist,“ und je größer dieser Kampf widerstreitender Gefühle in mir wurde, desto mehr verlangte es mich nach einem Zeichen, welches der Wille meines Herrn sei. Noch vor Eurem Thore wußte ich nicht, was ich thun sollte und ich gestehe Euch, daß ich selbst ohne einen Gruß vorbei geritten wäre, wenn nicht irgend ein Vorfall mich bestimmt aufgefordert hätte, bei Euch einzutreten. Und dies geschah. Meine liebe Cousine Theodora erschien an der Pforte, und sie ist es, die mich hierher sendet.“

Die Gräfin schüttelte lächelnd das Haupt und sagte: „Lieber Ludwig, ich ehre Deinen frommen Sinn; aber forderst Du nicht zu viel, wenn Du zu allen Dingen erst ein besonderes Zeichen von Gott erwarteſt, ob Du es thun sollst oder nicht? Soll es nicht das Licht des Glaubens sein, das uns überall erleuchtet? Und wenn Dir nun eben bei einer wichti-

gen Angelegenheit, bei einem Gott wahrhaft wohlgefälligen Werke ein solches Zeichen fehlte, würdest Du dann nicht selbst das Gute unterlassen, zu dem Dich Dein Glaube, Deine Liebe treibet?"

„Gewiß, liebe Tante!" antwortete der Graf. „Denn nicht Alles, was uns gut und Gott wohlgefällig erscheinet, ist es auch dem Herrn. Wir armen, schwachen Menschen vermengen Göttliches und Menschliches so sehr in unserem Herzen, daß wir uns nur gar zu gern überreden, irgend ein Werk, das wir thun wollen, sei gut vor Gott, während es doch nur in unserer sinnlichen Natur, in unserer Selbstliebe seinen Beweggrund hat. Zudem, liebe Tante, lebe ich der vesten Zuversicht, daß der Herr niemals mit seinen Zeichen zurückhält, und daß Die, welche den Ausspruch des Herrn suchen, ihn jederzeit finden, wenn sie nur treulich Acht haben auf Alles, selbst auf das Geringste, was unerwartet um uns, oder in uns geschieht und den Gedanken an Ihn rege macht."

„Wer kann Dir darauf entgegnen," sagte die Gräfin, „ohne sich dem Verdachte auszusetzen, daß er an der göttlichen Regierung des Menschen zweifle? Sei es darum also, daß Dein heutiger Besuch zu den Wegen gehört, welche der Herr Dich führt. Daß Du uns aber ein willkommener Gast bist, wirst Du nun sicher glauben!"

„Aber, wie groß Du geworden bist, Ludwig!" fuhr die Gräfin schnell fort, der es daran gelegen zu sein schien, ein anderes Gespräch herbei zu führen. „Es sind wohl eben zwei Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben. Wie alt bist Du nun, Vetter?"

„In einigen Wochen werde ich mein einundzwanzigstes Lebensjahr schließen," antwortete Zinzendorf, „wenn anders der Herr mich bis dahin des Lebens würdigt."

„Und hast Du die ganze Zeit über in Paris gelebt?“ fragte die Tante weiter.

„Nur ein halb Jahr!“ antwortete er; „und ich hoffe zu dem Herrn, nicht ohne Gewinn für meine Seligkeit.“

„Man erzählt sich viel davon;“ warf die Gräfin leicht hin. „Du sollst in der königlichen Familie große Auszeichnung erfahren haben.“

„Und große, wohlverdiente Demüthigung,“ setzte der Graf schnell hinzu, und fuhr dann, wie erläuternd fort: „Es ist wahr, Madame von Frankreich sagte mir einmal in Gegenwart des neunjährigen Königs viel Ehrenwerthes und Schmeichelhaftes über meine religiöse Gesinnung und stellte mich dem königlichen Knaben, der allerdings einen sehr weltlichen Sinn offenbaret, zum Muster vor. Ich leugne nicht, daß mich solche Auszeichnung mit Hochmuth erfüllte; aber der Herr schützte mich vor weiterer Gefahr. Denn gleich am folgenden Tage, als ich mit stolzem Selbstgefühl in die königliche Familie eintrat und viele andere Fürsten und Grafen vorfand, wurde ich mit solcher Geringschätzung behandelt, daß Niemand mich eines Wortes würdig hielt. Da merkte ich denn, daß der Herr mich demüthigen wollte. Hier habt Ihr also, meine gnädige Tante, wieder ein Zeichen von der Nähe und Führung unseres Herrn.“

Als die Gräfin auf diese Wendung des Gespräches nicht einging und im Stillschweigen beharrte, fuhr Zinzendorf fort: „Ich bin völlig gewiß darin, daß jede äußere Erhebung mir nur zu desto größerer Demüthigung von innen dienen muß, daß ich also desto mehr Acht auf mich habe. Auch weiß ich wohl, daß ich mich bei den meisten meiner Verwandten nicht des besten Zutrauens erfreue und ich zweifle, daß ich jemals ein besseres Loos werde zu erwarten haben, weil der weise Regierer meines Lebens vielleicht für gut findet, mich in innerem Streite und äußerer Furcht zu der ewigen Ruhe und

den Wohnungen des Friedens geschickt zu machen. Und, liebe Tante, welchen Werth haben denn eigentlich alle Ehren und Freuden dieser Welt? Ich habe auf meinen Reisen der Könige Paläste gesehen und mich in ihre glänzenden Vergnügungen einführen lassen; aber Ihr könnt mir glauben, es ist ein elend jämmerlich Ding um alle äußere Hoheit und Pracht der Großen! Es ist keiner so mächtig und prächtig, daß es ihm in irgend einem Stücke nicht ein Anderer zuvorthäte. Und darüber ärgern und plagen sie sich vor Neid und Mißgunst und zerstören sich alles Lebensglück, an das ewige gar nicht zu gedenken. Es ist nur ein glänzendes Elend, liebe Tante!"

Die Gräfin erschien eben nicht besonders erfreut über solche Aeußerungen ihres Neffen und war in Verlegenheit, was sie darauf erwidern sollte. Da öffnete sich zu ihrem Glücke die Thüre und ihre Tochter Gräfin Theodora, ein blühendes Mädchen von achtzehn Jahren trat herein. Zinzendorf erhob sich schnell, um seine Cousine auf's Neue zu begrüßen.

„Mit welchem Troste habt Ihr Eure Kranke verlassen?" fragte er dann.

„Mit dem besten, den man geben kann," antwortete das Fräulein, „mit der Hinweisung auf die Hilfe Gottes, die gewiß nicht ausbleiben wird."

„Ja gewiß," versicherte der Graf, „es sei nun zum Leben oder zum Tode; denn Leben oder Tod, Beides ist die rechte Hilfe. Und da wir nicht wissen können, welches für den Menschen das Beste sei, so ziemt es uns auch nicht, um Dies oder Jenes zu bitten, sondern nur um die gerechte Erleuchtung, die Weisheit des Herrn in unserm Schicksale zu erkennen und um die rechte Kraft, Alles würdig, das heißt christlich zu ertragen."

„So hältst Du es also nicht für christlich, Vetter Ludwig," fragte die Tante, „daß ein Kranker um Genesung bei Gott bitte?"

„Allerdings nicht," antwortete der Graf, „wenn der Kranke wirklich kein anderes Gebet, als nur dieses hätte. Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, und wer ist sein Rathgeber gewesen? Wenn nun die Krankheit, die uns trifft, nach des Herrn Rathschluß zum Tode führen sollte, und wir bäten um neues Leben, hieße das nicht den Rathschluß Gottes ändern wollen, weil wir aber nicht wissen, ob uns eine Krankheit zum Leben oder zum Tode treffe, so bleibt uns nichts anderes übrig, als es dem Herrn allein zu überlassen und nur um Geduld und Ergebung ihn anzuflehen, daß wir daß Ende der Krankheit, welches es auch sei, mit der vesten Zuversicht erwarten, daß uns nur Das geschehen könne, was Gott uns ersehen hat."

„Aber denke doch, Ludwig," wandte die Gräfin Mutter ein, „wenn nun, wie in diesem Falle, eine junge Frau von fünfundzwanzig Jahren auf das Krankenlager geworfen wird und es fällt ihr Blick auf die beiden Kinder, die ihr Gott gegeben hat, und von welchen das jüngste noch nicht ein Jahr alt ist, und ihr Mutterherz sagt es ihr, daß mit ihrem Tode ihre Kinder dem Elende und der traurigsten Verlassenheit preisgegeben werden, sollte es dann wirklich unchristlich sein, wenn diese Mutter Gott bittet, er möge ihr um ihrer Kinder willen die Gesundheit wieder geben?"

Mit einem fast schmerzlichen Lächeln blickte Zinzendorf auf seine Tante; noch ehe er aber antworten konnte, nahm Gräfin Theodora das Wort und sagte:

„Liebe Mutter, ich glaube den Vetter Ludwig zu verstehen und ich muß ihm recht geben. Denn wenn einmal Leben oder Tod, Beides vom Herrn kommt und es Allen geziemt, sich dem Willen der göttlichen Vorsehung zu unterwerfen, so kann sich auch eine Mutter nicht davon ausnehmen. Ja, es scheint mir sogar, als ob schon der Gedanke, daß durch den Tod einer Person die Hinterlassenen dem Elende und der

traurigsten Verlassenheit preisgegeben werden, in so fern ein unchristlicher sei, als er einen leisen Zweifel an der Vaterliebe Gottes ausspricht, von dem wir doch wissen, daß er der Wittwen und Waisen Versorger und Vater ist."

„So meinst Du also, Theodora," fiel die Gräfin schnell und nicht ohne Spuren einer leisen Empfindlichkeit ein, „daß eine Mutter so leicht vergessen werden kann und so leicht zu ersetzen ist?"

„Nicht also, liebe Mutter!" entgegnete die Tochter und küßte mit tiefgerötheten Wangen der Mutter Hand. „Aber ich meinte nur, daß Gott nie Wunden schlüge, ohne sie wieder zu heilen, und daß Er, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, den verlassenen Kindern gewiß solche Seelen erwecken werde, welche der Verwaisten sich treulich annehmen. Darin mag wohl Vetter Ludwig Recht haben, daß es mehr zu unserm Frieden dienet, sich ganz und gar der göttlichen Führung zu überlassen und nur, wie der Cousin sagte, um Erleuchtung und um Kraft zu flehen."

„Theodora!" fiel der Graf hier ein und blickte mit dem Ausdrucke des herzlichsten Wohlgefallens auf das Fräulein. „Wie danke ich Euch für diese Worte! Ich weiß seit Langem keine Stunde in meinem Leben, die mich so unaussprechlich glücklich gemacht hätte, wie diese gegenwärtige."

Die Gräfin Mutter ließ sich aber nicht so leicht für besiegt erklären; sie nahm das Wort mit ziemlich ernster Miene und sagte: „Vetter Ludwig, ich meine, dergleichen Grundsätze lassen sich von Gesunden wohl aussprechen; ihr Beide urtheilt darüber, ohne je in solcher Prüfung gewesen zu sein. Wenn ihr Beide jetzt gefährlich krank werden solltet, und ihr dächtet an eure Jugend und an die schönen Träume eurer Zukunft, ob ihr dann nicht in der Stille eures Herzens Gott um Gesundheit und neues Lebens bitten würdet."

„Ich glaube kaum!" entgegnete Theodora mit niederge-

schlagenen Augen und bewegter Stimme, weil sie wohl fühlen mochte, daß sie als eine etwas zu ernste Widersacherin ihrer Mutter erscheine, und setzte dann hinzu: „wiewohl ich für die Schwachheit meines Herzens nicht bürgen mag.“

Zinzendorf aber blickte frisch und frei auf seine Tante und sagte: „Ich zeuge nur von mir selber, aber Ihr werdet doch mein Zeugniß als ein wahres ansehen. Es war zu Ende des Jahres 1719, als ich in Paris sehr krank wurde. Die Aerzte stritten sich um den Ausgang meiner Krankheit und es wurde mir dabei wenigstens so viel klar, daß meine Krankheit wohl zum Tode führen könne. Nun leugne ich nicht, daß in dieser Zeit mein Gewissen tausendfach belastet wurde; ich erblickte auf meinem Lebenswege so viel Thorheit und Feindschaft gegen den Herrn und die Schuld vor Ihm wuchs so sehr an, daß ich vor dem Gedanken zitterte, jetzt, wenn auch nicht ohne Reue, doch ohne Buße abgerufen zu werden und daß ich nur in der Hoffnung meiner Wiedergenesung in so weit einen Trost fand, als ich dann mit desto größerm Eifer meinem Herrn dienen wollte. Aber ich hatte doch nicht den Muth, Gott um mein Leben zu bitten, und so oft ein leiser Gedanke daran in mir sich regte, so oft überfiel mich eine Bangigkeit, die nicht eher wieder von mir wich, als bis ich mich dem Herrn auf Leben und Tod zu eigen gegeben hatte. Es gefiel aber dem Herrn, mich zu erhalten und mich dadurch zugleich von den Stricken des Verderbens zu erlösen, dessen Knecht ich hätte werden können, wenn nicht eben jene Krankheit mich aus dem Schlafe meiner Trägheit auferweckt hätte.“

„Ich sehe nun wohl,“ sagte die Gräfin Mutter freundlicher, als zuvor, wenn auch nur vielleicht aus Klugheit, „ich gehe heute besiegt aus unserem Discours, und überlasse euch Beiden die Krone des Sieges.“

„Wollt Ihr denn nicht selbst diese Krone mittragen, liebe Tante?“ fragte Zinzendorf mit freundlichem Ernste. „Was

wir Beide uns unterstanden haben, gegen Euch zu behaupten, soll ja nach dem Willen unsers Herrn, ein Gemeingut der ganzen Christenheit sein!“

„Mein lieber Neffe,“ antwortete die Gräfin, „laß das bis zur Zeit der Prüfung! Sollte ich heute oder morgen krank werden und mein Ende heran nahen sehen, so hoffe ich von Gott, daß er mir die nöthige Geduld und Freudigkeit geben werde, mich seinem Willen zu fügen; auch wird das innige Verlangen, mit meinem seligen Gatten wieder vereinigt zu werden, mir den Abschied von Theodoren erleichtern! Doch lasset nun nach diesen ernsten Gedanken wieder einige frohe aufkommen! Wir haben heute einen wahren Maitag und ich schlage Euch vor, des Frühlings erste Gaben nicht zu verschmähen. Lasset uns einen Spaziergang durch den Garten machen. Willst Du, Theodora, das Nöthige dazu besorgen lassen?“

Das Fräulein verließ eiligst das Gemach. Kaum sah sich nun Zinzendorf mit seiner Tante allein, als er sich ihr nahte, ihr mit gerötheten Wangen die Hand küßte und sagte: „Liebe, gnädige Tante, so sehr ein ängstliches Klopfen meiner Brust mich vor dem ernsten Worte zurückschreckt, das ich im Begriffe bin, zu Euch zu reden, so ist mir doch der Umstand, daß Ihr, gerade in demselben Augenblicke, wo ich ein Alleinsein mit Euch wünschte, meine Cousine sich entfernen hießet, ein sichtbarer Beweis, daß ich alle Scheu unterdrücken und Euch mein Herz frei und völlig öffnen soll. Erlaubt Ihr mir dies?“

Die Gräfin war überrascht und entgegnete: „Wie Du mich erschreckst, Vetter Ludwig! Ich fürchte doch nicht, daß Du mir traurige Mittheilungen zu machen hast!“

„Nein,“ entgegnete der Graf, „traurig könnten sie nur für mich werden! Doch wozu noch weiter in Räthseln sprechen! Liebe Tante, Ihr erinnert Euch, daß ich schon vor

zwei Jahren, bei meinem letzten Besuche in Castell, meiner lieben Cousine mit besonderer Achtung zugethan gewesen bin, ohne daran irgend eine andere Hoffnung oder Absicht zu knüpfen. Was aber heute sich ereignet hat, ist für mich von solcher Bedeutung geworden, daß ich der Stimme meines innern Menschen nothwendig Gehör schenken muß. Fräulein Theodora tritt mir gerade in dem Augenblicke entgegen, wo ich nach einem recht freundlichen Gruße verlangte. Ihr erster Anblick erregte in meinem Herzen eine solche Bewegung, daß mir plötzlich der Athem schwer wurde. Das Werk wahrer christlicher Liebe, den Krankenbesuch, den sie machte, und die Gleichstimmung unserer Seelen in der christlichen Ansicht vom Sterben, dies Alles hat mich zu dem Verständniß gebracht, daß es wohl des Herrn Wille sei, unsere Lebenswege zu vereinen. Ich liebe Eure Tochter, liebe Tante, von ganzer Seele und habe den innigsten Wunsch, daß Theodora ebenfalls erkennen möge, daß ich vom Herrn zu ihrem Lebensgefährten bestimmt bin. Und wenn dies also wäre, dürften wir dann auf Euren mütterlichen Segen hoffen?"

„Ludwig," sagte die Gräfin von Castell, „Dein Wort ist zu ernst und zu bedeutsam, als daß ich ohne Vorbereitung darauf Dir irgend eine bestimmte Antwort geben könnte."

„Braucht Ihr eine Vorbereitung, liebe Tante," entgegnete Zinzendorf schnell, „wenn es sich darum handelt, auszusprechen, was Euer Herz fühlt?"

„Nein, gewiß nicht!" antwortete sie nicht ohne Zeichen der Verlegenheit. „Aber Du wirst doch glauben, lieber Neffe, daß ein solcher Antrag, wie der Deinige, mein mütterliches Herz auf das Stärkste überraschen und beschäftigen muß?"

„Glaubt Ihr nicht an eine göttliche Leitung unserer Schicksale?" fragte der Graf weiter.

„O gewiß!" versicherte die Gräfin. „Aber woran könnte ich denn den göttlichen Willen erkennen?"

„An der Stimme Eures inneren Menschen," erwiderte Zinzendorf, „wenn Ihr zuvor den Herrn um Erleuchtung gebeten habt. Darum verlange ich auch für den Augenblick keine bestimmte Entscheidung von Euch, sondern nur so viel, ob Ihr mich des Glückes, Theodorens Gatte zu werden, für würdig achtet und ob Euer Mutterherz im Stande sei, unsern Bund zu segnen."

„Laß mich eben so offen sein," sagte nun die Gräfin freier und muthiger, als bisher, „wie Du es gewesen bist. Du sagtest vorhin, es sei Dir bewußt, daß Du Dich bei den Meisten Deiner Verwandten nicht des besten Zutrauens erfreutest, und dies ohne Zweifel wegen Deiner bisherigen etwas abenteuerlichen Lebensweise, obgleich Niemand im Stande sein wird, auch nur einen sittlichen Flecken bei Dir aufzufinden. Ich kann Dich nun versichern, lieber Ludwig, daß ich Dein allerdings ungewöhnliches Thun und Treiben doch niemals mit dem Auge des Mißtrauens angesehen habe; wenn man Dich einen Sectirer oder einen Pietisten oder einen Kopfhänger nannte, so habe ich Dich stets vertheidigt, denn ich kannte dein argloses Gemüth und Deinen ernsthaften gottesfürchtigen Sinn. Wenn nun gleich Deine religiöse Richtung sich nach einer solchen Strenge hin zu neigen scheint, welche gar leicht einem glücklichen Erdenleben, zu dem wir doch gewiß auch geboren sind, gefährlich werden könnte, so bürgt mir doch auch wieder auf der andern Seite Dein gutes Herz, Deine ungeheuchelte Menschenliebe und Deine, in Deinem Alter ungewöhnliche Charaktervestigkeit dafür, daß Du niemals zu den Mißgriffen und excentrischen Maßregeln, wie sie jetzt von der ausgearteten spenerschen Schule unternommen werden, Dich wirst verleiten lassen. Deshalb, lieber Ludwig, hast Du bei mir immer in großer Achtung gestanden, und ich bekenne es jetzt schon, daß ich ohne Besorgniß, vielmehr mit wahrer Herzensfreude das Schicksal meiner Theodora an das Deine

würde geknüpft sehen. Aber ich habe nicht allein darüber zu entscheiden. Theodora ist noch unmündig, und ihr Vormund dürfte also auch seine Einwilligung dazu geben müssen. Wenn nun auch diese, wie ich hoffe, ohne Bedenken erfolgen wird, so ist doch gerade die Hauptperson dabei noch ganz unberücksichtigt geblieben. Hast Du schon Theodoren Dein Herz geöffnet?"

„Noch nicht, liebe Tante," antwortete Zinzendorf, „aber es soll noch heute, es soll sogleich geschehen, wenn Ihr mir die Erlaubniß dazu gebet."

„Recht gern!" äußerte die Gräfin. „Ich mache aber meiner Tochter Einwilligung zur allerersten Bedingung. Hat Theodora Liebe und Vertrauen zu Dir, was ich hoffe und wünsche, so wird sich das Andere, wenn es anders Gottes Wille ist, schon finden."

„So ist mir's recht, liebe, gnädige Tante!" sagte der Graf und küßte ihr mit bewegtem Herzen die Hand. „Soll es sein, so wird der Herr es glücklich hinaus führen."

Kaum hatte er hier geendet, als sich Schritte im Vorsaale hören ließen und Fräulein Theodora wieder hereintrat. „Es ist Alles zur Aufnahme im Garten bereit!" sagte sie.

Da warf Zinzendorf einen Blick auf seine Tante, und als diese ihm ein Zeichen der Zustimmung zurückgab, sagte er:

„Liebe Theodora, Euer Name heißet zu deutsch: Gottesgeschenk, Gottes Schickung. Es ist Fügung des Herrn, wenn Menschen sich zusammen finden und die bisher getrennten Lebenswege in einen zusammenlegen. Der Herr schickt Liebe und Vertrauen aus einem Herzen in das andere; das wahrhafte Lebensglück, das zwei Seelen sich einander bereiten, die in der Liebe des Herrn ihre Seligkeit finden, ist ein Geschenk Gottes. Wie nun, liebe Theodora, wenn Ihr mein Gottesgeschenk, meine Schickung Gottes sein solltet?"

„Wie meint Ihr das, Vetter Ludwig?“ fragte das Fräulein mit hochgerötheten Wangen und gesenkten Augen.

„Ich meine,“ fuhr Zinzendorf ruhig und heiter fort, „ob Ihr Euch entschließen könntet, mir Eure Hand zum gemeinsamen Leben für hier und dort zu reichen, und ob Ihr mich eben so für Euch vom Herrn bestimmt erkennet, wie ich Euch für mich erkenne?“

Theodora, die auch wohl ohne des Vetters nähere Erklärung den Sinn seiner Frage verstanden haben mochte, verblieb in der Scheu und Bangigkeit, mit der sie gesenkten Auges dem Grafen gegenüber stand, und warf zuletzt einen bittenden Blick auf die Mutter.

„Mir war bekannt,“ sagte nun diese, „was Vetter Ludwig mit Dir geredet hat, liebe Theodora. Aus Deinem Blicke sehe ich, daß Du zu wissen wünschest, was ich darüber denke. Mein Kind,“ fuhr sie nun fort, indem sie die Tochter an ihr Herz zog, „auch wenn ich Deinem seligen Vater nicht versprochen hätte, Deinem Herzen keinerlei Zwang anzuthun, so würde meine Liebe zu Dir es nimmermehr dulden, die Zukunft Deines Lebens an meinen Willen zu binden. Du selbst, Du allein sollst entscheiden über Dich, so weit Dir Gott die Macht dazu gegeben hat; denn ich stimme darin wohl mit dem Vetter zusammen, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden. Willst Du aber wissen, was ich darüber denke, so sage ich Dir: meinen mütterlichen Segen und wie ich sicher hoffe, die Einwilligung Deines Herrn Vormundes würdest Du haben. Vetter Ludwig ist ein Ehrenmann.“

Als die Gräfin hier geendet und einen Kuß auf Theodorens Stirn gedrückt hatte, machte sich diese von der Umarmung der Mutter frei, ging dann fest und ruhig auf Zinzendorf zu, gab ihm die Hand und sagte: Lieber Vetter, Ihr habt Euch auf Gott berufen; ich thue es auch. Gönnet mir Zeit, mich zu prüfen und Gottes Willen über mich zu erken-

nen. Versprecht Ihr mir in jedem Falle der endlichen Entscheidung Eure fernere Achtung und Freundschaft?"

„So wahr ich meinen Herrn Jesum liebe!" antwortete Zinzendorf und küßte Theodorens Hand.

„Nun," fuhr das Fräulein fort, „so kommt in acht Tagen wieder. Ueberlasset mich bis dahin meiner Einsamkeit."

„Der Herr erleuchte Deine Seele!" sprach der Graf; und eine Stunde darnach ritt er mit seinem Diener von dannen.

---

## II.

Werdet verständig, was da sei des Herrn Wille.
Epheſ. 5, v. 17.

Einige Tage darauf, nach seinem plötzlichen Abschiede von Castell, ritt der Graf still und ernst, von der Stadt Hof aus, seinem sächsischen Vaterlande zu. Seine Schweigsamkeit verrieth aber nur eine desto lebendigere Zwiesprache mit sich selbst; und was ihm beschäftigen mochte, ist wohl unschwer zu errathen. Denn die Neigung zur Gräfin Theodora war nicht ein vorübergehendes Wohlgefallen, sondern eine herzliche, innige Liebe, hervorgegangen aus einem doppelten Grunde, nämlich aus der Ueberzeugung einer Harmonie der Seelen in den heiligsten Angelegenheiten des Lebens, und besonders aus der Gewißheit, daß seine Verbindung mit diesem frommen Fräulein in dem Willen seines Herrn Jesu liege. Dessen ungeachtet wollte keine rechte Ruhe über ihn kommen, welche ihm als ein Zeichen galt, daß er seines Herrn Willen über sich richtig erkannt habe. Als er etwa eine Viertelmeile Weges die Stadt hinter sich hatte, hielt er plötzlich sein Pferd an und fragte den Diener, ob ihm eine Straße bekannt sei, die von hier aus nach Ebersdorf führe? Und als Friedrich

versicherte, daß von der Stadt aus allerdings ein Weg nach Lobenstein und somit wohl auch nach Ebersdorf abgehe, wandte Zinzendorf rasch sein Pferd und sagte: „So laß uns umkehren. Ich muß mit meinem Herzensfreunde, dem Grafen Heinrich reden."

Und nun ging es so rasch, als es damals der schlechte Zustand der Landesstraßen erlaubte, auf dem bezeichneten Wege fort; bald waren die Gränzen des reußischen Ländchens erreicht, und nur so lange, als die ermüdeten Rosse der Erholung bedurften, wurde in Lobenstein verweilt. Dann ging es im schnellsten Laufe nach Ebersdorf, dem Wohnsitze des regierenden Grafen Reuß, Heinrich, seines Namens der Neunundzwanzigste, der mit Zinzendorf in ziemlich gleichem Alter stand. Als er vor dem Schlosse ankam, sah er, wie ein Stallknecht eben einige gesattelte Pferde vorführte.

„Er ist noch da!" rief Zinzendorf aus; „es soll sein, daß ich mit ihm rede." Und schnell saß er ab und eilte ohne Weiteres die Treppen hinauf.

Hier begegnete er dem Grafen, gestiefelt und gespornt und eben Willens auszureiten.

„Heinrich," rief er ihm entgegen, „Du darfst jetzt nicht fort! Mir ist das Herz zu voll, ich muß mit Dir reden, denn der Herr hat mich an Dich gewiesen."

„Und nicht auch Dein Herz, lieber Ludwig?" fragte der Graf, indem er seinen Gast herzlich umarmte und küßte. „Sei mir willkommen, lieber Freund, Du konntest zu keiner glücklichern Stunde zu mir kommen. Auch mich verlangt es nach einer Seele, mit der ich frei und offen reden kann."

Als nun die beiden Grafen in's Zimmer eingetreten waren, fuhr Heinrich fort und sagte: „Nun schließe mir Dein Herz auf, mein Ludwig! Was ist es, das Dich zu mir führt? Wenn wir Deine Angelegenheiten besprochen haben

werden, dann werde ich Dir mein Herz mit gleichem Vertrauen öffnen."

„Auch Du bist unruhig?" fragte Zinzendorf und blickte mit dem Ausdrucke der Ueberraschung auf seinen Freund und setzte dann sogleich hinzu: „So rede Du zuerst, lieber Heinrich; denn daß ich zu Dir komme, ist doch nur ein Zeichen, daß ich Dir zuerst dienen und rathen soll, wenn anders der Herr mich mit seinem Lichte erleuchtet. Also, mein Freund, was ist es, das Deine Seele zu mir wendet?"

„Es ist," antwortete nun Graf Reuß, „wenigstens in meinem bisherigen Leben die ernsteste und bedeutsamste Angelegenheit, die mich seit einiger Zeit beschäftigt und mir ziemlich allen Frieden genommen hat. Ich bin Willens, mich zu verehelichen."

Bei diesen Worten ging ein leiser Schreck durch Zinzendorf's Seele; er ergriff hastig seines Freundes Hand, faßte ihn scharf in's Auge, senkte dann aber plötzlich seinen Blick und sagte halb laut für sich hin: „Des Herrn Wege sind wunderbar." Und fuhr dann lauter fort: „Ja mein Freund, es soll also sein. Wir sollen in dieser Angelegenheit die Gedanken und Sinne unsers Herzens mit einander austauschen. Möge der Herr dann sein entscheidendes Wort dazwischen reden. Denn wisse, Freund, auch ich suche eine Lebensgefährtin, oder daß ich vielmehr sage: ich habe eine Lebensgefährtin gefunden, und komme Dir es mitzutheilen, und mich mit Dir über diesen ernsten Wechsel unseres bisherigen Lebens auszureden. Sage mir, mein Heinrich, was hältst Du von der Ehe überhaupt?"

„Sie ist unbezweifelt Gottes Ordnung!" entgegnete rasch Graf Heinrich. „Es ist wahrhaft nicht gut, wenn der Mensch allein durch sein Leben gehen will."

„Daran habe ich nie gezweifelt!" sagte Zinzendorf. „Soll ein einsames Leben ein gerechtes und frommes sein,

so gehört dazu ein völlig von der Luft der Welt geläutertes Herz, sonst bringt die Einsamkeit mehr Böses, als Gutes. Es ist Gottes Ordnung, daß Zwei zusammen leben und zusammen nach dem himmlischen Kleinode jagen. Und hier ist es eben, wo ich Deine Gedanken wissen möchte, mein Heinrich, ob Du auch dem Ehestande diesen höchsten, letzten Zweck giebst. Es ist Dir nicht unbekannt, daß Einige in unsern Zeiten eine Frucht wahrer Frömmigkeit auch darin suchen, daß sie ehelos bleiben, weil sie jenen Stand als für Kinder Gottes nach dem Sinne des Evangelii nicht für schicklich ansehen, indem sie leicht darin zur Sünde könnten verleitet werden. Aber schon unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr von Bonin, hat mir aus den Worten der Schrift dargethan, daß man den Ehestand heilig führen könne; und ich glaube, wie Luther und Spener es auch in ihren Schriften auseinandersetzen, daß der Ehestand gerade die rechte Arzenei gegen alle Sünden der Unkeuschheit sei. Dazu aber bedarf es zweier frommen, dem Herrn treu ergebenen Seelen; wo im Ehestande des Einen Herz Gott dienet, des Andern Herz aber der Welt, da ist wenig Frucht des Evangelii zu hoffen. Darum meine ich, nur Diejenigen hat der Herr für einander bestimmt, die eine gleiche Gesinnung in Ansehung der Sache unsers Herrn haben, die sich gegenseitig als sichtbare Aushelfer zur Erlangung des himmlischen Kleinods erkennen und somit Einer des Andern Erzieher wird zum Himmel."

„Gewiß, so soll es sein!" sprach Graf Heinrich. „Und eben deshalb ist es kein leichtes Werk, eine solche Gefährtin aufzufinden. Und das ist es, was mich seit einiger Zeit sehr beunruhigt."

„Sollte Dir der Herr nicht die Augen öffnen?" fragte Zinzendorf, „daß Du erkennest, ob Du eine solche Seele findest? Mir wenigstens hat der Herr auf wunderbare Weise gezeigt, welches Herz er für mich erwählet hat. Und ob ich

gleich ihrer Zusage noch nicht völlig gewiß bin, so hoffe ich doch, daß ich in den nächsten Tagen auch über diese kleine Unruhe werde hinweg sein."

Graf Heinrich schien zu sehr mit seinen eignen Gedanken beschäftiget, als daß er diese Gelegenheit benutzt hätte, eine weitere Frage an seinen Freund zu thun. Endlich sagte er: „Wie glücklich bist Du, mein Ludwig, wenn Du gefunden hast, was Du suchest. Ich irre mit meinen Gedanken noch umher, und kann zu keinem vesten Entschlusse kommen."

„Ist Dir denn gar Niemand bekannt," fragte Zinzendorf, „zu dem Dich Dein Herz mit besonderer Neigung zieht?"

„Doch, doch!" erwiderte der Freund. „Obgleich mir nämlich von meinen Verwandten und Freunden verschiedene Comtessen genannt worden sind, bei welchem alle äußere Vorzüge, welche Leibesgestalt und irdische Güter überhaupt geben, sich mit Vorzügen des Geistes und Herzens vereinen, so ist doch unter ihnen eine, für die ich schon längere Zeit die innigste Achtung und Neigung verspüre. Auch habe ich bis gestern der sichern Hoffnung gelebt, daß meine Wünsche wohl erfüllt werden würden. Da wird mir gestern Abends noch die Mittheilung gemacht, daß die gedachte Comtesse bereits versprochen sei. Und das ist's, was mich so unruhig, ja ich darf wohl sagen, so unglücklich gemacht hat."

„Und wer ist der Glückliche," fragte Zinzendorf nicht ohne Zeichen innerer Aufregung, „der hindernd Deinem Lebensglücke in den Weg tritt?"

„Ich weiß es nicht!" antwortete Graf Reuß. „Mir wurde nur gemeldet, daß die Sache als ein großes Geheimniß betrachtet werde."

„Aber wie heißt die Comtesse?" fragte Zinzendorf hastig weiter.

„Es ist die liebenswürdige Gräfin Theodora von Castell," erwiderte Heinrich, „eine wahrhaft christliche Jungfrau, welche,

wie selten eine andere, in unsern jetzigen weltlustigen Zeiten das Eine erkannt hat, was noth thut und bei Vornehm und Niedrig in größter Achtung und Liebe steht. Doch Du mußt sie ja fast besser kennen, Ludwig, als ich; sie ist ja Deine Cousine."

Still und ernst saß Zinzendorf seinem Freunde gegenüber, und nur Dem, der den Zustand seines Herzens und den Vorfall in Castell kannte, wäre es möglich gewesen, einen flüchtigen Schmerz auf des edlen Jünglings Angesichte zu bemerken. Nach einer kleinen Pause faßte Zinzendorf seines Freundes Hand und sagte: „Mein Heinrich, ich muß, hoffentlich nur auf eine kurze Zeit, mit meinem Herrn reden. Wirst Du mich entschuldigen, wenn ich mich jetzt entferne?"

„Was hast Du, lieber Ludwig?" fragte Jener hastig und mit inniger Theilnahme. „Ist Dir etwa ein Uebel begegnet?"

„Nein, mein Bruder!" antwortete Dieser ruhig und mit heiterer Miene. „Ich habe nur auf eine Frage zu antworten, die der Herr an mich gethan hat; und wem könnte ich dabei anders zu Rathe ziehen, als Ihn selbst, der die Antwort von mir verlangt?"

Und mit diesen Worten erhob er sich und ging in das anstoßende Zimmer ab, während Graf Reuß ihm mit ernstem Kopfschütteln nachsah. Uns aber ziemt es nicht, Dem, der mit seinem Herrn allein reden will, in das stille Kämmerlein zu folgen, wo er den schweren Kampf zwischen Freundschaft und Liebe, zwischen eignem Willen und Gottes Willen zu kämpfen entschlossen war.

Nach etwa einer halben Stunde trat Zinzendorf wieder heraus, ein heiteres siegreiches Lächeln auf seinem Angesichte. „Heinrich," sprach er zu seinem Freunde, „liebst Du wirklich die Gräfin Theodora von Grund Deines Herzens, und hast Du die Ueberzeugung in Dir, daß Dir diese edle Jungfrau

von unserm Herrn zur Gefährtin Deines Lebens zugewiesen ist?"

Heinrich stand bewegt von der ernsten und doch so freundlichen Frage seines Gastes und entgegnete: „Hier waltet ein Geheimniß, mein Ludwig, das Du mir lösen mußt, ehe ich antworte. Und täuscht mich meines Herzens Beben nicht, so ahne ich, was mit Dir vorgegangen ist."

„Antworte mir," fuhr Zinzendorf dringend fort, „frei und brüderlich: Liebst Du Theodoren von Grund Deines Herzens?"

„Wie mich selbst!" antwortete der Freund. „Theodora ist das einzige Bild, das aus meiner Zukunft für dieses Erdenleben mir beseligend entgegentritt. Aber noch weiß ich nicht, ob sie mich ihrer Achtung, ihrer Liebe werth hält."

„Nun, mein Bruder," sprach Zinzendorf und erfaßte des Freundes Hand, „nicht umsonst hat mich der Herr eben jetzt zu Dir geführt. Es muß Alles also sein. So wisse denn: der Bräutigam, welchem die Gräfin Theodora verlobt sein soll, bin ich selbst. Zwar habe ich nur erst der Mutter und des Vormundes Einwilligung, aber doch hätte ich wohl der eignen Zusage Theodorens entgegen sehen dürfen. Aber mein Herr will es anders; ich sollte nur in Seiner Hand das Werkzeug seines Willens sein, ich sollte Dir Deine Herzensfreundin zuführen. Theodora sei Dein, mein Heinrich!"

„So täuschte mich doch meine Ahnung nicht!" rief Graf Reuß erschüttert aus. „Aber da sei Gott für, daß ich einen solchen Raub an meinem liebsten Freunde begehe. Nein, mein Ludwig, Dich hat Gott zuerst ihr zugeführt, Du hast Dein Herz ihr geöffnet, und der Mutter Segen ruht bereits auf Dir. Von jetzt an werde ich gegen den Gedanken kämpfen, der mich zur Sünde gegen Dich und gegen Gott verleiten könnte. Theodora ist Dein, mein Ludwig, und bleibt Dein."

Zinzendorf blickte mit vester, freudiger Zuversicht auf seinen Freund und sagte: „Meinst Du, Heinrich, daß der Herr

sich jemals trügen könne? Ich habe ihm im Gebete meines Herzens Zwiespalt vorgetragen, ich habe ihn um Erleuchtung gebeten, und er hat mir klar und bestimmt die Antwort gegeben, daß Theodora nicht mir, sondern Dir gehöre, und daß ich sein Werkzeug sein soll, Dir sie zuzuführen. Darum rede mir nicht mehr darein, mein Bruder; davon, was ich als meines Herren Willen erkannt habe, bringt mich weder Bitten noch Drohen, weder Verlust noch Gewinn, noch sonst eine Macht der Erde ab.

„So liebst Du Theodoren nicht?“ fragte Heinrich.

„Eben daß ich sie liebe,“ antwortete er, „wird mir ein Zeugniß, daß ich sie lassen soll. Denn wisse, mein ganzes Herz hängt an dieser theuren Person mit einer Glut der Liebe, die mir schon als ein Treubruch gegen meinen Herrn erschienen ist. Ich fühle es, solche Liebe ist zu groß, zu mächtig, denn sie umfasset alle Gedanken und Sinne des Herzens. Was soll meinem Herrn übrig bleiben, wenn ich Jemanden außer ihm auf gleiche Stufe mit ihm stelle? Mir und ihr könnte solche Liebe nur Schaden bringen. Des Herrn Weg, den er mich zu sich führt, ist wunderbar, und, warum soll ich der Schwachheit meines Herzens nicht nachgeben, sehr schmerzhaft; aber eben, daß der Herr dies größte Opfer von mir fordert, ist mir eine Freude, daß auch Er mich liebt.“

„Ich kann dies Opfer nicht von Dir annehmen!“ fuhr Graf Reuß fort, indem er mit heftiger Bewegung im Zimmer auf und ab schritt. „Meinst Du denn, daß Theodora den Gegenstand ihrer Liebe so plötzlich wechseln kann? Wenn sie nun Dich eben so schwer lassen könnte, als Du sie, würde ich dann nicht durch mein ganzes Leben den Vorwurf auf meinem Gewissen tragen, zwei Seelen, die sich angehörten, getrennt und somit unglücklich gemacht zu haben?“

„Die Trennung von ihr,“ sagte Zinzendorf, „ist nur zu meinem und ihrem Heile. Theodora kennt die Kämpfe

nicht, die ich ihretwegen bestanden, und das nimmt schon einen großen Theil der Betrübniß hinweg, wenn anders meine Cousine mir anzugehören beschlossen haben sollte. Aber, bedenke mein Heinrich, ich habe ihr Jawort noch nicht, und wenn sie mich auch nach acht Tagen wieder zu sich beschieden hat, so kann dies ja immer auch deshalb sein, um mir zu sagen, daß sie mich nicht lieben kann. Sollte nicht auch Theodora mit ihrem Herrn darüber zu Rathe gehen?"

„Aber wie wenig darf ich mich mit Dir vergleichen?" warf der Freund auf's Neue ein. „Dein Name, lieber Ludwig, ist im ganzen deutschen Reiche bekannt und in Ehren; Deine vielfachen Reisen, Deine gelehrten Studien, Deine einflußreichen Freunde und Verwandte, Dein so ungewöhnliches Wirken für das Reich Gottes, Dein vortreffliches Herz, dies und tausend andere Vorzüge, die Du vor mir hast, wiegen schwer in der Wagschale, in welcher ein edles Frauenherz die Zukunft ihres Erdenlebens abwägt."

„Wie irrest Du darin, mein Freund!" antwortete Ludwig. „Eben mein ganzes bisheriges Leben ist wenig geeignet, mir der Frauen Gunst zu erwerben. Ich bin zu wenig für die Welt, selbst in dem Sinne, wie ein christliches Gemüth es wohl sein kann. Ich ging auf Reisen, allerdings um die Welt kennen zu lernen; allein je weiter ich kam, desto vester hielt mich mein Herr. Ich suchte mir immer nur die Leute aus, denen ich die Gnade des Heilandes anpreisen konnte. Und dies hat mir nicht immer zum Lobe vor der Welt gedienet. Ich war höflich gegen Diejenigen, an welche ich mich nicht trauete. Denen, die mich zum Mitgenusse sinnlicher Freuden verführen oder sonst mit mir Gespräche anknüpfen wollten, deren Inhalt ich vor meinem Herrn nicht verantworten konnte, begegnete ich ziemlich unfein und benutzte jede Gelegenheit, dergleichen Personen in ihrer sittlichen Schande blos zu stellen. Die Folgen davon waren für mich nicht an-

genehm und ich genieße sie jetzt noch. Ein gutes Theil meiner Verwandten hält mich deshalb nicht besonders in Ehren. Denn die Welt wußte nicht recht, und weiß es jetzt noch nicht, wie sie mit mir daran ist, weil ich in meinem Aeußern nichts habe, das meinen Stand verrathen könnte, und weil ich bei Hofe, namentlich in Paris, weder spielte noch tanzte. Christen von gewöhnlicher Lebensweise halten mich für einen Pietisten, während gerade diese mich am Allerwenigsten dafür gelten ließen. So siehst Du, lieber Heinrich, daß all' mein Ruhm, den Du mir anthun möchtest, nicht fein ist, und daß in meinem Stande, in meiner Lebensweise und in meinen bisherigen Schicksalen eben nicht Vieles ist, worauf ein weiblich Herz, in allen Ehren gesprochen, großen Werth legen könnte."

„Meinst Du," fuhr der Freund fort, „daß Deine Cousine Theodora auf dergleichen weltliche Vorzüge viel gebe?"

„Wohl nicht zu viel!" antwortete Zinzendorf. Sie hat den Geist des wahren Christenthums schon zu tief verstanden, als daß sie an einem Leben der Vornehmen unserer Zeit Wohlgefallen finden könnte. Indeß ist sie noch zu jung, um über alle Eitelkeiten der Welt hinweg zu sein. Ihr dazu zu helfen, war allerdings mein innigster Wunsch und Wille, aber wenn sie Dich, meinen Herzensfreund, heirathet, so wird sie den Eitelkeiten der Welt auch entrissen. Zudem ist Theodora als Deine Gattin im Aeußern auch besser versorgt, als bei mir. Du bist ein regierender Herr, ich bin ein Pilger der Welt, ein armer Diener Jesu."

„Lieber Ludwig," warf Graf Reuß ein, „gerade diese Worte stellen mich so tief unter Dich, daß ich meine Unwürdigkeit fühle, Theodoren zu besitzen."

„Laß darüber den Herrn entscheiden!" sagte Zinzendorf schnell und bestimmt. „Glaube mir, es wird also werden, wie Er es beschlossen hat. Darum mache ich Dir den Vor-

schlag, laß uns zusammen nach Castell reisen; dafür, daß Du meiner Tante und Theodorens Vormund auf das Beste empfohlen wirst, laß mich sorgen. Um Theodorens Herz laß uns zusammen werben; sie ist viel zu ehrlich und offen gesinnt, als daß sie, um vielleicht dem Einen nicht weh zu thun, dem Andern eine Liebe heucheln könnte, die sie nicht fühlt. Entscheidet sich Theodora für Dich, mein Heinrich, was wenigstens in meiner Seele gewiß ist, so werde ich dem Willen meines Herrn mit dem freudigsten Herzen mich unterwerfen. Wäre es aber dennoch Sein Wille, daß Theodora mir zugehören soll, nun so wird mein Herzensfreund gegen Den keinen Groll hegen, der nur seines Herrn Willen sich fügte. Gehst Du auf diesen Vorschlag ein?"

„Gieb mir noch einige Stunden Bedenkzeit!" bat Graf Reuß. „Auch ich will mit Gott zu Rathe gehen."

Und so geschah es; nachdem die beiden Freunde eine Zeit lang, ein Jeder in seinem Kämmerlein über dieses ihr wichtiges Vorhaben sich mit ihrem Herrn besprochen hatten, kamen sie wieder zusammen und Graf Reuß sagte: „Es sei so, mein Ludwig. Wir reisen zusammen nach Castell. Der Herr mag entscheiden, und wie er auch entscheidet, wir wollen seinem Willen uns freudig unterwerfen."

Und am nächsten Tage traten beide Grafen ihre Reise nach Castell an.

# III.

Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.

Matth. 16, 24.

Es war in noch ziemlich früher Morgenstunde des neunten Mai's des Jahres 1721, als die beiden Grafen in den Schloßhof zu Castell einritten. Zinzendorf mit heitrer Miene und dem zufriedenen Lächeln, das er bis an seinen Tod in Freud' und Leid auf seinem Angesichte trug; Graf Reuß dagegen mit sichtbarer Beklommenheit, eine Folge seines ihn strafenden Gewissens, daß er, wenn auch ohne seine Verschuldung, einen Zwiespalt in Theodorens Herz bringen werde. Der Diener hatte den Besuch noch nicht angemeldet, als die beiden Gräfinnen, Mutter und Tochter bereits den lieben, wohlbekannten Gästen entgegen kamen, und da der Tag so freundlich war, mit ihnen in den Schloßgarten eintraten.

„Ich halte Wort," sagte Zinzendorf, indem er ehrerbietigst den beiden Frauen die Hand küßte, „und bin am achten Tage wieder hier."

„Und herzlich willkommen, wie immer," setzte die Gräfin Mutter hinzu. „Daß Du Deinen Herzensfreund, den Herrn Graf Reuß, uns zuführst, ist doch wohl ein Beweis, daß Du gern bei uns weilest?"

„Gewiß, liebe Tante," antwortete der Neffe, und bot ihr den Arm zu einem Spaziergange im Garten, weil er bemerkte, daß sein Freund, der Verabredung gemäß, mit Gräfin Theodora ein Gespräch angeknüpft hatte. „Und nun saget mir," fuhr er dann fort, „welche Antwort mir Theodora heute geben wird."

„Ich denke, die beste," sagte sie, „nämlich die Du erwarteſt, lieber Ludwig!"

„Dann könnte es leicht eine andere sein, als Ihr erwartet," setzte Zinzendorf schnell hinzu.

„Wie das, lieber Vetter?" fragte die Gräfin verwundert. „Ich dächte doch, nach dem, was sich zwischen uns begeben hat, könnten meine Wünsche und Erwartungen keine andern sein, als die Deinen!"

„Die Wege des Herrn sind wunderbar!" rief der Graf aus. „Lasset Euch mittheilen, was sich Wunderbares ereignet hat. Als ich vor acht Tagen Castell verließ, war es meine veste Absicht, irgend einen lieben Freund aufzusuchen, mit welchem ich über meine nächste Zukunft mich ausreden wollte. Ich dachte bald an Diesen, bald an Jenen, und war zuletzt Willens, zu dem Grafen Henkel nach Pölzig zu gehen. Da kommt mir, als ich die Stadt Hof verließ, ganz plötzlich das Bild meines lieben Heinrich, des Grafen Reuß, vor die Seele und das mit solchem Ungestüm, daß ich sogleich einsah, mein Herr wolle es. Und ich habe mich nicht getäuscht, wie in allen Stücken, wo Er, der allein meine Liebe ist, sein Wort darein redet. Ohne daß Heinrich wußte, was sich hier begeben hat, machte er mir das Geständniß, daß er Theodoren liebe, und keinen sehnlicheren Wunsch habe, als ihr Gatte zu werden."

„Nun!" rief die Gräfin überrascht aus und blieb, die Augen mit Ungeduld auf Zinzendorf gerichtet, vor ihm stehen. „Was willst Du damit sagen?"

„Daß auch ich keinen sehnlicheren Wunsch habe," antwortete er schnell, „als daß Theodora meinen Heinrich liebe."

„Ludwig," sagte die Gräfin ernst, „weißt Du auch, was Du redest?"

„O gewiß, liebe Tante!" erwiderte er freundlich. „Ich rede nur Das, wozu die Freundschaft für meinen Heinrich,

vor Allem aber die Liebe und der Gehorsam gegen meinen Herrn mich treiben."

„Ludwig," fuhr die Gräfin mit ernstem Kopfschütteln fort„ erscheint Dir die Sache so leicht, daß Du mit so heiterer Miene über Deine und meiner Tochter Zukunft redest?"

„Wir haben Alle keine andere Zukunft," sagte Zinzendorf schnell, „als die der Herr uns bereitet. Wehe Dem, der seinen eignen Weg gehen will, und das Licht verdecket, daß Er vor uns hergehen lässet. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen, und besonders mehr, als sich selbst."

„Du hast Theodoren nie wahrhaft geliebt," warf die Gräfin bitter ein, „und hast ein eitles Spiel mit ihr getrieben."

„Ihr könnt mir nicht weh thun, liebe Tante," sprach der Graf heiter und freundlich, „so sehr dieser Vorwurf mich niederdrücken könnte. Ihr zweifelt, ob ich Theodoren wahrhaft liebe? Nennet mir ein Opfer, das größer ist, als das, was ich meinem Heinrich bringe, und ich bringe es um Theodorens willen. Vor acht Tagen verließ ich Euer Haus als der glücklichste Mensch; mein ganzes Herz war nur ein Gefühl des Dankes und der Freude, die schmerzlich genug war, da ich meines Glückes mich unwürdig erkannte. Ich hätte nie geglaubt, daß irgend Jemand auf Erden meinen ganzen innern Menschen, mein ganzes Sinnen und Denken so sehr gefangen nehmen könnte, als meine Liebe zu Theodora. Ja, ich bekenne es, selbst in mein Gebet trat Theodorens Bild und störte meine Freudigkeit in dem Herrn. Ich weiß, ich sündigte, daß ich neben Ihn, dessen alleiniger Diener ich sein will, einen zweiten Gegenstand stellte, den ich liebte im Wachen, wie im Traume, — und dennoch zweifelt Ihr, gnädige Tante, ob ich Theodoren liebe!"

„Wenn Du sie wirklich so liebst," sagte die Gräfin, „wie wird es Dir so leicht, sie zu lassen?"

„So leicht?“ wiederholte Zinzendorf. „Was ich darüber mit meinem Herrn geredet habe, darf ich keinem Menschen anvertrauen. Aber so viel darf ich Euch sagen, daß ich noch keinen größeren Kampf gekämpft, als diesen zwischen mir und Ihm, und daß meine Thränen flossen, als hätte ich eine schwere Sünde zu bereuen. Aber mein Herr blieb bei seinen Worten: Es soll nicht sein. Sein Wille muß also geschehen.“

„Unbegreiflicher Mann!“ rief die Tante aus. „Hast Du auch bedacht, welche Folgen Deine Sinnesänderung für Theodoren haben wird? Wenn auch Du Dein Herz bezwingen kannst, hast Du auch solche Macht über das Herz meines Kindes? Wie nun, wenn Theodora Dich mehr liebte, als Du glaubest, wenn Du durch Deinen Rücktritt ihren Frieden störtest, und statt Glück nur Unglück in unser Haus gebracht hättest?“

„Das wird nicht sein!“ antwortete Zinzendorf mit freudiger Zuversicht. „Was mein Herr thut, das thut er nie halb. Dasselbe sein Wort, das mich zur Unterwürfigkeit unter Ihn gebracht, wird auch Theodorens Herz regieren und sie bald erkennen lassen, daß ich nur das Werkzeug sein sollte, ihr meinen Heinrich zuzuführen.“

„Du hast viel Vertrauen,“ Ludwig, sagte die Gräfin.

„O, noch viel zu wenig!“ erwiderte der Graf ernst. „Hätte ich vollen Glauben, so würde ich keine Kämpfe mehr haben zwischen mir und Ihm.“

„Aber hast Du auch bedacht,“ fuhr die Gräfin fort, „was für Folgen Dein Rücktritt für die Ehre unseres Hauses haben kann? Ich habe es nicht verschwiegen, daß Du meinen Segen schon dahin hast, daß Theodorens Vormund mit gleicher Freudigkeit seine Zustimmung ertheilt hat, und nach Dem, was Theodora selbst mir mitgetheilt, ist sie entschlossen, Dir heute ihr Jawort zu geben. Das wissen die Freunde und Verwandte unseres Hauses, ja, um Dir Alles zu sagen, —

ich habe gegen Einzelne, welche um Deines unruhigen und vielbewegten Lebens, besonders aber um Deiner ungewöhnlichen religiösen Ansichten willen, meinem Kinde manche Zweifel an ihrem zukünftigen Glücke stellten, mit wahrhaft mütterlicher Liebe Deine Vertheidigerin gemacht und zwar aus voller Ueberzeugung, daß man Dir Unrecht thue. Ich hatte die Freude, Aller Herzen für Dich zu gewinnen, — ich erwarte für diesen Nachmittag mehrere Freunde, Theodorens Vormund ist schon angekommen, — wir Alle stehen im Begriffe, Deine Verlobung zu feiern, da kommst Du und sprichst: Ich will nicht! Hast Du bedacht, Ludwig, welche Flecken dies auf unseres Hauses Ehre werfen kann und sicher werfen wird?"

„Welche Flecken?" wiederholte Zinzendorf. „Kann der Gehorsam gegen des Herrn Willen einen Flecken auf uns werfen, liebe Tante? Verdient es Tadel, wenn wir den Herrn mehr lieben, als uns selbst? Und, weil Ihr mich zwingt, von meiner Schwachheit zu reden — meinet Ihr, daß mir das Wort: Ich will nicht! so leicht geworden ist? Habe ich nicht auf diesen meinen Knieen meinen Herrn mehr, als es sich ziemt, gebeten, er möge mir Theodoren lassen? Rechnet Ihr meinen Schmerz, meine so bitter getäuschte Hoffnung, selbst meinen Widerstand gegen Ihn für so gar nichts?"

„So thue es nicht!" warf die Gräfin schnell ein.

„Tante," sagte Zinzendorf ernst und feierlich, „das könnt Ihr nicht ernstlich wollen! Leset hier das Wort meines Herrn."

Und er zog aus seiner Tasche ein Psalmbuch, schlug sicher und schnell eine Stelle auf und reichte sie der Gräfin.

Diese nahm und las: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil." (Psalm 73, V. 25 und 26.)

„Das ist mein Bekenntniß!“ setzte Zinzendorf hinzu, und über sein Angesicht ging eine Seelenheiterkeit, wie die des Stephanus, dessen Angesicht war wie eines Engels Angesicht. Dann fuhr er fort: „Ich habe nur eine Passion, und die ist Er, dessen Namen ich nicht denken kann, ohne daß mir Seele, Geist und Gemüth in Liebe entbrennen. Was Er mir heißet, das thue ich, und sollten mir Leib und Seele verschmachten. Theodora war mein zweites Leben, und noch habe ich die Neigung nicht bekämpfen können, die mich nach ihr zieht. Aber ich freue mich dieses Schmerzes, ja ich rühme mich dessen, denn nun habe ich doch Etwas, das mich um meines Herrn willen sauer und schwer ankommt.“

„Ludwig,“ sagte die Gräfin gerührt, „Du bist ein edler Mensch, und ein treuerer Diener Jesu, als wir Alle. Aber, lege mir das nicht zum Uebeln aus, geht Deine Selbstverleugnung nicht zu weit? Oder gehörst Du etwa gar zu Denen, welche die Ehe als für den wahren Christen nicht ziemlich halten? Könntest Du die Liebe zweier Seelen, die es erkannt haben, daß sie für einander leben und wirken sollen, zur Sünde machen?“

„Also auch Euch gelte ich als Pietist?“ fragte Zinzendorf mit leichtem Lächeln. „Nein, liebe Tante, davor wird mich mein Herr behüten, daß ich an Gottes Ordnung jemals irre würde. Vielmehr hoffe ich mit Zuversicht, daß Er, der alle christlichen Herzen regiert, mir ein solches Herz noch zuführen wird, das er für mich bestimmt hat. Und je mehr ich mich mit dieser Wunde vertraut mache, desto mehr erkenne und fühle ich, daß sie mir mein Herr zu meiner Heilung geschlagen hat. Eben weil ich Theodoren zu sehr liebte, würde mein Eifer zu Ihm erkaltet sein, und diese übergroße Liebe würde mich abgehalten haben, mit dem vollen Ernste des göttlichen Wortes an der himmlischen Erziehung Theodorens zu arbeiten. Wenn die Liebe zu schwach geworden ist, zu

züchtigen und zu strafen, dann ist sie größer als sie sein soll und darum verwerflich."

Als die Gräfin hier gedankenvoll die Augen senkte und im Stillschweigen verharrte, als ginge vor ihrer Seele irgend ein Bild der Vergangenheit vorüber, fuhr Zinzendorf fort: „Zudem ist mein Herzensfreund der Einzige auf Gottes Erdboden, dem ich Theodoren mit voller Freude überlasse. Mein Heinrich ist ein treuer Diener unseres Heilandes; auch er hat erkannt, daß alle Hoheit und Herrlichkeit dieser Erde nichtige und eitle Dinge sind, die allen Werth verlieren, wenn nicht ein Herz voll Liebe zu unserm Herrn sie weihet und heiliget. Heinrich wird meiner lieben Cousine ein besserer Gatte und Herzensfreund sein, als ich. Ich fühle es, der Ort meines Wirkens wird nicht das enge Haus sein, für welches das Weib geschaffen ist; mich treibt es ruhelos fort von Land zu Land; ich muß umher gehen zu meinen Brüdern nah und fern und das Wort vom Kreuze predigen. Ich ahne es, meine Berufung wird mich in Länder und zu Menschen führen, wohin ein Weib zu schwach ist, mir zu folgen. Ich kann es, darum soll ich's thun. Mich bindet kein Amt, kein Geschäft, keine andere Arbeit, als die im Weinberge meines Herrn. Heinrich dagegen ist ein regierender Herr! ihm hat Gott für sein ganzes Leben den Ort angewiesen, wo er leben und wirken soll. Hier wird Theodora ihm der sichtbare Engel sein, der sein Herz in Liebe zum Heilande bewahrt. Und da nun einmal unser Stand in der menschlichen Gesellschaft eine gewisse äußere Herrlichkeit nicht entbehren kann, so ist auch Theodora bei meinem Heinrich besser versorgt, dem der Herr viele Güter gegeben hat. Ich dagegen bin ein armer Diener Jesu, ein armer Pilger, berufen ruhelos zu wandern, bis mein Herr mich heimrufen wird."

Die Gräfin verharrte im ernsten Stillschweigen; da er-

griff Zinzendorf ihre Hand, küßte sie und sprach: „Zürnet mir meine Tante noch?“

„Ich kann es nicht!“ antwortete diese und verbarg mit Mühe ihre Thränen. „Wahrlich, Ludwig, Du bist ein edler Mensch.“

„Nicht das!“ erwiderte er. „Ich will nichts sein, als ein treuer Diener Jesu. Aber nun saget mir, wollet Ihr auch den mütterlichen Segen, den Ihr mir ertheilt hattet, auf meinen Freund Heinrich übertragen?“

„O gern,“ sagte sie, „wenn Du es verlangst, Ludwig. Auch ich sage Dir, daß nur der Graf Reuß der Mann ist, in dessen Hand nach Dir ich meines Kindes Zukunft niederlege. Aber was wird Theodora sagen?“

„Wenn Ihr mir erlaubet,“ fiel Zinzendorf schnell ein, „so rede ich sogleich selbst mit ihr. Und Ihr sollt dessen Zeuge sein.“

Als die Gräfin dies gestattete, lenkten Beide ihre Schritte nach dem Theile des Gartens zu, wo Graf Reuß mit der Gräfin Theodora sich im Gespräche befand.

„Liebe Cousine,“ sagte er dann ohne Weiteres zu ihr, „Ihr habt mir den heutigeu Tag bestimmt, um über mein künftiges Schicksal zu entscheiden. Ihr wisset, wie aufrichtig ich Euch liebe; und darf ich Euren Worten eine günstige Deutung geben, so kann ich wenigstens hoffen, daß Ihr mir nicht feindlich gesinnt seid. Seitdem ich Euch verlassen habe, hat mir der Herr ein Verständniß geoffenbaret, an das ich nicht gedachte, als ich um Eure Hand bat. Jetzt weiß ich's, daß ich nur zu Euch gesendet war, um Euch einem Andern zuzuführen, dem Ihr angehören sollt. Und dieser Andere ist mein Herzensfreund Heinrich, der hier mit einem Herzen der innigsten Liebe Euch gegenübersteht, und in dessen ganzes Lebensglück Euer Name als ein himmlischer Stern hineinleuchtet. Theodora, wir stehen Alle unter des Herrn heiligem

Regimente, wir sind Ihm Alle ein freies, offenes Wort schuldig. Und so frage ich Euch, wollt Ihr meines Heinrichs Gattin sein?"

Theodora erglühte in tiefster Röthe; ihre Augen standen voll Thränen, und mit dem Ausrufe: „Mein Gott!" sank sie an ihrer Mutter Brust.

„Lasset uns allein, liebe Herren!" bat die Mutter und ging mit der Tochter nach der Laube zu.

Und wohl eine Stunde verging, in welcher die beiden Männer von den beiden Frauen getrennt blieben, und welche Drei von ihnen mit Unruhe und Kampf zubrachten. Nur Zinzendorf verlor auch nicht für einen Augenblick seine Heiterkeit, mit welcher er dem Grafen Reuß, der theils sich noch Vorwürfe machte, daß er seines Freundes Glück zerstöret, theils in banger Besorgniß war, daß die Gräfin Theodora ihn abweisen möchte, tröstend entgegen trat. Endlich wurden die beiden Freunde in die Laube gerufen; und als sie eingetreten waren, begann Theodora mit vester Stimme und mit dem Ausdrucke des tiefsten Ernstes:

„Vetter Ludwig, Euch bin ich zunächst eine Antwort schuldig. Was sich zwischen uns ereignet hat, ist von zu ernster Bedeutung für mein ganzes Leben, als daß ich um falscher Schaam willen auch nur in einem Worte mich und Euch betrügen sollte. Ihr habt meine Hand verlangt, und wenn Ihr heute noch darauf beharret hättet, ich hätte sie Euch willig und freudig gegeben; denn Ihr habt meine volle Achtung, mein ganzes Vertrauen. Als ich Euch in acht Tagen wieder zu mir beschied, geschah es nur, um Zeit zu gewinnen, mein Herz darauf vorzubereiten, mit Euch zu leben und zu sterben. Ich sage: vorbereiten! Denn — da hier nur ein offenes Wort gilt — meine Dankbarkeit, mein Vertrauen, meine Hochachtung zogen mich hin zu Euch, aber mir fehlt jene Stimme des Herzens, die mir sagt: Es ist Gottes Wille, daß

du ihn liebst! Daher kam es, daß ich, so vest ich entschlossen war, Euch mit einem freudigen Ja entgegen zu treten, doch bei allen Kämpfen nicht die Hoffnung unterdrücken konnte, es werde sich plötzlich Alles anders gestalten. Und es ist geschehn. Ihr selbst, Vetter Ludwig, habt erkannt, daß Ihr nur das Werkzeug sein solltet, mich einem Andern zuzuführen. Und so gebe ich Euch auf Eure weitere Frage die Antwort: Ich will Eures Heinrichs Gattin sein."

Da nahm Zinzendorf Theodorens Hand und legte sie in die seines Freundes und sprach: „Gelobt sei der Herr! Seine Wege sind wunderbar, aber weise und gut. Der Herr segne Euch."

Und darauf wandte er sich und verließ eilenden Schrittes den Garten. Und über sein heiteres Gesicht flossen ungehindert seine Thränen.

# Zweites Lebensbild.

## I.

Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Matth. 18, v. 20.

Im Frühlinge des Jahres 1734 wurde auf dem Herrenhofe zu Berthelsdorf in der Sache des Evangelii ein Familienrath gehalten, wie er unter Fürsten und Grafen nicht zu häufig vorkommen mag. Die Hauptpersonen, welche dabei thätig wirkten, waren Graf Ludwig, der vor Kurzem aus Dänemark zurückgekehrt war, wohin er eine Gesellschaft von neunzehn Personen, die als Missionare nach Westindien abgingen, begleitet hatte, ferner seine Gemahlin die Gräfin Erdmuthe Dorothea, aus dem gräflichen Hause Reuß-Ebersdorf, und seit dem 7. September 1722 des Grafen Ludwig Gattin, und August Gottlieb Spangenberg, vorher Adjunkt der theologischen Facultät in Halle und Inspector auf dem dasigen Waisenhause, seit des Grafen Ludwig Rückkehr von Kopenhagen sein treuer Gehilfe an dem Baue des Reiches Gottes. Der Graf eröffnete ihnen, daß er gesonnen sei, ein Geistlicher zu werden und zunächst Prediger in seiner eigenen Gemeinde, die seit nunmehr zwölf Jahren in seiner Nähe aus den geflüchteten mährischen Brüdern sich angebaut hatte und fast täglich zunahm.

„Es kommt mir dieses Vorhaben nicht unerwartet!“ sagte die Gräfin. „Denn Du hast mir ja gesagt, daß Du bereits

seit zwanzig Jahren damit umgeheft. Ist's nicht so, lieber Ludwig?"

„Ja, so lang mag es sein," antwortete er, „daß ich zu Halle bei Anhörung der Predigten meiner theuren Lehrer Francke, Breithaupt und Freylinghausen in meinem Herzen zum ersten Male gedachte: Ach könntest Du doch auch dort auf dem heiligen Orte stehen, und von Deiner Liebe zu dem Herren reden!"

„Sage mir, liebster Freund," sprach die Gräfin, „ist Dein Vorhaben, ein Geistlicher zu werden, Dich also von der Kirche dazu anstellen zu lassen, so vest in Deiner Seele gegründet, daß nicht noch ein freundlicher Rath Dich davon abbringen könnte?"

„Abbringen?" wiederholte er mit dem Lächeln der Liebe und Sanftmuth. „Nun, liebes Herz, so versuche es doch, mich abzubringen."

„Ich weiß, Du spottest meiner Schwachheit!" antwortete sie mit der herzlichsten Freundlichkeit. „Auch denkst Du wohl an das Wort der Schrift: Eure Weiber lasset schweigen unter der Gemeine; denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden." (1. Cor. 14, 34.)

„Nein, mein allerliebstes Herz, daran dachte ich nicht!" entgegnete der Graf und reichte der Gattin die treue Hand. „Wer sollte besser mit mir reden, als Du? Wer sollte ein größeres Recht haben, mit in die Sache des Herrn zu reden, als Du? Weiß ich doch, daß die Gehilfin, die mir der Herr gegeben hat, die Einzige ist, die mir von allen Ecken und Enden her in meinen Beruf paßt! Und sollte die treue, liebe Mutter von sieben Kindern, die mir der Herr durch Dich gegeben hat, nicht auch sieben Mal berufen sein, mit darein zu reden, wenn der Vater über seine Zukunft im Hause und in der Gemeinde verhandelt?"

„Was Du an mir lobst, mein Ludwig," sagte die Grä-

sin, „ist nur ein Lob unsers Herrn, der die Niedrigkeit seiner Magd angesehen hat. Wenn ich nur schüchtern gegen die Ausführung Deines Vorhabens einige Worte vorbrachte, so geschah es, weil ich weiß, daß Du in der Sache unseres Herrn nicht eher ein Vorhaben äußerst und in's Werk stellen willst, als bis Du völlig gewiß geworden bist, daß es also sein muß. Zeugt nicht Dein ganzes Leben dafür, daß Du, wie Paulus von sich sagt, gegen der überschwänglichen Erkenntniß Christi Jesu Alles für Schaden gerechnet hast, auf daß Du Christum gewinnest und in ihm erfunden werdest?"

„Dorothea," antwortete der Graf mit freundlichem Ernste, „scheint es doch fast, als wollten wir in Gegenwart unseres treuen Gehilfen Spangenberg uns selber rühmen, und ich bin darüber um meinetwillen über mich selbst erzürnt. Es gab in meinem Leben eine Zeit, wo ich alles Lob, das man mir anthat, bitterlich haßte, weil es mir als Friedensstörer erschien. Später verachtete ich alles Loben und Rühmen, mit welchem schwache Seelen mir schmeicheln wollten; und das war mein seliger Zustand. Seit Kurzem aber ist mir's, als wenn mir ein oder das andere Lob wieder gefiele oder mir doch nicht zuwider wäre, besonders von Dir, mein liebes Herz. Das bekümmert mich sehr, denn das taugt gar nichts; es hindert und schwächt die Demuth und die Liebe zu unserm Heilande. Nun aber, meine treue, liebe Seele, rede mir offen, wie Du immer thust, was Du gegen mein Vorhaben hast."

„Der Herr weiß es," sagte nun die Gräfin, „daß das Wort: Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, (Luc. 9, 62.) mich nicht anklagt; aber dies Mal möchte ich doch ein wenig zurücksehen, oder vielmehr vorwärts sehen, und zwar um des Herrn selbst willen. Was würde damit gewonnen werden, wenn Du, mein Herzensfreund, als Prediger Deiner Gemeinde aufträtest? Die Welt ist nun

einmal nicht daran gewöhnt, daß der Gerichtsherr auch Prediger sei. Wenn auch unter den Gemeindegliedern selbst Niemand daran Anstoß nähme, so doch wohl Andere, und wir müssen ja die Schwachen schonen. Auch will es sich nicht gut vereinen mit Deiner übrigen Thätigkeit für das Evangelium. Der Herr hat Dich zum Leiter und Ordner des Ganzen gesetzt; Dein Rath, Deine Beihilfe wird schon jetzt von vielen Seiten und nach vielen Orten hin gewünscht; es werden die Aufforderungen, umherzureisen, zu ordnen und zu sichten, sich vermehren, wie will Dir dann die nöthige Zeit bleiben, auch dem Amte eines Predigers genug zu thun? Etliche, heißt es in der Schrift, hat der Herr zu Aposteln gesetzt, Etliche zu Propheten, Etliche zu Evangelisten, Etliche zu Hirten und Lehrern (Ephes. 4, 11.), daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werke des Amts, dadurch der Leib Christi erbaut werde. Müßte nun nicht das eine Amt leiden, wenn Du das andere erfüllst? Solltest Du, mein Ludwig, nicht vielmehr vom Herrn berufen sein, seine Kirche nach Außen zu bauen und Andern die Erbauung des innern Menschen zu überlassen? Der Stand selbst, in welchem Dich Gottes Gnade hat geboren werden lassen, weiset Dich vielmehr zum Schutz und Schirmherrn der Gemeinde an, als zu ihrem Seelsorger. Zudem ist Dir das Predigen doch nicht gewehret! Hast Du doch schon oft bisher die Gemeinde mit Deinem Zeugnisse von Christo erbaut, und kannst es auch fernerhin thun, so oft die Gelegenheit von Außen und das Wort dazu gegeben wird. Und ob dies gleich nur in kleinen Versammlungen bei häuslicher Andacht, und nicht im Gotteshause selbst geschieht, so ist doch Deine Arbeit bisher nicht vergeblich gewesen. Doch, lieber Spangenberg, redet Ihr selbst, was Ihr von dem Vorhaben meines Freundes haltet."

„Ich kann Euch nur vollkommen Recht geben!" sagte Spangenberg. „Doch muß ich, da wir einmal menschlich da-

von zu reden gezwungen sind, noch hinzusetzen, daß mir die Rücksicht nach Außen das bedeutsamste Hinderniß scheint. Ihr wisset, mein theurer Herr, mit welchen Augen unsere Gemeinde betrachtet wird, wie viel Feinde und Widersacher wir haben, die nur auf das Geringste warten, um auf's Neue gegen uns aufzutreten. Man hält uns nun einmal für eine Secte, die um des öffentlichen Friedens willen genau überwacht werden müsse, ob wir gleich nichts Anderes predigen, als das Evangelium von Christo, und nichts anders wollen, als durch den Glauben an Christum selig zu werden. Wenn Ihr nun, mein theurer Herr, die Ihr doch zu einem Juristen erzogen seid, und die eigentlichen theologischen Studien wenigstens nicht so, als es Sitte und Ordnung ist, gemacht habt, wenn Ihr nun, als Stifter und Schutzherr der Gemeinde nach Außen hin, nun auch als ihr Lehrer und Seelsorger öffentlich aufträtet, so würdet Ihr dem Vorwurfe, der uns gemacht ist, nur neue Nahrung geben, und vielleicht Euch und uns mancherlei Beschwerden bereiten."

„Ihr meint es sicher gut mit mir und unserer Sache!" antwortete Zinzendorf mit seinem gutmüthigen Lächeln. „Aber seid ehrlich, Bruder Spangenberg, solltet Ihr nicht ein wenig zu sehr auf Das sehen, was menschlich ist? Wenn ich Euch nun getrost bezeuge, daß ich einen göttlichen Ruf habe, das Evangelium zu predigen, wenn ich Euch bezeuge, daß meine ganze Seele in dem Verlangen glüht zu reden, weil ich glaube, daß ich, so oft ich die Gemeinde zum Gebet, zur Andacht sich versammeln sehe, in mir eine Stimme höre, wie sie einst dem Propheten Jeremias geschah: Du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dir heiße! Ach, könnte ich Euch so recht tief in meine Seele sehen lassen! Ich erscheine mir wie ein verscheuchtes Reh, das im Walde herumirrt von Ort zu Ort, so daß ich alle Blätter rauschen höre und alle Gräser wachsen sehe, überall

aber mit der Empfindung, mit dem Drange, die Herrlichkeit des Herrn zu verkündigen. Ich habe ein Verlangen, mich Jedermann gern unter die Füße zu legen, Allen Alles zu geben und mit meiner Liebe die Seelen meiner Brüder durch und durch zu umarmen. Sollte ich hier schweigen, wo ich reden soll? Sollte ich mich hier zurückziehen, wo der Herr mir unaufhörlich zuruft: Gehe vor, rede im Lichte, was ich dir in der Finsterniß sage! Predige auf den Dächern, was du in das Ohr gehört hast? Es ist wahr, ich habe bisher schon manches Zeugniß von meinem Herrn abgelegt; ich habe gepredigt, als wäre ich ein berufener Diener, und wenn auch der Kreis meiner Zuhörer nur klein war, und Solches auch nur in Privathäusern geschehen konnte, so will ich doch kein undankbarer Knecht meines Herrn sein und den Segen rühmen und preisen, den er auf dies mein Wort, das ich in der Finsterniß und in's Ohr gesprochen, bisher gelegt hat. Aber das kann fernerhin nicht so bleiben! Muß es nicht ein Anstoß und Aergerniß sein, wenn ich heute als ein Prediger des Evangelii in der Gemeinde auftrete, und morgen mit dem Degen an der Seite erscheine? Wenn ich aber Christo dienen und sein Evangelium predigen will, warum thue ich's nur halb, und nicht ganz? Ist denn auch der Herr nur halb mein Eigenthum? Auch ist es nicht gleichviel, meine lieben Herzensfreunde, ob man in einem kleinen Kreise, im Winkel eines Hauses, in einer Privatversammlung oder öffentlich vor allem Volke, das von Christo hören will, das Evangelium verkündigt. Es liegt gar ein besonderer Segen darin, wenn das Wort vom Kreuze in einer Kirche und von der Kanzel verkündigt wird; ein Haus, das nur dem Gottesdienste geweiht ist, und ein Ort, auf welchem nur Gottes Wort gesprochen wird, haben eine besondere heilige Weihe. Obgleich ferner unter einer großen Versammlung sich viele unerleuchtete und unerweckte Seelen

finden mögen, welche sich gar nicht erbauen lassen wollen, und Solches in einer Privatversammlung nicht gut möglich ist, weil dahin doch nur Die kommen, welche in Wahrheit hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, so ist es doch gewiß auch nicht vergeblich, wenn man Gottes Wort vor Jedermann bekennt, auch vor Solchen, die von Gott und unserm Heilande nichts wissen wollen. Haben wir nicht die herrliche Verheißung von der Frucht göttlichen Wortes, das nicht leer zurückkommen soll, — die herrlichen Worte im Propheten Jesaias?"

Als der Graf hier ein wenig sann, um die Worte der Schrift, an die er dachte, in ihrem Zusammenhange aufzufinden, fiel die Gräfin ruhig und freundlich ein: „Gleichwie der Regen und der Schnee vom Himmel fällt, und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie giebt Saamen zu säen und Brot zu essen, also soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen; sondern thun, das mir gefällt und soll ihm gelingen, dazu ich es sende." — (Jes. 55, v. 10, 11.)

„Ja, so heißt es!" rief der Graf eifrig aus. „Und das kannst Du mir, mein liebes Herz, so erwecklich in die Seele reden und doch nicht wollen, daß ich das thun soll? Du selbst, meine Dorothea, hast die Worte über unsern Herrn niedergeschrieben:

Ich kann's gewiß von ganzem Herzen sagen:
Nur Du, nur Du bleibst mir mein Augenmerk;
Wenn Du mir winkst, wollt' ich wohl Alles wagen,
Dir steig ich nach auch auf den höchsten Berg.
Und wenn ich seh', es kommt vom Herrn,
Das hab' ich, wie Du weißt, von ganzem Herzen gern.

Das sagst Du von Dir selbst und thust es auch, und dennoch könntest Du nicht wollen, daß auch ich es thue? Nein,

Du mußt mir beistimmen in Dem, was auch mir vom Herrn kommt. Und was Ihr, mein lieber Spangenberg, mir entgegen hieltet, ist gewiß gut gemeint und voll wahrer Sorge für das Gedeihen unserer Gemeinde. Aber es ist doch gar nichts Neues, daß ein Mann meines Standes ein Prediger des Evangeliums wird. Denket doch an den Fürsten Georg von Anhalt, der, nachdem er fleißig in der Bibel studirt und gefunden hatte, daß er zum Prediger berufen sei, sich zum Subdiaconus ordiniren ließ und öfters predigte. Seine Gaben zum Prediger waren so beschaffen, daß der Churfürst von der Pfalz urtheilte, wenn er zwischen dem Kaiserthum und des Fürsten Georg Predigertalenten wählen sollte, er Letztere vorziehen würde. Hätte nun Fürst Georg nicht Unrecht gethan, wenn er sich um seines Standes willen hätte wollen abhalten lassen, ein Prediger des Wortes Gottes zu werden? Und wenn auch die Welt übel von mir redete oder unserer Gemeinde darum feind werden sollte, dürfte das ein Hinderniß sein, Das zu thun, wozu der Herr mich auffordert?"

Als Zinzendorf hier schwieg und mit seinen von der Liebe des Herrn verklärten Augen auf die Zwei blickte, sagten Beide fast zu gleicher Zeit: „Wir können nichts wider den Herrn thun."

„Ja gewiß!" fuhr nun der Graf schnell fort. „Ihr sollt es sehen, daß es also ist."

Und er machte schnell zwei Loose, forderte dann zum Gebete auf, in welchem er die Entscheidung dem Herrn übergab und die Betheuerung aussprach, daß er willig und gern sich Dem unterwerfen wolle, was ihm von Oben geboten werde.

Darauf wurde das Loos gezogen und die Antwort war: „Ja, es soll sein."

„Des Herrn Wille geschehe!" sprachen die Drei, und reichten sich einander die Hand.

Und eben als Zinzendorf die weitere Berathung darüber beginnen wollte, auf welche Weise nun der vom Herrn geheiligte Entschluß ausgeführt werden könne, wurde ihm ein Brief überbracht, der an die Vorsteher der neuen Gemeinde zu Herrnhut gerichtet war. Zinzendorf öffnete ihn, las ihn flüchtig durch und sagte dann: „Ein Kaufmann zu Stralsund bittet uns, ihm einen Lehrer für seine Kinder aus unserer Gemeinde zu senden. Nun, diese Bitte soll erfüllt werden."

„Kennst Du aber auch Einen," fragte die Gräfin, „der dazu sich schickt?"

„Ich hoffe es!" antwortete der Graf. „Ich habe ihn bereits gefunden."

„Und wen?" fragte sie weiter.

„Ueberlasset mich einige Zeit mir selbst!" bat Zinzendorf. — „Dann will ich ihn Euch nennen."

Und damit verließ Zinzendorf schnell das Zimmer und ließ die Beiden in der gespanntesten Erwartung zurück.

---

## II.

Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, Beides, satt sein und hungern, Beides, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag Alles durch Den, der mich mächtig macht, Christus.

Philipp. 4, v. 12, 13.

Zu Ende des Monates März 1734 trat um die Mittagszeit ein junger Mann, seiner Kleidung nach ein Candidat der Theologie, in das Haus des reichen Kaufmannes Rebendahl zu Stralsund, der damaligen Hauptstadt von Schwedisch-Pommern. Der Hausherr empfing den Fremden mit Freundlichkeit, fragte ihn nach seinem Begehr und nahm

als Antwort darauf ein Schreiben aus der Hand des Candidaten.

Als er dasselbe gelesen hatte, umarmte er den jungen Mann und sagte: „Seid mir herzlich willkommen, mein lieber Freund! Euch sendet der edle Graf von Zinzendorf auf meine Bitte als Lehrer meiner Kinder in mein Haus; obgleich ich Euch nicht kenne, so bürgt mir doch der Name des Mannes, der Euch mir empfiehlt, für Eure wahrhaft christliche Gesinnung, und mit allem Vertrauen lege ich das Seelenheil meiner Kinder in Euer Herz und Hand. Ihr seid mein Freund in Christo, Ihr werdet meine Kinder zur Freundschaft mit unserm Herrn führen. Wie heißt Ihr?“

„Ludwig von Freydeck!“ antwortete der Candidat.

„Ja richtig!“ sagte der Kaufmann. „Euer Name steht ja in diesem Briefe geschrieben. Ihr seid also von adliger Geburt! Haltet Ihr nun mein bürgerliches Haus nicht zu gering?“

„Ist das Euer Ernst?“ fragte Freydeck mit gutmüthigem Lächeln. „Sind wir nicht Alle gering und klein vor unserm Herrn? Oder wolltet Ihr damit sagen, daß es mir, als einem Adeligen, nicht wohl anstehe, Lehrer und Erzieher der Kinder zu sein? Oder solltet Ihr einem adeligen Kinderlehrer nicht die rechte Lust und Ausdauer und die rechte Geschicklichkeit zutrauen?“

„In der Regel wohl!“ antwortete der Kaufmann mit Freimüthigkeit; „doch seid Ihr sicher eine Ausnahme, Herr von Freydeck. Denn, — und warum sollte ich Euch das verhehlen — es ist noch keinem Fremden gelungen, mich und mein ganzes Herz so schnell gefangen zu nehmen, wie Ihr es gethan habt. Und trüget Ihr selbst eine weltliche Tracht, und wäret völlig fremd und ohne Anmeldung und ohne Empfehlungsbrief in mein Haus getreten, ich hätte Euch an der edlen Würde Eures äußeren Menschen für einen Jünger un-

sers Herrn erkannt. Ihr könnt es nur ehrlich meinen mit der Sache des Herrn! Seid mir nochmals willkommen, theurer Mann und Freund! Mein Haus ist das Eure."

Als sich die beiden Männer hier nochmals die Hände reichten, öffnete sich die Thür und eine Frau in einfachem Hauskleide trat herein.

„Du kommst eben recht, Dorothea," rief ihr Rebendahl entgegen, „um den Lehrer unserer Kinder zu begrüßen, und Dich mit mir seiner Ankunft zu freuen. Mein Weib, lieber Herr von Freydeck," setzte er dann vorstellend hinzu, „die treue liebe Mutter meiner vier Kinder."

Freydeck ging mit edlem, gefälligen Anstande auf die Hausfrau zu, grüßte sie mit der freundlichsten Verbeugung und sagte: „Eine christliche Mutter hat für die Zukunft ihrer Familie nur einen Wunsch, nur ein Gebet, nämlich, daß ihre Kinder aufwachsen möchten in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Aeltern und Erzieher sind dazu berufen, die Kindlein zum Herrn zu führen; könnt Ihr nun mir, der ich Euch unbekannt bin, das Vertrauen schenken, daß ich Euch treulich in dieser Arbeit unterstützen werde?"

„O gewiß!" versicherte die Hausfrau unter tiefem Erröthen. „Wer meines lieben Mannes Vertrauen und Freundschaft hat, hat Beides auch bei mir."

„Ich höre, Ihr heißet Dorothea!" fuhr der Candidat fort. „Mit diesem theuren Namen seid Ihr mir keine fremde Erscheinung. Was meinem Herzen auf Erden das Liebste ist, trägt auch Euren Namen! Doch, wenn Ihr mir erlaubt," unterbrach sich Freydeck plötzlich, als bereue er seine Rede, — „Ich halte es für meine Pflicht, mich bei dem Herrn Superintendenten Langemak anzumelden, und zwar sogleich. In kurzer Zeit werde ich wieder bei Euch sein." Und damit entfernte er sich schnell.

„Mit diesem Manne hat es eine besondere Bewandtniß!“ sagte nun die Hausfrau mit ernstem Bedenken.

„Wie so?“ fragte der Hausherr. „Hast Du Verdacht gegen ihn?“

„Nicht im Bösen!“ antwortete sie. „Denn ein so edles, freies Gesicht und eine so herzliche, die ganze Seele gewinnende Sprache kann von keiner bösen Gesinnung, von keiner bösen Absicht zeugen; aber ich fürchte, der Fremde täuscht uns mit seinem Namen und vielleicht auch mit seinem Stande.“

„Ich habe daran auch schon gedacht!“ sagte Rebendahl; „aber der Empfehlungsbrief des Grafen von Zinzendorf, den er mir überbrachte und den Du hier siehst, nimmt mir alles Mißtrauen. Die Handschrift des Grafen ist ächt; ich habe sie in einem andern Schreiben gesehen. Dazu kommt noch, daß die neue Gemeinde zu Herrnhut gerade dadurch besonders bekannt geworden ist und sich in diesen wenigen Jahren so sehr gehoben hat, daß viele hochadlige und sogar fürstliche Personen sich ihr zugewendet haben oder wenigstens sie begünstigen und ihre Ausbreitung fördern. Das ist das wahrhaft christliche Merkmal dieser neuen Gemeinde, daß sie in der Liebe zu unserm Erlöser allen äußern Standesunterschied in Wahrheit zu vergessen sucht, und daß die Vornehmern unter ihnen sich eben so willig und gern der geringsten Dienste für die Sache des Herrn unterziehen. Gerade um dieses treuen und unverfälschten Eifers willen, der in dieser kleinen Gemeinde für das Reich Gottes sich zeigt, habe ich, wie Du wohl weißt, Dorothea, mich zur Wahl eines Erziehers aus Herrnhut entschlossen. So viel mir bekannt ist, entscheidet in jener Gemeinde in allen wichtigen Angelegenheiten nicht menschliche Ansicht, sondern der Herr selbst durch das Loos. Wie nun, wenn Herr von Freydeck, der doch ohne Zweifel Mitglied der Gemeinde ist, auf diese Weise ausgewählt worden wäre? Wie erhaben und ausdrucksvoll ist sein edles Gesicht; die offene,

freie Stirn, die durchdringenden und doch so milden, liebevollen Blicke seiner beweglichen Augen, die ruhig geschlossenen Lippen, welche getreulich wachen, daß kein unlauteres, unüberlegtes Wort aus seinem Herzen komme, selbst sein munterer Gang, sein vester sicherer Schritt —"

„Du schilderst ihn ja, wie eine Braut ihren Bräutigam!" unterbrach den Gatten die Hausfrau mit freundlichem Scherze. „Doch muß ich Dir wohl Recht geben. Wenn Herr von Freydeck die Herzen unserer Kinder eben so schnell gewinnt, als die unseren, dann bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig."

„Ich bin Dessen sicher!" sprach Rebendahl. „Und selbst für den Fall, daß uns Herr von Freydeck mit seinem Stande und Namen täuschen sollte, bin ich vollkommen ruhig. Mir ist er ein Nathanael, ein rechter Israeliter, in welchem sicherlich kein Falsch ist."

„Was mochte er aber damit meinen," fragte die Hausfrau, „daß er sagte, das liebste Gut seines Herzens trage meinen Namen?"

„Ohne Zweifel redete er da von seiner Braut!" versicherte der Kaufmann. „Vielleicht auch nur von einer lieben und bewährten Freundin."

„Hätte er aber nicht auch von seiner Gattin reden können?" fuhr Dorothea fort. „Er kann ja auch verheirathet sein!"

„Und wohl auch einige Kinder haben!" setzte Rebendahl schnell und lächelnd hin. „Nun desto besser für uns, mein liebes Weib; wenn ein Erzieher eigene Kinder hat, so wird er fremden Kindern ein desto treuerer, väterlicher Freund sein. Sei also mit mir darüber vollkommen ruhig; siehe zu, ob Herrn Freydeck's Zimmer auch zu seinem Empfange wohl bereitet ist, und lasse es an Nichts fehlen, woran er erkennen kann, wie lieb und willkommen er uns ist."

Während nun die Beiden ein Jedes an seine Geschäfte gingen, befand sich Herr von Freydeck bei dem Superintendenten Langemak, einem schon bejahrten und körperlich sehr schwachen Manne, der ihn sehr freundlich aufgenommen hatte.

„Wir sind ohnedies," setzte er hinzu, „eben jetzt arm an Candidaten in unserer Stadt, und Ihr seid mir deshalb als ein Aushelfer im Predigen doppelt willkommen. Wie wäre es, Herr Candidat, wenn Ihr nächsten Sonntag über acht Tage, am Sonntage Judica, für mich die Predigt halten wolltet?"

„Ihr kommt, hochwürdiger Herr, nur meiner Bitte zuvor!" antwortete der Candidat. „Ja, Ihr macht mich mit diesem Anerbieten wahrhaft glücklich."

„Habt Ihr schon oft gepredigt?" fragte der Superintendent.

„Noch nie und doch auch sehr oft!" sagte Freydeck. „Ich habe mich bis jetzt nur in kleinern Reden vor kleinern Versammlungen versucht, und das auch nur in Privathäusern. Um gegen Euch offen zu sein, eine Kanzel habe ich noch niemals betreten."

„Werdet Ihr auch den rechten Muth dazu haben?" fragte Jener weiter.

„Der Herr wird mir durchhelfen!" versicherte der Candidat freudig und getrost. „Ich halte das Predigen für das Leichteste und doch auch für das Schwerste unter allen Arbeiten für das Reich Gottes. Für das Schwerste dann, wenn ich an die heilige Erhabenheit des Wortes denke, das gepredigt werden soll, an die mancherlei verschlossenen und verhärteten Seelen, welche der Prediger aufschließen und erweichen soll, an das heilige Vorbild des Herrn, der gewaltig predigte, und an die schwere Verantwortlichkeit des Predigers, der von jedem unnützen Worte Rechenschaft geben soll, der die Seligkeit eben so wie das todte Gemüth seiner Zuhörer

auf sein Gewissen nimmt; und für das Leichteste dann, wenn es nur gilt zu zeugen von Dem, was wir mit unserm innern Menschen vom Herrn gesehen und gehöret haben, wenn predigen so viel heißt, als seiner Liebe zum Heilande Worte geben, zu reden, weil man glaubt."

„Nun," sagte der Superintendent und gab dem Candidaten freundlich die Hand, „wer mit solchen Gedanken an seine Predigt geht, wie Ihr da äußertet, der wird kein Miethling im Weinberge Gottes sein. Darum fasset Muth und Vertrauen! Wir sind, wie Paulus sagt, als Prediger Gottes Mitarbeiter, und die Gemeinde Gottes Ackerwerk und Gottes Gebäude. (1. Cor. 3, v. 9.) Wir pflanzen und begießen, aber Gott allein giebt das Gedeihen. Gehet nun mit Gott, Herr Candidat. Wenn Ihr Eure Predigt werdet gehalten haben, wollen wir darüber freundlich mit einander reden."

---

Sonntags den 11. April war in der Hauptkirche zu Stralsund ein ungewöhnlich großes Gedränge von Zuhörern, von welchen ein gutes Theil freilich nur aus Neugierde mochte gekommen sein, um den fremden Candidaten aus Sachsen predigen zu hören, besonders da dieser zu den Adligen gehörte, die nun einmal, besonders in damaliger Zeit, selten in den geistlichen Stand traten.

Freydeck betrat die Kanzel mit sichtbarer Schüchternheit und Beklommenheit und redete anfangs so schwach, daß er nur von Wenigen verstanden wurde. Aber nach und nach gewann seine Stimme an Bestigkeit; aus seinen Augen leuchtete ein Feuer heiliger Begeisterung auf die Gemeinde hernieder und seine Worte fanden solchen Eingang, daß unter den vielen versammelten Tausenden eine wahrhafte Todtenstille herrschte.

Er sprach von den Wegen der Seele und zwar wie solche nach der Vernunft, nach dem Fleische und nach dem Glauben erscheinen und betrachtet werden müßten, und schloß mit einem Gebete, das alle Herzen ergriff.

Nach beendigtem Gottesdienste ging Freydeck, der erhaltenen Aufforderung gemäß, zu dem Superintendenten Langemak; dieser umarmte ihn bei seinem Eintritte und sagte: „Herr Candidat, wie glücklich wird die Gemeinde sein, bei welcher Ihr einst als Prediger und Seelsorger berufen und verordnet sein werdet! Ihr habt mich mit Eurer Predigt so erbaut, wie mir's seit Jahren nicht widerfahren ist. In Wahrheit, Ihr seid zum Prediger des Wortes berufen. Und wie war Euch zu Muthe, als Ihr auftratet?"

„Armuth und Ohnmacht bis zum Versinken drückten meine Seele nieder!" antwortete der Candidat. „Ich fühlte mich so armselig an Gedanken und Worten, als ich die große Gemeinde übersah, daß ich eine Stimme in mir zu hören glaubte, welche mir zurief: „Weiche von hier, Du bist des Platzes nicht würdig, worauf du stehst!" Aber als ich nur die ersten Worte gesprochen hatte und an den Klang meiner eigenen Stimme gewöhnt war, kam mir plötzlich das Wort des Herrn in die Seele: „Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist, der durch euch redet." (Matth. 10, v. 19, 20.) Und von diesem Augenblicke an kam mir eine solche Freudigkeit, daß sich meine Ohnmacht in Kraft, und meine Armuth in Reichthum wandelte. Ich empfand einen so herzlichen Beweis der Gnade, daß mir die zur Sache dienlichen Ausdrücke wie aus einer unerschöpflichen Quelle zuströmten, wie mir es noch niemals geschehen ist."

„Das ist der wahre Beweis, daß Ihr geredet habt, weil Ihr glaubt, mein theurer Freund!" sagte der Superin-

tendent. „Aber um Euch zu beweisen, wie aufmerksam ich Euch zugehört habe und zugleich wie aufrichtig ich mit Euch verfahre, will ich mir einige Aussetzungen erlauben, die ich an Eurer Predigt zu machen habe. Ihr habt in Betreff der Kirchenzucht und bei Erklärung einiger biblischen Stellen einige Aeußerungen und Ausdrücke gethan, welche bisher ganz ungewöhnlich gewesen sind, und welche mit den Ansichten und Meinungen des übelberufenen Grafen von Zinzendorf übereinzukommen scheinen. Nun weiß ich wohl, daß Ihr von der Familie Rebendahl, welche der vom Grafen neuerrichteten Brüdergemeinde sich zuhält, eben deshalb zum Erzieher ihrer Kinder berufen worden seid, weil auch Ihr Euch zu dieser Gemeinde haltet. Ich glaube aber doch, daß Ihr nicht alle Ansichten des Grafen theilen dürftet. Ich gestehe Euch wenigstens offen, daß ich ein harter und strenger Widersacher des Grafen Zinzendorf bin, und daß ich damit umgehe, ihn in einer besondern Schrift öffentlich zu widerlegen. Ich halte diesen Mann für Einen, der in allen seinen Schritten genau überwacht werden muß, weil er leicht zu Irrthümern verführen kann, welche den Frieden und die Eintracht in der evangelischen Kirche stören. Sagt mir, lieber Herr Candidat, Ihr kennet doch wohl den Grafen Zinzendorf persönlich und habt Gelegenheit gehabt, ihn genauer zu beobachten, was haltet Ihr von ihm? Gebt mir eine Schilderung von ihm, so weit Ihr es vermöget, und sagt mir zuvörderst: Haltet Ihr ihn für einen ehrlichen Mann, das heißt, für Einen, der es wahrhaft redlich mit dem Reiche Gottes meint?"

Der Candidat warf auf den Superintendenten einen Blick der freundlichsten Milde und antwortete dann: „Seine Liebe zum Heilande und sein redlicher Eifer, ihm zu dienen, ist vielleicht das einzig gute Stück an dem Grafen Zinzendorf; sonst hat er wohl gar viele und große Fehler; selbst seine aufrichtige Liebe, den Menschen zu helfen, verleitet ihn

oft zu falschen Maßregeln; denn lieben kann er wohl erstaunlich, aber nicht hassen, wenn er vielleicht hassen sollte. Er disputirt gern und zwar über solche Gegenstände und mit solchen Ausdrücken, welche leicht mißverstanden werden. Das liegt aber in seiner Anschauung; mit dem Auge seines liebenden Gemüthes sieht er Vieles klar und versteht das Wort auch in seiner geheimsten Bedeutung, während Andere mit dem Auge des liebeleeren Verstandes nicht sehen, weil sie weder lieben noch glauben und über die Schaale ganz und gar den Kern vergessen und verderben."

„Ihr scheinet den Grafen genau beobachtet zu haben!" sagte hier Langemak. — „Auch mißfällt es mir nicht, daß Ihr Euch zu seinem so warmen Vertheidiger macht. Es thut mir nur leid, daß ich Euch darin nicht beistimmen kann; Ihr seid vielleicht verblendet von seiner äußeren Erscheinung, von seinem Titel und Range, von seinem allerdings in seinem Stande ungewöhnlichen Eifer für das Werk des Glaubens; aber die Zahl seiner Widersacher ist nicht gering und ich selbst gehöre zu Denen, welche den Grafen Zinzendorf mit Mißtrauen betrachten. Sehet hier, Herr Candidat, dies ist die Schrift, welche ich gegen Zinzendorf werde abdrucken lassen. Ich hoffe, seine Irrthümer und gefährlichen Neuerungen darin völlig aufgedeckt zu haben."

„Hochwürdiger Herr," sprach der Candidat mit Ruhe und Milde, „erlaubt mir eine Frage an Euch und die Bitte um eine offene Antwort. Habt Ihr des Grafen Zinzendorf Schriften alle gelesen?"

„Euch die Wahrheit zu gestehen, keine einzige!" antwortete der Superintendent. „Ich habe eine zu große Abneigung gegen diesen Mann, der die gute Saat, welche Spener und Francke ausgestreut haben, mit seinen eigenen Zusätzen so sehr zersplittert und verstreut, daß wenig gute Frucht zu hoffen steht. Was ich von ihm weiß, habe ich theils von

Andern erfahren, die seine Schriften gelesen und ihn beobachtet haben, theils in den zahlreichen Widerlegungsschriften gefunden, welche bis jetzt schon gegen ihn erschienen sind, besonders die Schrift des Dr. Weidner."

„So ist es Euch wohl unbekannt geblieben," fragte der Candidat lächelnd, „daß gerade dieser Dr. Weidner seine Schrift gegen den Grafen und die von ihm gestiftete Gemeinde widerrufen hat? Ich kann Euch das in Wahrheit versichern, und erlaube mir nur die Bitte an Euch, Euer Mißtrauen gegen den Grafen auf eine kurze Zeit zu vergessen und seine Schriften zu lesen, vielleicht daß Ihr dann, hochwürdiger Herr, etwas milder über ihn urtheilet. Der Graf Zinzendorf hat einmal das sonderbare Schicksal, daß er von eben so Vielen geliebt als gehaßt wird, und daß man ihn ohne genauere Prüfung eben so ehrt als leichtsinnig verachtet. So viel kann ich Euch wenigstens sagen, daß sehr viele gute Menschen von dem Grafen nur Gutes denken und in allen seinen Handlungen Nichts auffinden, welches sie hindern könnte, ihm auch Gutes zu gönnen und von ihm Gutes zu erwarten. Es mag sein, daß er durch sein Benehmen viel Ursache gegeben hat, ihn und sein Werk zu verfolgen; aber auf der andern Seite ist er auch wieder Ursache geworden, daß man dem Werke, welches unter seiner Hand ist, von Herzen wohl will."

„Wahrhaftig," rief hier der Superintendent aus, „man könnte um Euretwillen, lieber Herr Candidat, dem Grafen Zinzendorf weniger abgeneigt werden."

„Also Ihr denket nichts Uebeles von mir?" fragte Freydeck.

„Daß mich Gott behüte!" antwortete Langemak mit der freundlichsten Zutraulichkeit. „Ihr habt Etwas an Euch, das Jedermann gefallen muß. Wären alle Glieder der Brüderkirche und besonders der Graf Zinzendorf selbst so wie Ihr, so würde es besser um ihn und sein Werk stehen."

„Nun habe ich noch eine Bitte!“ fuhr der Candidat fort. „Es scheint, daß auch den übrigen Herren Geistlichen dieser Stadt die eigentlichen Lehrsätze und Meinungen des Grafen Zinzendorf eben so wenig in ihrer Richtigkeit bekannt wären, als Ihr es von Euch selbst mir zugestanden habt. Wäret Ihr nun, hochwürdiger Herr, vielleicht geneigt, auf irgend einen Tag die gesammten Geistlichen Stralsund's zusammen zu berufen und mich an der Versammlung Theil nehmen zu lassen? Ich darf von mir bekennen, daß ich des Grafen Ansichten vollständig kenne; ich werde sie gegen die Angriffe, die gemacht werden, zu vertheidigen suchen. Würdet Ihr mir diese Bitte erfüllen?“

„O gern!“ antwortete der Superintendent. „Wir können ja gleich den morgenden Tag dazu bestimmen. Ich gestehe Euch, daß ich mich sogar darauf freue. Aber wahret Euch, lieber Herr Candidat, daß Ihr nicht etwa bei dem ohnedies ungleichen Kampfe allzubald unterlieget.“

„Der Herr wird mir aushelfen!“ sagte Freydeck mit fröhlicher Zuversicht. „Und nun für heute noch ein letztes Wort. Ich kann nicht von Euch gehen, mit dem Bewußtsein, Euch in einem Irrthum zu lassen, den Ihr mir vielleicht zum Uebeln auslegen möchtet. Doch saget mir zuvor: Denket Ihr Uebeles von mir?“

„Ich von Euch?“ fragte der Superintendent verwundert. „Hier meine Hand, daß ich Euch von ganzem Herzen achte und liebe.“

„Nun so erhaltet mir wenigstens bis morgen noch diese gute Meinung!“ sagte der Candidat. „Der Herr wird in seiner Gnade sorgen, daß sie mir dann auch für die Zukunft bleibe. Ich bin der Graf Zinzendorf selbst.“

Und mit diesen Worten grüßte er freundlich und verließ das Zimmer.

# III.

Verstehest du auch, was du lieſest?
Apoſt. Geſch. 8, v. 30.

Am folgenden Tage waren zur veſtgeſetzten Stunde die ſämmtlichen Geiſtlichen der Stadt Stralſund in der Behauſung des Superintendenten Dr. Langemak verſammelt; ja es hatten ſich ſogar noch einzelne andere angeſehene Männer die Erlaubniß ausgebeten, der wichtigen Unterredung als Zuhörer beizuwohnen. Denn da der Superintendent kein Geheimniß daraus gemacht hatte, daß der Candidat Freydeck Niemand anders ſei, als der Graf von Zinzendorf, ſo war die Neugierde, den ſo vielfach gerühmten und geſchmähten Mann kennen zu lernen und zugleich ſeine beſondern religiöſen Meinungen zu erfahren, gewiß zu entſchuldigen.

Bald darauf erſchien der Graf, zwar in ſeiner bisherigen Kleidung, in welcher er in Stralſund aufgetreten war, aber mit dem Degen an der Seite. Dies erſchien Einigen als eine kleine Eitelkeit auf ſeinen hohen Stand und als unvereinbar mit ſeinem Vorhaben, ſich als einen Candidaten der Theologie examiniren zu laſſen; ſpäter aber erfuhren ſie, daß ihn dazu eine ganz andere Urſache bewogen hatte.

Zinzendorf grüßte die Verſammlung mit jener einnehmenden Freundlichkeit ſeines Weſens, die, weil ſie der Abdruck ſeines innern Menſchen war, ſogleich Aller Herzen ihm zuwandte und nahm dann auf einem Seſſel der Verſammlung gegenüber den ihm angewieſenen Platz. Langemak eröffnete nun das Examen mit einer herzlichen Anrede an den Grafen, worin er eine Selbſtanklage in ſo weit ausſprach, daß er bisher einen Mann mit feindſeligen Geſinnungen be-

trachtet habe, ohne ihn gekannt und geprüft zu haben, ob er es auch verdiene, und rieth auch dabei überhaupt zur größten Vorsicht an, über Niemanden eher ein Urtheil zu fällen, als bis man in der Sache ein völlig unpartheiisch Gericht gehalten habe. Nachdem er auf diese Weise sein Unrecht an den Grafen wieder gut gemacht hatte, deutete er den Zweck der Versammlung an und forderte seine Amtsbrüder auf, sich mit ihm in Prüfung des Candidaten zu vereinigen.

Der Graf wurde aufgefordert, eine Bibelstelle zu erklären, weil sich daran am Besten die weitern Fragen über seinen Glauben knüpfen ließen. Der Superintendent reichte ihm eine Bibel, deutete auf die eingezeichnete Stelle Matthäi Cap. 21, v. 21. und ersuchte den zu Prüfenden, sie zu lesen und dann seine Erklärung dazu zu geben. Zinzendorf nahm und las zunächst still für sich, blickte dann gedankenvoll über die Versammlung hin und sprach dann:

Ueberall
Mit einem Schall
Der an die Thore der Hölle stößt;
Welch' Getön
Die nicht verstehn
Denen die Ohren noch nicht gelöst.

„Wollet Ihr uns nicht die Bibelstelle lesen?“ bat der Superintendent.

Ohne das Buch, welches er hinweggelegt hatte, wieder zur Hand zu nehmen, sagte Zinzendorf: „Die Worte, worauf es hier ankommt, sind: „Ihr werdet sagen zu diesem Berge: Hebe dich da weg!“ Was das sei, einen Berg weggehen heißen, das ist wohl nicht erst nöthig zu erklären. Denn das Exempel mit des Heilandes Grabsteine hat erklärt, was damit gemeint ist. Da die armen Weiber zu Grabe gingen, sagten sie: „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?“ Und da sie hinkamen, war er hinweg gewälzet. Es

heißt also: Die Schwierigkeiten, die Hindernisse, welche Einem wirklich im Wege sind, auf die Seite schaffen und zwar ohne viele Umstände."

Als Zinzendorf hier schwieg, gewissermaßen in Erwartung eines Einwurfes, fragte Langemak: „Was wollt Ihr, Herr Graf, mit dem Getöne sagen, welches Die nicht verstehen, welchen die Ohren noch nicht gelöset sind?"

„Ich weiß," antwortete Zinzendorf, „daß, wenn man solche Sprüche lieset, wie diesen, und lieset sie mit den Gedanken und Vorstellungen, welche man gewöhnlich von Wundern, so von den Wundern der ersten Kirche, wie von den Wundern des alten Testaments hat, so kommt man leicht auf diese Deutung: als dürfe Einer nur, wenn es ihm eben einfiele, hintreten und sprechen: Berg, hebe dich weg da! und nun werde auch die Lage der Berge und Thäler verändert. Ich aber glaube, daß der Heiland aus keinem andern Grunde bei der Schilderung von der Macht des Glaubens an einen Berg gedacht hat, als weil gerade ein Berg vor seinen Blicken lag. Er nahm das Gleichniß, welches die Natur, die nächste Umgebung ihm eben bot."

„Wie beweiset Ihr das?" fragte der Superintendent weiter.

„Die ganze Lehrart des Herrn selbst giebt davon Zeugniß!" antwortete der Graf. „Lasset uns an den Feigenbaum denken, von welchem sogleich im vorhergehenden Verse geredet wird. Der Heiland hatte gesehen, daß sich seine Jünger so darüber wunderten, daß er mit dem Feigenbaume that, was er wollte. Da sagte Er: „Sehet da den Berg an! Was kann euch unnatürlicher dünken, als daß dieser Berg zu einer Ebene oder gar zu einem Thale würde? Wenn es aber gleich wohl darauf ankäme, daß ihr diesen Berg da weg heben müßtet, ihr könntet es doch schaffen." Darum gilt der Berg hier nicht als eine Sache, an welcher allein die Kraft des Glaubens sich zeigen könnte, sondern nur als ein Gegen-

stand, welcher dem Heilande zuerst in die Augen kam; und Er hätte sein Gleichniß eben so gut von einer Stadt, oder von einem See, oder von einem Flusse, dessen Bett geändert wird, oder von sonst etwas hergenommen, wenn es ihm zunächst in die Augen gefallen wäre. Die Meinung des Herrn geht also auf's Wegräumen der Schwierigkeiten, der Dinge, welche sich in den Weg legen, überhaupt und besonders; und zwar soll das ohne viele Umstände geschehen."

„Und wie soll das geschehen?" fragte der Superintendent.

„Wenn man sich's etwa so vorstellte," fuhr Zinzendorf fort, „als ob der Christ vor seine Hindernisse, die sich in seinen Lebensweg legen, hinträte und sie feierlich anredete und spräche: hebet euch weg! so würde es ihm nur gehen, wie dort dem Feldhauptmann Naemann. Der hatte sich eingebildet, der Prophet würde den Jordan segnen, oder das Wasser mit vielen Ceremonieen consecriren und ihn so gesund machen; der Prophet aber sagte: „Gehe hin und wasche dich! (2 Kön. Cap. 5.) So ist's auch damit, wenn man den Berg hinweggehen heißen will."

„Wollt Ihr das nicht mit einem Beispiele noch klarer machen?" bat Langemak.

Ohne Weiteres antwortete der Graf: „Man liefet etwa einen bedenklichen Brief, oder man hört eine schwere, bedeutungsvolle Nachricht, oder man hat Etwas zu thun, und wenn man Hand an's Werk legt, will's nicht gehen, weil Dies oder Jenes sich hindernd entgegen stellt, so denket ein Knecht Jesu Christi, der dazu da ist, eine Magd Jesu Christi, die in den Plan geordnet ist, also: „das ist nicht gut, daß die Sache nicht geht, es ist Schade darum! Wenn nur Das und Das nicht wäre, so würde sich die Sache wohl machen, ich könnte des Heilandes Absicht gewiß erreichen, denn ich weiß, was sein Sinn dabei ist, ich weiß, wo Er hinaus will! Es ist doch nicht gut, daß mir gerade Das im Wege liegt."

— Hier wirket nun der Glaube, der auch nur eines Senfkornes groß zu sein braucht; der bloße herzliche, gläubige Gedanke ist dann die Anrede an den Berg: Weg da! Nur so ein einziger Gedanke im Vorbeigehen, den man selber vielleicht wieder vergißt, ein Kopfschütteln bei ein paar Zeilen, bei einem widrigen Worte, das uns als wirkliches Hinderniß des Reiches Jesu Christi erscheint, das ist dann eben so viel, als wenn David sagt: „Herr, mache den Rathschlag Ahitophels zur Narrheit.“ (2 Sam. 15, 31.) Oder wie Moses, als ihn die Aegypter mit ihren Wagen verfolgten, und es ihm ängstlich wurde, dachte: das kommt zu nahe!“ — und kein Mensch gewahr wurde, daß er den Mund rührte, so hörte ihn Gott schreien, und es war schon so viel, als hätte er zu dem Heere gesagt: Weg da! und es wäre gleich vor ihm in die See gesunken. Vor etlichen siebzig Jahren war Holland in einer solchen Gefahr, daß man dachte, Amsterdam würde in wenig Stunden weggenommen sein, weil ihm eine feindliche Flotte nahe war, und die holländische nicht im Stande war, sie abzuhalten. Da gab es eine große Bestürzung; das Volk ging auf die Dämme an der Seekante und war ängstlich; Einige fielen auf ihre Kniee, und klagten dem lieben Gott ihre Noth; was geschah? Die gewöhnliche Fluth blieb aus, und die Ebbe dauerte so lange, daß der ganze Anschlag dadurch zurückging. Nun ist's ganz unwahrscheinlich, zu denken, daß die guten Leute werden wörtlich gesagt haben: „Lieber Gott, thue doch das Zeichen.“ Das ist ihnen wohl nicht eingefallen. Zu solchen bestimmten Gedanken war die Bestürzung viel zu groß, sondern ihr bedrängtes Herz hat gesagt: „Herr, hilf uns, wir verderben.“ — Und das ist gerade so, wie auch uns Allen geholfen sein möchte. Denn sollte Gott dies nicht auch uns thun? Ja, das ist eben die Glückseligkeit eines Knechtes und einer Magd Jesu in ihrem Amte, daß

sie die Macht haben, alle wirklichen Schwierigkeiten, das sind nämlich solche, welche dem Heilande auch für uns als Schwierigkeiten erscheinen, weg zu denken, so oft sie es mit der Zustimmung ihres Herzensrathes wollen."

Als Zinzendorf hier schwieg und sein von Begeisterung leuchtendes Auge auf die Versammlung fallen ließ; herrschte in dieser eine wahre Todtenstille; und erst nach einigen Augenblicken nahm der Superintendent das Wort wieder, um zunächst seine Freude über die glückliche Lösung des biblischen Wortes auszudrücken und dann das eigentliche Examen zu beginnen. Sowohl er, als seine Amtsbrüder gingen nun mit dem Grafen nicht allein alle Sätze der lutherischen Glaubenslehre und der symbolischen Bücher durch, sondern veranlaßten ihn auch, seine Privatmeinungen über die hauptsächlichsten Punkte auszusprechen. Und so verhandelten sie über den Mangel der Klöster in der evangelischen Kirche, über die rechte Führung einer christlichen Ehe, über die rechte Kirchengewalt, über die Privatversammlungen für den Zweck religiöser Erbauung, über den Gewissenszwang, welchen man den Lehrern der Kirche auflege, wenn sie unbekehrte Leute zum heiligen Abendmahle nehmen müßten, und über den Zwang, welchen die Zuhörer dann erlitten, wenn sie in die Kirche zu gehen durch eine äußerliche Macht getrieben würden, vom weltlichen Arme gegen irrige Gewissen und noch von vielen andern Stücken, in welchen Zinzendorf von der gewöhnlichen Kirchenmeinung abwich.

Da dies in dem Zeitraume von wenigen Stunden nicht abgemacht werden konnte, so kam die Versammlung den folgenden Tag wieder zusammen, und da dieser wieder nicht ausreichte, wurde ein dritter Tag dazu genommen. Und Niemand ermüdete dabei, vielmehr kamen alle mit großem Eifer, weil Zinzendorf dies Alles mit so viel Klarheit und so geschickt und erquicklich zu behandeln wußte, daß es Allen als

eine wahre Erbauung erschien. Denn er erzählte ihnen auch Alles, was er bisher für die vertriebenen mährischen Brüder gethan hatte, seine Arbeiten in den Gemeinden zu Berleburg und Ysenburg und schloß damit, daß er ihnen seine bestimmte Absicht, inskünftige ein evangelischer Prediger zu werden, mittheilte und die anwesenden Geistlichen um ein aufrichtiges Zeugniß bat, ob sie ihn eines evangelischen Predigtamtes für würdig erklären könnten. Der Superintendent erklärte nun im Namen aller seiner Amtsbrüder, daß des Grafen Rechtgläubigkeit ungerechter Weise bisher sei in Zweifel gezogen worden, daß vielmehr die Glaubensmeinungen des Grafen, obgleich sie in den Ausdrücken hier und da ungewöhnlich wären und wohl meistens nur deshalb falsche Erklärungen und verdächtige Auslegung erfahren hätten, mit den Lehren der evangelisch-lutherischen Kirche vollkommen übereinstimmten und setzte dann noch hinzu:

„Wir können es nun begreifen, wie Eure Wirksamkeit, Herr Graf, eine so gesegnete sein konnte, wie es Euch gelungen ist, eine Gemeinde nicht nur zu sammeln, sondern auch zusammen zu halten, und woher es kommt, daß Alle, die mit Euch verkehren, und bei welchen Ihr als Lehrer und Prediger auftretet, für Euch und Eure Sache gewonnen werden. Denn Euch ist's, wie selten Einem, gegeben, die Schlummerden aufzuwecken, die Zerstreuten zu sammeln, und die verschlossenen Herzen zu öffnen und an Euch zu ziehen. Und da Ihr solches Alles nur um des Herrn willen thut, seid Ihr auch seines Beistandes, seines Segens gewiß. Und obgleich Ihr, erlauchter Herr, aller Eigenliebe fremd seid und sogar Die hasset und verachtet, die Euch loben und preisen, so muß ich doch auf die Gefahr hin, von Euch verachtet zu werden, ein doppeltes Lob über Euch aussprechen. Zuerst, daß Ihr, obgleich in einem Stande geboren, der nun einmal unserer armen protestantischen Kirche, weil sie wenig äußere

Ehre und Macht und Reichthum zu bieten hat, selten oder nie Prediger und Seelsorger giebt, dennoch Euren hohen Rang und Titel nicht für ein Hinderniß erfunden habt, Euch unter die Haushalter über Gottes Geheimnisse zu stellen, und dann: daß Ihr, obgleich nur für die juristische Laufbahn erzogen, doch aus wahrer herzinniger Liebe für das Reich Gottes Euch in der Theologie solche Kenntnisse erworben habt, mit welchen Ihr manchen unserer Prediger überraget, welches Zeugniß wir Euch mit aller Wahrheit und Aufrichtigkeit ertheilen. Und so empfanget unsern Dank für die lehr- und segensreichen Tage, die Ihr über uns gebracht habt. Der Herr sei mit Euch und mit Eurer lieben Gemeinde."

Als der Superintendent hier schloß und seine Hand in die des Grafen gelegt hatte und beide Männer still, aber feierlich einen Bund gegenseitiger Liebe und Achtung schlossen, war auf den Gesichtern aller Anwesenden die freudigste und herzlichste Theilnahme zu lesen.

Zinzendorf aber nahm jetzt seinen Degen ab, überreichte ihn dem Superintendenten und sprach: „Zum letzten Male hat jetzt meine Hand diesen Degen, dies Zeichen meines Standes, in dem mich Gottes Gnade geboren werden ließ, gefaßt. Von heute an, — ich schwöre es zu meinem lieben Herrn und Heiland, — wird kein Degen mehr meine Hüfte umschließen. Empfanget, hochwürdiger Herr Doctor, von mir mit diesem Degen mein freiwilliges Gelübde, daß ich fortan mich aller weltlichen Geschäfte entschlagen und blos der Sache meines Herrn leben werde."

Diese Scene machte auf die Anwesenden den tiefsten Eindruck und schloß das Band der Achtung von dem außerordentlichen Mann, der außer der Liebe zu seinem Herrn gar nichts hatte und kannte, was seine Seele zu fesseln vermochte, nur noch inniger. Noch vor seinem Abschiede wurde ihm ein feierlichst ausgestelltes Zeugniß über seine theologische

Gelehrsamkeit und Würdigkeit zu einem geistlichen Amte ausgehändigt. Es trug die Unterschrift der beiden dasigen Doctoren der Theologie, des Superintendenten Langemak und des Pastor Sibeth, und schloß mit den besten Wünschen für das Gedeihen der neuen Gemeinde.

So endigte diese merkwürdige Reise Zinzendorfs nach Stralsund; und daß die Familie des Kaufmann Rebendahl über die Ehre, eine Zeit lang einen Grafen zum Hauslehrer gehabt zu haben, eben so hocherfreut als über seinen baldigen Weggang hochbetrübt war, bedarf wohl nicht erst der Versicherung.

Bei dem Abschiede aus diesem Hause wandte sich die Hausfrau noch mit der Bitte an ihn, ihr ein schriftliches Andenken zurückzulassen. Da nahm Zinzendorf ein Blatt aus seiner Brieftasche, schrieb darauf, überreichte es dann der Bittenden und sagte: „Ihr seid mir zuerst lieb und werth geworden dadurch, daß Ihr einen gemeinsamen Namen mit meiner liebsten Herzensfreundin Dorothea tragt. So nehmt denn auch hier ein liebes Wort von ihr:

Fahret fort
Kehret Euch an Niemand nicht
Unser Auge bleibet an Dem hangen,
Der auch seines auf uns gericht't.
Wir sind frei und doch gefangen;
Unsern Augen leuchtet
Sein helles Wort
Immerfort.

Dann empfahl er sie und ihr ganzes Haus der Liebe und dem Schutze des Herrn und reiste nach Berthelsdorf zurück.

# Der Messerschmied von Zofingen.

# 1.

Der Herbstmarkt zu Solothurn war am 28. Oktober 1617 beendigt. Die Verkäufer packten den Rest ihrer Waaren zusammen und wurden nur noch von einzelnen verspäteten Käufern aufgehalten, die theils aus Speculation, um beim Einpacken am wohlfeilsten zu kaufen, theils um der Armuth halber, die sich, wenn sie unverschuldet ist, nicht gern unter die Menge drängt und sich des ärmlichen Einkaufes schämt, die ablaufende Marktstunde dazu benutzten.

Unter den fremden Verkäufern waren auch Viele aus Zofingen im Aargau, die, weil sie zusammen gekommen waren, auch in Gemeinschaft wieder nach Hause ziehen wollten, deshalb auf einander warteten und die Art der Rückreise mit einander besprachen. Die Hauptstimme bei dieser Berathung wurde dem Messerschmied Samuel Zeller zugestanden, der mit seiner Ehefrau zusammen zu Markt gezogen war, während von den übrigen Gewerbsleuten immer nur Eins oder das Andere anwesend war. Die Zeller'schen Eheleute standen beide noch im blühenden, kräftigen Lebensalter und waren etwa zehn Jahre mit einander verheirathet. Sie liebten sich einander herzlich und theilten treulich unter sich die Mühe und Arbeit um das tägliche Brot.

Zeller stand bei seinen Mitbürgern in allgemeiner Achtung; er war nicht nur ein geschickter Meister seines Gewerbes, sondern auch ein ehrbarer, rechtschaffener Bürger und thätiger Christ; zuvorkommend und hilfreich gegen Jedermann, ruhig und friedliebend, was bei seiner ansehnlichen Gestalt einen wohlthuenden Eindruck machte. Obgleich er nur mit

wenigen Gulden seine Werkstatt und Wirthschaft eingerichtet, und sein Weib ihm nicht das geringste Heirathsgut zugebracht hatte, so war es ihm doch binnen wenig Jahren gelungen, durch Fleiß und Sparsamkeit einige hundert Gulden als einen Nothpfennig bei Seite zu legen; und da seine Arbeiten gekannt und gesucht waren, so konnte er wohl mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, sich nach und nach zu den wohlhabenderen Bürgern Zofingens aufzuschwingen.

Eins nur fehlte den glücklichen Eheleuten, — sie hatten keine Kinder und hätten doch Beide gern Vater- und Mutterfreude empfunden, wenn auch nicht im Sinne des alten Sirach, der mit seinen Glückseligkeitssprüchlein, so lebenswahr sie sind, doch allzu oft mehr Rathgeber und Tröster für das kluge Weltkind ist, denn für ein christlich Gemüth, dem die Lebensweisheit in den Denk- und Sittensprüchen Sirachs nur dann die rechte ist, wenn sie von den vergänglichen Schätzen auf Erden hinweiset auf den Schatz im Himmel.

Sirach sagt nämlich: Kinder zeugen und Stadt bessern macht ein ewiges Gedächtniß. Hört sich das aber nicht gerade an, wie der Denkspruch oder die Wappendevise eines wohlweisen und großachtbaren Patriziers, der auf dem Bürgermeisterstuhle sitzet und um sich an den Wänden die Bilder seiner Ahnen, die seit hundert und zweihundert Jahren im Rathe der Stadt gesessen haben, aufgehänget und in seinen fünf oder sechs Söhnen die künftigen Raths- und Stadtherren heranwachsen siehet?

Obschon nämlich Elisabeth, Zellers Ehefrau, eingedenk des Wortes im Psalm: Kinder sind eine Gabe des Herrn! — oft in der Stille ihres Herzens den Herrn im Himmel um diese seine Gabe bat, so kam doch Rahels neidisches und fast verzweifelndes Wort: Schaffe mir Kinder, wo nicht, so sterbe ich! nicht in ihre Seele. Dem Ehemann aber noch viel weniger. Denn als sein Weib ei-

nes Tages mit einigen halblauten Seufzern auf die zahlreichen und blühenden Kinder des armen Nachbars sah, dem diese freundliche und gnädige Gottesgabe eben kein sonderlich angenehmes Geschenk zu sein schien, hatte Zeller gar ernstlich gescholten und gesagt: „Weib, hüte Dich, daß Du Gottes Regiment und Ordnung nicht schmähest. An dem, was sein soll, änderst Du kein Stäublein, und das, was nicht sein soll, ziehest Du mit tausend und abertausend Thränen und Seufzern nicht herbei. Es würde mir aber meine Liebe zu Dir schmälern, wolltest Du anders denken, denn ich."

Und seit dieser Zeit hütete sich Frau Elisabeth wohl, sich die Liebe ihres Mannes zu schmälern, und war still und ergeben in Gottes Rath und Willen; und eben weil sie durch keine Mutterforge an das Haus und die Wirthschaft gebunden war, gehörte es zu ihrer Lebensaufgabe und wahrer Herzensfreude, mit dem Manne auf die Märkte zu ziehen, ihm zu helfen in allen Stücken und seiner in Liebe und Treue zu pflegen.

Der Solothurner Markt war also beendigt, und die Zofinger Gewerbsleute waren einig geworden, ein Schiff zu miethen, um auf der Aar bis Aarburg zu fahren und von da den kurzen Weg nach Zofingen zurückzukehren. Das Schiff wurde mit Körben, Kisten und Kästen bis zur Ungebühr bepackt, also daß die zwanzig Menschen kaum noch Unterkommen fanden und sich nur mühsam zwischen dem Gepäcke vertheilen konnten. Zeller und seine Frau saßen nebeneinander hart am Steuer und erlabten sich an der schönen Gotteswelt zur Rechten und Linken des Flusses, der einen hohen Ursprung, von der stolzen Furka herab, nicht verleugnen kann und in gewaltigen Wogen den Brienzer und Thuner See durchwühlet und besonders von Solothurn aus sprudelnd, schäumend dahin eilt, bis ihn bei Zurzach der Rhein aufnimmt.

Zeller war in der heiligen Schrift ungewöhnlich belesen, obgleich in damaliger Zeit ein jeder evangelischer Bürger seine Ehre darin suchte und fand, den Inhalt der Bibel so allseitig als möglich zu kennen. Zeller aber hatte ein besonderes Gedächtniß und Gabe dazu, die Sprüche der Schrift für jedes Ereigniß im Leben aufzufinden und anzuwenden.

„Siehe, Elisabeth," sprach er zu seinem Weibe, „fließet nicht dieser Fluß dahin, wie ein sichtbarer Segen des Landes und wie eine Erfüllung der Verheißung Gottes: Ich will Wasser gießen auf das Durstige und Ströme auf die Dürre? Und wenn Du das fröhliche Wogen dieses Wassers ansiehest und wie an seinen Ufern lauter Leben aufschießet, verstehst Du dann das Wort des Herrn: Wer an mich glaubet, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen, nicht viel besser?"

Elisabeth schaute nun zwar auf die lebendigen Wogen des Wassers hin, aber sie schien die Deutung ihres Mannes nicht zu fassen; ihre Blicke und Mienen verriethen vielmehr, daß sie mit andern und sehr ernsten Gedanken beschäftigt war. Das merkte der Mann und fragte: „Was denkst Du bei Dir, Elisabeth? Kann Dich das Wort der Schrift nicht erquicken?"

„O doch!" antwortete sie; „aber ich bin heute so ängstlich und furchtsam in meinem Gemüth. Ich zöge viel lieber da links oder rechts meine Straße zu Fuß. Du weißt, ich fahre nicht gern zu Wasser."

„Das ist nicht recht!" entgegnete Zeller. „Sind wir doch überall in Gottes Willen, und kann Niemand seinem Geschick entfliehen. Kennst Du nicht das Wort im Propheten Jesaias: Fürchte dich nicht, du bist mein! denn so du durch's Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen?"

Eben nun, als Elisabeth antworten wollte, schrieen auf einmal einzelne Stimmen dem Steuermanne zu: „Um Gottes willen, wo fahret Ihr hin? Ihr haltet doch gerade auf den Felsen dort zu und laßt das Schiff mit dem reißenden Strom gehen! Wendet links, sonst sind wir verloren!“

Jetzt erst schien der Steuermann selber die Gefahr zu merken. Er steuerte nach links, so viel er nur vermochte, aber es war zu spät; das Schiff war nicht mehr aus der reißenden Strömung herauszubringen und schoß mit aller Gewalt auf den weit in den Fluß vorspringenden Fels zu; dann stieß es an, stieg in die Höhe, wandte sich und schlug um, und Alles, was darauf war, versank in die Tiefe, und über dem grausigen Noth- und Angstgeschrei der Ertrinkenden schlugen die Wellen zusammen.

Zwischen den einzelnen Kisten, die durch ihre Schwere nicht zu Boden gezogen wurden, tauchten nach und nach einzelne Köpfe auf. Die Unglücklichen machten die verzweifeltsten Anstrengungen, sich über dem Wasser zu erhalten; aber ihre Kraft war bald erschöpft, sie sanken unter und trieben bald darauf als Leichname dahin. Nur Einzelnen gelang es, dem drohenden Tode durch Schwimmen zu entgehen. Da rief auf einmal eine Stimme in höchster Todesnoth: „Samuel, um Gottes und Christi willen, rette mich!“

Zeller, dem dieser Angstruf galt und der mit großer Sicherheit und Gewandtheit schwimmend die Wogen durchschnitt und dem rettenden Ufer näher war, als alle Andern, schaute sich um, und erblickte sein Weib in höchster Todesgefahr.

Auf den ersten Anblick wandte sich Zeller um und schickte sich an, nach seinem ertrinkenden Weibe hinzuschwimmen. Liebe und Barmherzigkeit stärkten seine Kraft, und in wenigen Secunden war er seiner Elisabeth so nahe gekommen, daß er sie fast mit den Händen ergreifen konnte. Im Augenblicke aber, als er die Hand nach ihr ausstreckte, durchfuhr ein fast

schreckhafter Gedanke seine Seele. Die Miene des Mitleids wandelte sich um in stille, kalte Ruhe; er zog die ausgestreckten Arme zurück, wandte sich, und nahm die Richtung wieder nach dem Lande hin.

„Samuel, erbarme Dich mein!" rief das unglückliche Weib. Da schaute sich Zeller noch einmal um, und sah, wie sein Weib eben untersank. Aber die Kraft des Verzweifelnden ist mächtig. Wenige Augenblicke darauf tauchte Elisabeth noch einmal auf, streckte die Hände ringend und betend gen Himmel aus, schrie noch einmal: „Samuel, rette mich!" dann aber versank sie in die Tiefe und ward nicht mehr gesehen.

„Gottes Wille geschehe!" sagte nun Zeller ruhig für sich hin, schwamm leicht und schnell dem Ufer zu, stieg an's Land und war gerettet. Und mit ihm nur der kleinere Theil der Schiffbrüchigen; die andern Alle hatten ihren Tod in den Wellen gefunden.

## 2.

Einige Tage darauf stand Zeller vor der Obrigkeit seiner Vaterstadt Zofingen. Die Richter und Beisitzer blickten mit Achtung und Mitleid auf ihn; er grüßte mit freundlichem Nicken nach Links und Rechts, nahm aber den Platz, der ihm angewiesen wurde, nicht an, sondern lehnte ihn mit den Worten ab: „Die Obrigkeit ist von Gott geordnet und wird billig zu den grauen Häuptern gerechnet, vor welchen wir aufstehen sollen."

„Nun," entgegnete der Richter, „so gebieten wir Euch, daß Ihr Euern Platz einnehmet."

„Haltet zu Gnaden, liebe Herren," antwortete Zeller, „Ihr habet keine Macht, Gottes Gebote zu ändern. Was Ihr mir da gebietet, ist Euer eigenes menschliches Gebot. Es stehet aber geschrieben: Du sollst Gott mehr gehorchen, denn den Menschen."

„Nun, so thut, wie Ihr wollt!“ erwiderte der Richter und fuhr dann also fort: „Meister Zeller, Ihr seid vor Eure rechtmäßige Obrigkeit geladen, um gegen eine Anklage, die wider Euch erhoben worden ist, Euch zu vertheidigen, so Ihr solches mit gutem Gewissen könnet thun. Ihr seid in gemeiner Bürgerschaft als rechtschaffener Mann und guter Christ bekannt. Ihr wisset, daß ein jeder Christ gehalten ist, die Wahrheit zu reden mit seinem Nächsten, absonderlich aber vor seiner Obrigkeit, die wie Ihr selber bereits erklärt habt, von Gott geordnet und eingesetzet ist. Ihr wisset, daß auch das geringste Wörtlein, welches als wider die Wahrheit erfunden wird, von Gott gewogen wird auf gerechter Wage und nach Gottes Gebot und Befehl ernstlich bestrafet werden soll. Ihr werdet also als ein wahrer Christ und getreuer und gehorsamer Bürger Eurer Obrigkeit die Wahrheit bekennen, gleichviel, ob Ihr damit Euch selber oder Andern einen Nachtheil bereiten könntet. Seid Ihr Solches zu thun willig?“

Arglos lächelnd antwortete der Angeklagte: „Gestrenge Herren, Ihr habt solcher Erinnerung nicht noth. Die Schrift sagt: Die Obrigkeit ist euch gegeben vom Herrn und Gewalt vom Höchsten, und es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott, obschon ich damit eine böse und gottlose Obrigkeit nicht anerkennen will, sondern nur die gute und christliche!“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ rief der Richter aus. „Die heilige Schrift macht keinen Unterschied zwischen guter und böser Obrigkeit; sondern sie sagt im Allgemeinen: Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, und: Wo Obrigkeit ist, die ist von Gott. Und sie gebietet Allen ohne Unterschied: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat! Wenn Ihr nur der guten und christlichen Obrigkeit gehorchen wolltet, so würdet Ihr wohl auch ein Aufrührer und Empörer sein, sobald es

Euch einfiele, eine Obrigkeit nach Eurer Meinung nicht für gut oder nicht für christlich zu halten?"

„Wider Recht gebühret Niemandem zu thun!" antwortete Zeller ruhig. Man muß Gott, der das Recht haben will, mehr gehorchen, als den Menschen!"

„Meister Zeller," sagte der Richter mit Ernst, „es ist hier nicht der Ort, Euch darüber zu belehren, auch stehet Solches der Kirche mehr zu, denn der weltlichen Obrigkeit. Aber saget mir, was würdet Ihr thun, wenn Ihr durch irgend ein Schicksal etwa in die Lande der Türken geworfen würdet, und müßtet Euch Eurer Hände Arbeit nähren. Die türkische Obrigkeit ist, wenn sie auch eine gute und gerechte ist, doch keine christliche. Was würdet Ihr thun?"

„Ich würde ihr gehorchen," antwortete Zeller, „so lang sie nur über meinen Leib und Gut und Leben gebietet; aber wollte sie auch über meinen Glauben gebieten, so würde ich ihr nicht gehorchen. Denn dazu hat sie weder Recht noch Macht!"

„Auch die gute und christliche Obrigkeit," wandte der Richter schnell ein, „hat kein Recht und keine Macht, über den Glauben zu gebieten!"

„Und deshalb wird sie es eben nicht thun, weil sie eine gute und christliche Obrigkeit ist," sagte der Meister mit ruhigem Lächeln, und setzte dann, als er sah, wie der Richter unzufrieden auf ihn blickte, mit gutmüthigem Tone hinzu: „Lasset keinen Streit zwischen uns sein. So es Euch recht ist, gestrenge Herren, bekenne ich gern, daß ich Euch für eine gute und christliche Obrigkeit halte. Ob nun gleich die Schrift sagt, daß alle Menschen Lügner sind, so will ich doch mit Wissen und Willen nicht wider die Wahrheit sündigen. Denn die Schrift sagt: Wer frech Lügen redet, wird nicht entrinnen."

„So werdet Ihr also," fuhr der Richter fort, „alle Eure Antworten so einrichten, wie Ihr sie vor Gott und auf sein heiliges Evangelium als wahr beschwören könnet."

„Ich schwöre nicht!" entgegnete Zeller ganz ruhig.

„Ihr wollt nicht beschwören, was Ihr ausagt?" fragte der Richter erstaunt. „Habt Ihr nicht eben gesagt, daß Ihr uns als Eurer rechtmäßigen Obrigkeit gehorchen wollt? Und wisset Ihr nicht, daß die Obrigkeit Macht hat, den Schwur als eine Bekräftigung der Wahrheit zu fordern?"

„Zeiget mir das Wort in der Schrift, wo Solches geschrieben steht!" rief Zeller aus. „Der Herr hat geboten: Eure Rede sei Ja, Ja, Nein, Nein, und was darüber ist, das ist vom Uebel, und ihr sollt allerdinge nicht schwören."

„Meister Zeller!" antwortete der Richter mit freundlichem Ernste, „Ihr wisset recht wohl, daß uns der Herr mit diesen Worten nur geboten hat, bei Sachen, die mit einem redlichen Ja, Ja, oder Nein, Nein unter redlichen Leuten abgethan und kräftig genug versichert sind, uns alles unnöthigen und leichtsinnigen Schwörens zu enthalten. In allen Stücken, wo der Mensch von sich selber handelt, ist alles Schwören unnöthig und unchristlich. Wenn aber die christliche Liebe, oder Gottes Gebot, oder die Noth, oder der Nutzen der Nächsten, oder die Ehre Gottes erfordert, daß wir mit einem Schwur die Wahrheit unserer Rede bekräftigen, wo solches auf andere glaubhafte Weise nicht geschehen kann, da ist es wohlgethan und christlich."

„Das ist Menschensatzung!" entgegnete Zeller in aller Ruhe und Freundlichkeit. „Der Herr hat geboten: Ich sage Euch, daß ihr allerdinge nicht schwören sollt."

„Also auch nicht, wenn die Obrigkeit es fordert?" fragte der Richter.

„Auch dann nicht!“ antwortete der Angeklagte. „Auch die Obrigkeit hat nicht Macht, ein Gebot Gottes zu ändern oder umzustoßen.“

Der Richter, obgleich durch solche hartnäckige Weigerung in augenblickliche Verlegenheit gebracht, ließ sich doch nicht so schnell aus seinem Recht drängen. „Ihr sagt,“ fuhr er nun fort, „es sei gegen Gottes Gebot, auf Verlangen der Obrigkeit einen Schwur zu thun. Leset Ihr nun nicht auch in der Schrift: Du sollst Gott deinen Herrn fürchten und ihm dienen und bei seinem Namen schwören? Und wenn David alle die aufzählet und mit Namen nennet, welche wohnen werden in des Herrn Hütte und bleiben werden auf seinem heiligen Berge, meint er nicht auch Den mit, der seinem Nächsten schwöret und es hält?“

„Das ist das Gebot des alten Testamentes!“ entgegnete Zeller. „Und das eben hat der Herr abgethan und aufgelöset durch sein Gebot: Ihr sollt allerdinge nicht schwören.“

„Merket, was Ihr gesagt habt!“ erwiderte der Richter schnell. „Wenn es Euch aus dem Evangelio erwiesen würde, daß die Obrigkeit mit Recht einen Eid fordern kann, würdet Ihr dann den Eid thun, so er von Euch gefordert würde?“

„Das könnt Ihr nicht erweisen!“ entgegnete der Angeklagte ruhig.

Da nahm der Richter die große Bibel, die vor ihm lag, zur Hand, schlug sie mit Sicherheit auf und sprach: „Hier in der Epistel an die Hebräer stehet im sechsten Kapitel, im sechszehnten Verse also geschrieben: Die Menschen schwören bei einem Größern, denn sie sind, und der Eid machet ein Ende alles Haders, dabei es fest bleibet unter ihnen. Sehet Ihr es nun ein, daß der Herr mit seinem Worte, daß wir allerdinge nicht schwören sollen, nur das leichtsinnige und unter den Menschen so ge-

wöhnliche Schwören verboten hat, aber die von der Obrigkeit erforderten Eide nicht hat verbieten wollen?"

Für den Augenblick schien Zeller überwunden; bald aber sammelte er sich wieder und sprach: „Das ist noch kein Gebot, daß wir schwören sollen, und stehet nicht dabei von der Obrigkeit, daß sie Eide fordern soll. Wie dem aber auch sei, — thut mit mir, gestrenger Herr, wie Ihr wollet und könnet, ich schwöre nicht. Ich werde meine Aussagen thun, als stünde ich vor Gott selber. Lasset euch genügen an dem und seid eingedenk des christlichen Gebotes: Verwirret die Gewissen nicht!"

Nach einigem Stillschweigen antwortete der Richter: „Was die Obrigkeit thun wird und thun muß, das wird sie thun und sich selber wohl hüten, daß sie Gottes Gebot nicht übertritt. So will ich denn jetzt in diesem Stück keine weitere Antwort von Euch fordern und Euch nur nochmals daran erinnern, daß Ihr die Wahrheit bekennen möget in allen Dingen."

„Meister Zeller," fuhr nun der Richter fort, „seid Ihr am achtundzwanzigsten vorigen Monats mit einer Anzahl anderer Bürger und Bürgersfrauen aus unserer Stadt in Solothurn nach beendigtem Markte in ein Schiff gestiegen, um darin bis nach Aarburg zu fahren?"

„Ja!" antwortete Zeller, „und ich selber habe diese Reise zu Wasser vorgeschlagen, weil ich meinte, sie sei die bessere und angenehmere."

„Das Schiff ist verunglückt!" sprach der Richter weiter. „Nach der Aussage der übrigen Geretteten trägt der Schiffer selbst, der am Steuer saß, die Schuld davon, daß das Schiff gegen einen Fels trieb und umschlug. Könnet Ihr das auch bezeugen?"

„Das kann ich nicht behaupten!" entgegnete Zeller. „Ich wurde auf die Gefahr erst aufmerksam, als die Andern den

Nothschrei erhoben, und sah dann allerdings, daß der Steuermann sich vergeblich abmühte, das Schiff aus der reißenden Strömung herauszubringen."

„Aber," fiel der Richter ein, „Ihr sollt, wie gegen Euch ausgesagt worden ist, mit Eurem Eheweibe dem Steuermanne zunächst gesessen haben. Habt Ihr nicht etwa gesehen, daß der Schiffer sein Amt sorglos oder ungeschickt verwaltet hat? Ihr sollt so gesessen haben, daß Ihr den Steuermann gerade vor Augen gehabt habt."

„Das wohl!" antwortete der Angeklagte. — „Aber ich habe weder des Mannes, noch seiner Arbeit geachtet, sondern mit meinem lieben, seligen Weibe mich an den Werken Gottes erlabet, wie sie wunderbarlich gemacht sind und wie die Werke seiner Hände alle sind Wahrheit und Recht!"

„Ihr selber," fuhr nun der Richter fort, „habt Euch mit nur noch Wenigen aus dem drohenden Tode durch Schwimmen gerettet. Man sagt von Euch, daß Ihr ein guter und geübter Schwimmer seid."

„Wollt Ihr," entgegnete Zeller ruhig, „mir dadurch ein Lob ertheilen, so weise ich solches Urtheil von mir ab. Wollet Ihr aber damit nur sagen, daß ich sowohl die Leibeskraft, wie die Geschicklichkeit besitze, mich durch Schwimmen aus dem Wasser zu erretten, so habt Ihr Recht. Ich bin schon öftere Male in Gefahr gewesen, den Tod im Wasser zu erleiden, aber es war niemals Gottes Wille, daß ich darin umkommen sollte."

„Getraut Ihr Euch," fuhr der Richter fort, „so viel Leibeskraft und Geschicklichkeit zu, außer Euch selber noch eine andere Person aus dem Wasser zu erretten?"

„Ja!" antwortete Zeller in aller Ruhe.

Der Richter, so wie die Beisitzer fuhren bei diesem mit so völliger Ruhe ausgesprochenen Ja wie von einem Schrecken

berührt zusammen. Sie blickten den Angeklagten an, als hätten sie nicht recht gehört, oder als wollten sie es aus seinen Mienen herauslesen, daß er seiner Sinne nicht recht mächtig sei. Selbst der Stimme des Richters, eines alten in Gerichtsbarkeit ergrauten Mannes, war es, als er im Verhöre fortfuhr, anzuhören, daß sein Gemüth bewegt sei.

„Wäre es Euch also," fragte er weiter, „möglich gewesen, zunächst Euer eigenes Eheweib, dann vielleicht auch wohl noch eine oder die andere Person aus dem Wasser zu erretten?"

„Ja, das hätte ich wohl gekonnt!" antwortete der Angeklagte ruhig, wie bisher.

„Bedenkt, was Ihr sagt!" rief ihm der Richter, vom Mitleid überwältigt, zu, während die Beisitzer sich der Zeichen grauenvoller Verwunderung nicht enthalten konnten. „Es ist doch nicht möglich, daß Ihr es ruhig mit ansehen könnet, wenn Euer eigenes Weib ertrinkt, während Ihr nur die Hand ausstrecken durftet, um sie zu erretten! Doch," lenkte der kluge Untersuchungsrichter schnell ein, „Ihr habt vielleicht in Unfrieden mit Eurem Weibe gelebt und habt —"

„Redet nicht weiter, gestrenger Herr!" unterbrach ihn Zeller schnell. „Auch wenn Ihr Solches blos muthmaßet, mag ich's nicht dulden. Mein Weib ist mir herzlich lieb gewesen, und mag ich's wohl behaupten, es giebt in ganz Zofingen keine glücklichern Eheleute, als wir es gewesen sind, meine liebe, selige Elisabeth und ich!"

Der Richter bewegte langsam und mit tiefem Ernste das Haupt und sprach in einem Tone, in welchem das wohlwollendste Mitgefühl lag, also weiter: „Da habt Ihr, Meister Zeller, in Eurer eignen Noth und Gefahr und im natürlichen Eifer, Euch selber zu erretten, ohne Zweifel Euch gar nicht nach den Andern umsehen können, habt weder gesehen, noch gehöret, was sich etwa dabei ereignet hat."

„O doch ja!“ entgegnete der Angeklagte. „Ich habe Alles gesehen und gehört, und mein Weib vor Allen. Ich sah es, wie sie sich umsonst abmühte, dem Tode zu entrinnen, und es klingt noch heute vor meinen Ohren, wie sie mir zurief: Samuel, rette mich!“

„Ist's möglich!“ rief der Richter erschreckt aus. „Und warum habt Ihr sie nicht gerettet?“

„Ich darf wider Gottes Willen nichts thun!“ antwortete Zeller in seiner alten Ruhe.

„Was!“ fuhr der Richter bewegt auf. „Einen Menschen vom Tode erretten, das nennt Ihr eine That wider Gottes Willen?“

„Nicht so allgemein, wie Ihr es da aussprecht!“ erwiderte Zeller. „Es kann eben so wider Gottes Willen sein, einen Menschen vom Tode zu erretten, als einen Menschen in den Tod zu geben. Doch ich merke nun wohl, daß Euch, edle und gestrenge Herren, noch die rechte Erkenntniß fehlet. Wisset Ihr aber nicht, daß nichts geschehen kann ohne Gottes Willen? Was auch geschieht, das muß geschehen, weil Gott es will. Das Schiff ist mit Gottes Willen versunken. Diejenigen, welche Gott hat retten wollen, die sind eben mit Gottes Willen aus dem Wasser herausgekommen. Die Gott aber zu seiner Gnade hat berufen wollen, die sind im Wasser umgekommen, und diese habe ich an ihrem seligen Loose nicht hindern wollen.“

„Das ist eine entsetzliche Lehre!“ rief der Richter aus.

„Sündiget nicht wider Gottes Ordnung!“ sprach der Angeklagte ernst und feierlich. „Wollet Ihr leugnen, daß Die, welche selig sterben, glücklicher sind, als Die, die übel leben? Ist die Stunde des seligen Todes nicht besser, als die Stunde der Geburt? Heißt es nicht in der Schrift: „Es ist besser in das Klaghaus gehen, denn in

das Trinkhaus, und Trauern ist besser, denn Lachen, und das Ende eines Dinges ist besser, als sein Anfang, und der Tod ist das bestimmte Haus aller Lebendigen?"

„So erkennet Ihr es gar nicht," fragte der Richter mit Entsetzen, „daß Ihr den Tod Eures armen Weibes auf Eurem Gewissen habt?"

„Mein armes Weib!" rief Zeller aus. „O wäret Ihr doch alle so glücklich und reich, wie meine selige Elisabeth! Ihr habt die Schrift vor Euch liegen, schlaget sie auf, und da werdet Ihr finden, daß Leben und Tod, Glück und Unglück kommt Alles von Gott. Schlaget die Propheten auf, da stehet geschrieben, wie Gott redet: Wen der Tod trifft, den treffe er, wen das Schwert trifft, den treffe es! Habt Ihr es nicht gelesen in der Offenbarung, was der Engel von den Qualen böser Menschen redet, wenn er sagt: In denselbigen Tagen werden die Menschen den Tod suchen und nicht finden, werden begehren zu sterben, und der Tod wird von ihnen fliehen! Stürzet Euch in das tiefste Wasser, um Euch zu ertränken. Wenn es nicht Gottes Wille ist, kommt Ihr doch wieder heraus. Und Ihr redet von meinem armen Weibe, das Ihr beklaget? Wollt Ihr mehr sein, denn der Prophet Jonas, der da betete und sprach: So nimm doch nun, Herr, meine Seele von mir, denn ich wollte lieber todt sein, denn leben! Wisset Ihr nicht, daß es Gott ist, der die Menschen lässet sterben und spricht: Kommt wieder Menschenkinder?"

„Redet nun nicht weiter!" gebot der Richter. „Für jetzt genügt es an Eurem Geständniß. Habt Ihr aber etwa sonst noch etwas zu sagen, was sich auf den Tod Eures Weibes oder den Schiffbruch überhaupt bezieht?"

„Das Eine noch," sagte Zeller. „Der Prediger des alten Bundes spricht: Sterben und geboren werden hat seine Zeit. Die Zeit aber ist Gottes."

„Da Ihr nichts habt, als dieß," fuhr nun der Richter fort, „so ist Euer Verhör für heute beendiget. Ich muß Euch aber sagen, daß Ihr nicht frei von hinnen gehen könnet; Ihr bleibet im Gewahrsam der Obrigkeit. — Schließer, führet den Angeklagten in sein Gefängniß!"

„Gern gehorche ich Euch!" antwortete Zeller. „Ihr hättet ja keine Macht über mich, wenn sie Euch nicht von Oben gegeben wäre. Wenn es nicht Gottes Wille wäre, daß ich soll gefangen sitzen, so könntet Ihr's nicht thun. Der Herr spricht durch den Propheten: Wen das Gefängniß trifft, den treffe es!"

Und somit verließ der Angeklagte fröhlich und getrost mit dem Schließer die Gerichtsstube und trat in sein Gefängniß ein mit derselben Ruhe, als träte er in seine heimathliche Wohnung.

---

An den beiden folgenden Tagen wurde das Verhör wiederholt; da aber Zeller in allen Stücken genau auf derselben Aussage verblieb und nur darin abwich, daß er seine Ansicht von dem Willen Gottes mit neuen Sprüchen aus der heiligen Schrift stützte und einige Aeußerungen that, welche auf wiedertäuferische Schwärmereien schließen ließen, erkannte das Gericht: Es solle mit dem Urtheile über den unglücklichen Mann nicht geeilet, sondern er solle zuvor noch durch Gottesgelehrte befragt und unterwiesen werden.

Zu gleicher Zeit erhielt der Stadtpfarrer Langhanns Auftrag, den Angeklagten von seinem Irrthume wo möglich zu überzeugen und den Erfolg an die Obrigkeit zu berichten.

## 3.

Am folgenden Tage trat Langhanns, ein schon bejahrter, ehrwürdiger Mann, in die Stadtvoigtei von Zofingen, um seinen seelsorgerlichen Auftrag zu erfüllen. Langhanns gehörte insofern zu den Ausnahmen der Prediger seiner Zeit, als er in den damaligen dogmatischen Kämpfen, die zwischen der reformirten und lutherischen Kirche die Geister, um mit Luther zu reden, auf einander platzen ließen, in Folge seiner angeborenen Gutmüthigkeit und Versöhnlichkeit, fern und frei blieb von jeder Bitterkeit und da, wo er in Liebe nicht überzeugen konnte, es vorzog, von dem Kampfplatz lieber zurückzutreten, als in Hartnäckigkeit darauf zu verweilen, um, wie es wohl oft geschehen mag, wenigstens den Sieg für unentschieden erklären zu können.

Als der Pfarrer bei dem Gefangenen in das kleine, dunkle Zimmer eintrat, fand er denselben mit Lesen in der heiligen Schrift beschäftiget. Zeller aber schob das große, schwere Buch sogleich zurück, erhob sich von seinem Sitze, ging dem Seelsorger freundlich und mit allen Zeichen der aufrichtigen Hochachtung entgegen und reichte ihm die Hand zum Willkommen.

„Grüß' Euch Gott, Meister Zeller!“ sagte der Pfarrer. „Ich finde Euch, wie ich erwartet hatte, trinkend aus dem lebendigen Wasser, das in's ewige Leben fließt.“

„Habt Dank, ehrwürdiger Herr!“ antwortete der Gefangene. „Was kann ich in meinem Gefängnisse Anderes thun, als mich mit dem Herrn beschäftigen, der die Gefangenen aus Zion erlösen will.“

„So möchtet Ihr also gern wieder Eurer Haft los und ledig werden?“ fragte der Pfarrer.

„Wenn es Gottes Wille ist, ja, sonst nicht!“ antwortete er. „Ich sitze zu Hause in meiner Werkstatt ebenso nur mit Gottes Willen, als hier in meinem Gefängnisse!“

„Und doch ist's ein großer Unterschied!" entgegnete der Seelsorger. „Zu Hause in Eurer Werkstatt säßet Ihr frei und ungehindert und unverklagt, hier aber sitzet Ihr, beladen mit der Anklage Eurer Obrigkeit, von welcher Ihr doch wohl wünschen müsset, gereiniget zu werden."

„Das Reinigen ist Sache Gottes!" antwortete Zeller. „Es stehet geschrieben: Der Herr wird einen Jeden reinigen, der Frucht bringet. Lasten, welche Menschen auflegen, sind keine Gotteslasten."

„Nicht so, lieber Meister!" sagte Langhanns im mildesten Tone. „Eure Worte gefallen mir nicht. Ich bin in froher Erwartung hierher gekommen, Ihr würdet mir bekennen, daß es Euch herzlich leid thue, was Ihr in arger Verblendung, wenn schon nicht mit bösem Gemüthe, gegen Gottes und Menschen Gebot gethan habt. Aber Eure Antworten zeugen von einem Gemüthe, das sich seines Werkes freut."

„Was soll ich Euch zuerst antworten, ehrwürdiger Herr!" erwiderte der Gefangene. „Ihr verklaget mich und Gottes Regiment zu gleicher Zeit. Ich sitze hier, gefangen gehalten von Menschen, weil ich den Willen Gottes habe walten lassen. Meinet Ihr, das sei so leicht? Versuchet, ob Ihr's könnt. Und wenn Ihr's gethan habt, wird's Euch eben so freuen, wie es mich freut. Nur eine Freude ist die rechte, nämlich die Freude über die Eintracht des Gottes- und Menschenwillens!"

„Es ist nicht möglich, lieber Freund!" entgegnete der Pfarrer. „Ich kann's und mag's nicht glauben, daß Ihr Euch freut, Euer Weib dem Tode überlassen zu haben, wo Ihr nur hättet wollen dürfen, um Leib und Seele zu retten!"

„Herr Pfarrer," entgegnete der Gefangene, „woher wisset Ihr denn, daß Leib und Seele meines Weibes verloren ist? Wenn es Gottes Wille wäre, daß in diesem Augenblicke die Mauern über uns zusammen stürzten und Euch erschlügen,

wäret Ihr auch an Leib und Seele verloren? Lehret Ihr uns nicht selber, daß der Christ täglich und stündlich auf seinen Tod soll bereitet sein? Und wenn ich Euch nun sage, daß meine Elisabeth darauf bereitet war? Als wir in's Schiff stiegen, zitterte sie und stieß mit dem Fuße an. „Bedeutet das Leben oder Tod?" fragte sie mich. „Wie Gott will!" antwortete ich ihr. „Ist Dir das recht?" „Ja," sagte sie, „wie Gott will!" und stieg ein. Nun, Gott hat eben gewollt, daß sie sterben soll."

„Armer, bethörter Mann!" rief der Pfarrer aus. „Mit dieser entsetzlichen Lehre macht Ihr ja alle christlichen Liebeswerke zu Schanden. Uns ist's geboten, daß wir uns unter einander helfen und fördern sollen in allen Leibes- und Seelennöthen; wir sollen dem Hungrigen unser Brot brechen, den Nackten kleiden, die Heimathlosen in's Haus führen, wir sollen sogar unser Leben für die Brüder lassen! Das Alles aber macht Ihr mit Eurer Lehre zu Schanden. Verhungert Jemand, wo Ihr hättet ihn retten können, wenn Ihr Euer Brot mit ihm theiltet, so sprecht Ihr wohl auch: Es war Gottes Wille, er sollte den Hungertod sterben?"

„Das ist ein anderer Fall!" entgegnete Zeller ganz ruhig. „Kommt Jemand nach Gottes Willen und Bestimmung in Gefahr des Leibes und Lebens, so hat er ihm, soll er anders nicht darin umkommen, die nöthige Kraft und Klugheit gegeben, sich selber daraus zu erretten. Warum konnte mein Weib sich nicht retten, da sich andere Weiber gerettet haben? Und warum habe ich mich retten können, während andere Männer im Wasser geblieben sind? Fühlet Ihr nicht das Walten des göttlichen Regiments? Beuget Ihr Euch nicht vor der geheimnißvollen Macht, unter der wir stehen und fallen, ohne daß wir etwas davon oder dazu thun können? Erkennt Ihr keinen Willen Gottes über Euch an? Sagt nicht die Schrift, daß Niemand Gottes Rathgeber

sein kann? Spricht nicht Gott, daß er seine Ehre keinem Andern geben will, noch seinen Ruhm den Götzen? Wer aber Gottes Rath und Willen entfliehen will, will der nicht Gottes Ehre und Ruhm sich selber geben? Heißt's aber nicht vielmehr: Wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit? Und spricht nicht Christus selber: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der wird in das Himmelreich kommen?"

„Armer, armer, bethörter Mann!" rief Langhanns auf's Neue aus. „Ich sehe, Ihr wisset noch gar nicht, was Gottes Wille ist."

„Was Gott will, das geschieht!" fiel der Gefangene schnell ein. „Wo Gott gebeut, da steht's da. An dem Willen Gottes läßt sich nichts ändern."

„Das sag' ich mit Euch auch!" setzte der Pfarrer hinzu. „Aber dazu ist's doch noth, daß man wisse, was Gottes Wille ist. Nur in einem Stücke wissen wir gewiß, was Gottes guter und gnädiger Wille ist, nämlich daß Gott nicht will, daß Jemand verloren gehe, sondern daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Der Wille Gottes ist unsere Heiligung, unsere Erlösung in Christo Jesu, seinem Sohn. Wer diesem Willen Gottes widerstrebt, das ihm angebotene Heil in Christo verschmäht, ein ungläubiges und unbußfertiges Leben führt und ohne Wiedergeburt seines Herzens, ohne Reue und Buße stirbt, der wird verloren gehen, weil er sich dem gnädigen Willen Gottes entzogen hat. Das wissen wir gewiß. Aber was sonst Gottes Wille über uns ist, ob wir durch größere oder geringere Trübsal in's Reich Gottes eingehen sollen, ob wir früh oder spät, ob wir plötzlich oder mit langer Vorbereitung sterben werden, das wissen wir nicht."

„Aber," entgegnete Zeller schnell, „Ihr gebet doch zu, daß in diesem Stücke doch auch ein Wille Gottes da ist. Und ist dieser Wille Gottes da, so müssen wir uns ihm unterwerfen."

„Gewiß, lieber Freund!" versicherte der Pfarrer freundlich. „Aber da wir in diesem Stücke Gottes Willen vorher niemals wissen, sondern erst nachher, wenn der Wille geschehen ist, so ist's doch noth, daß wir zu ergründen suchen, was Gottes Wille über uns sein könnte. Und dazu haben wir keinen Helfer und Rathgeber, als Gottes Gebote selber!"

„Und welche Gottes Gebote meint Ihr da?" fragte der Gefangene.

„Ich meine die," antwortete Langhanns, „welche Gott theils in unser Herz geschrieben, theils in der heiligen Schrift uns offenbaret hat. Nun hat Gott einem Jeden in's Herz geschrieben, daß wir uns unter einander helfen sollen in aller Noth und Angst des Lebens. Auch die Heiden thun dasselbe, die von Gott sonst nichts wissen. Und so Jemand in Gefahr ist, treibt uns die natürliche Menschenliebe schon an, ihm beizuspringen und zu helfen. Sonst aber hat Gott ausdrücklich noch geboten: Du sollst nicht tödten!"

„Damit schlaget Ihr mich nicht!" entgegnete der Angeklagte mit ruhigem Lächeln. „Ich bin mehr, als der Heide, und habe mehr gethan, als er. Auch ich habe in meinem Herzen eine Stimme gehört, die sprach: Rette dein Weib! Aber weil ich wußte, daß solches der natürliche Wille meines Fleisches war, so that ich ihn nicht, um Gottes Willen geschehen zu lassen. Der Heide thut seinen Willen, der Christ aber Gottes Willen. Und was Ihr von dem fünften Gebote sagt, schläget mich noch weniger: ich habe mein Weib nicht getödtet!"

„Aber," warf der Pfarrer ein, „Ihr habt's nicht gehindert, daß das Wasser Euer Weib tödtete. Wer einem Men-

schen das Leben retten kann, ohne daß er dabei eine Sünde thut, der ist der Sünde des fünften Gebotes theilhaftig. Und das war bei Euch der Fall; wenn Ihr Euer Weib rettetet, thatet Ihr nicht nur keine Sünde, sondern Ihr erfülltet den Willen Gottes. Ja, ich sage es Euch, Ihr habt den Tod Eures Weibes auf Eurem Gewissen!"

„Ihr sagt selber," entgegnete der Gefangene, „wenn es ohne Sünde geschehen könne. Aber ohne Sünde zu thun, konnte ich meine Elisabeth nicht retten. Es war Gottes Wille, daß sie im Wasser sterben sollte; und das habe ich geschehen lassen. Glaubt Ihr denn nicht, daß mir der Tod meines Weibes zu Herzen gegangen ist, und daß ich diese meine Hände darum gegeben hätte, wäre sie aus dem Wasser errettet worden? Aber das ist Alles natürliches Gelüste und Widerstreit gegen Gottes Willen; darum habe ich mich diesem allmächtigen Willen unterworfen!"

Tiefbetrübt über die unzerstörbare Verblendung des unglücklichen Mannes schaute der Pfarrer vor sich hin, in der Stille seines Herzens Gott anrufend, daß er ihm Mittel und Wege zeigen solle, auf welchem er in die Nacht des Irrthums mit dem Lichte des Evangeliums eindringen könne. Nach einer Weile fuhr er also fort:

„Lieber Meister, Ihr seid in der Schrift bewandert, wie selten Einer in der Gemeinde. Habt Ihr nicht gelesen, wie oft Menschen aus Lebensgefahr gerettet worden sind? Wurde nicht der Apostel Paulus in Damaskus nur durch Hilfe treuer christlicher Freunde von der ihm drohenden Lebensgefahr errettet? Und als Petrus auf dem Meere ging und unterzusinken begann, hat da der Herr nicht selber ihn errettet?"

„Eben," antwortete der Angeklagte, „daß Paulus wirklich gerettet worden ist, beweiset, daß er nach Gottes Willen gerettet werden sollte. Und was der Herr gethan hat, geziemt uns nicht zu richten. Hätte Paulus nicht gerettet

werden sollen, so wäre der Strick zerrissen, an welchem er an der Mauer herabgelassen wurde!"

„Gut!" sagte der Pfarrer eifriger als bisher. „Aber dann hätten doch wenigstens die Freunde des Apostels den Trost gehabt, daß sie gethan hatten, was sie zu thun schuldig waren. Habt aber Ihr diesen Trost? Habt Ihr gethan, was Ihr schuldig waret?"

„Ja," antwortete er, „ich habe an meinem Weibe Gottes Willen geschehen lassen. Hätte Gott gewollt, daß ich mein Weib retten sollte, so hätte er Alles so geordnet, daß ich's hätte thun müssen, auch wenn ich nicht gewollt hätte."

„Und Ihr habt auch gar nicht gewollt!" warf der Pfarrer ein.

„Da irret Ihr Euch, ehrwürdiger Herr!" entgegnete Meister Zeller im demüthigen Tone. „Ich habe allerdings mein Weib retten wollen. Als ich ihren Angstschrei hörte, schwamm ich in größter Eile auf sie zu, und hatte schon die Hand ausgestreckt, sie zu erfassen. Da fuhr es mir aber durch's Herz, wie ein Blitz. Mir war's, als riefe Gott mir zu: „Laß ab! Wen ich erlösen will, den erlöse ich!" Da fürchtete ich mich vor Gott und ließ ab. Ich gedachte, Gott kann mein Weib wohl erretten in einer Kürze, wie geschrieben steht, und hoffte Solches mit großer Zuversicht. Aber meine Hoffnung war eine thörichte; mein Weib sollte sterben. Da habe ich mich dem Willen meines Gottes gebeugt, und bin getrost und fröhlich in meinem Herzen!"

„Getrost und fröhlich mit einem so schwer beladenen Gewissen!" rief der Pfarrer erschrocken aus.

„Ehrwürdiger Herr!" antwortete der Gefangene lächelnd. „Ich weiß wohl, was Ihr sagen wollt. In der Schrift steht: Die Gottlosen haben keinen Frieden. Und da Ihr mich zu den Gottlosen zählet, da Ihr meinen Gehorsam gegen Gottes Willen als eine Sünde ansehet, zweifelt Ihr,

daß ich Frieden habe. Glaubt mir, ehrwürdiger Herr, ich hab's an meinem Herzen und Gewissen erfahren, was es heißt, keinen Frieden zu haben um der Sünde willen. Wenn ich nun dabei, daß ich Gottes Willen geschehen ließ, gesündiget hätte, so hätte ich gewißlich keine Ruhe in meinem Herzen. Aber daß ich Frieden habe mit Gott, daß ich mein Weib glücklich und selig preisen kann, daß mich mein Gewissen nicht anklaget, sondern daß ich vielmehr Freude habe an dem Tode meines Weibes, das ist mir ein erstes und gewisses Zeugniß, daß ich recht gethan und Gottes Willen habe geschehen lassen. Und diese Freude wird mir Niemand nehmen!"

„Das ist ein entsetzlicher Trost!" rief der Seelsolger bewegt aus. „Mit solch' falschem Troste könnte ja der größte Verbrecher alle seine Schandthaten entschuldigen. Lieber Freund," fuhr er dann ruhiger fort, „Ihr habt doch den christlichen Vorsatz, zu wandeln und zu thun, wie Christus gewandelt und geboten hat. Nun, erinnert Euch, wie der Herr einst die Schriftgelehrten fragte: Welcher ist unter Euch, so er ein Schaf hat, das ihm am Sabbathe in eine Grube fället, der es nicht ergreift und aufhebe? Wie viel besser ist nun ein Mensch, denn ein Schaf? Daraus sehet Ihr ja, daß unser Herr nicht bloß gebietet, daß wir unseren Mitmenschen in der Noth und Gefahr beistehen sollen, sondern daß der Herr ein solches Liebeswerk für so nöthig erachtet, daß es sogar am Sabbathe geschehen müsse, wo doch sonst jedes Werk der Hand verboten war!"

„Was soll ich darauf antworten!" rief Zeller aus. „Herr Pfarrer, Ihr thut, als hätte ich in meinem Leben noch kein christliches Liebeswerk gethan und noch Keinem in seiner Noth beigestanden. Antwortet mir zuvor: Kommt der Mensch mit Gottes Willen oder ohne Gottes Willen in Gefahr des Leibes und Lebens?"

„Ohne Zweifel mit Gottes Willen!“ sagte der Pfarrer.

„Nun,“ fuhr der Gefangene freudig fort, „kommt der Mensch mit Gottes Willen in Lebensgefahr, so kommt er auch mit Gottes Willen darin um.“

„Armer, blinder Mann!“ rief der Seelsorger aus. „Ihr sündiget schwer und viel, ohne daß Ihr es erkennen wollt. Ich sage mit Euch: Der Mensch kommt nur mit Gottes Willen in Gefahr seines Leibes und Lebens; aber wer auf Erden will wissen, ob der Mensch in solcher Gefahr auch umkommt oder umkommen muß? Wisset Ihr nicht, daß der Herr im Himmel uns oft nur in große Gefahren bringt, um uns zu warnen, um uns die verblendeten Augen über uns selber zu öffnen? Sind nicht Gefahren, in welchen unser Nächster schwebt, nach Gottes Willen für uns Reiz- und Weckmittel zur Ausübung christlicher Nächstenliebe, zu rechtschaffenen Früchten der Buße? Will nicht eben deßhalb Christus Alles, was wir aus Liebe zu Ihm und in dankbarer Annahme Seiner Gnade unsern Brüdern thun, ansehen, als hätten wir es Ihm selber gethan? Woher wußtet Ihr, daß Euer Weib im Wasser umkommen müßte? Wenn Ihr zuvor das Eure gethan hättet und hättet selbst mit Gefahr Eures eigenen Lebens versucht, Eure Elisabeth zu retten, sie wäre aber doch ertrunken, dann erst hättet Ihr sprechen können: Es war Gottes Wille, daß sie im Wasser umkommen sollte. Aber das habt Ihr nicht gethan, Ihr habt weder Hand noch Fuß geregt, ihr beizustehen, Ihr habt ruhig zugesehen, wie das arme Weib langsam versinkt. Ihr habt Ihren Angstschrei und Hilferuf gehört, aber fühllos an Eurem Herzen vorüber gehen lassen. Ihr habt, das sage ich Euch als ein Haushalter über Gottes Geheimnisse, Ihr habt Euer Weib getödtet!“

Mit ruhigem Lächeln nahm der verblendete Mann dieses schreckliche Urtheil hin und sprach: „Herr Pfarrer, Men-

schengericht ist nicht Gottesgericht. Meine Elisabeth ist nun in seliger Freude bei dem Herrn da oben; sie wird über mich anders richten, als Ihr."

„Ich hoffe zu Gott," fuhr der Seelsorger fort, „daß Euer Weib zu Gnaden ist angenommen worden. Aber woher wisset Ihr das so gewiß? Wer hat es Euch gesagt oder sagen können, daß Euer Weib reif ist zum Tode, daß ihr ein, zwei oder zehn Jahre Lebens nicht mehr nöthig gewesen wären, zu wachsen in der Erkenntniß ihres Heiles? Meinet Ihr, es sei so ganz einerlei, ob wir früh oder spät sterben?"

„Ja wohl!" versicherte der Gefangene. „Meine Elisabeth war ein frommes Gemüth, sie hat immer im Herrn gelebt, da ist sie gewiß auch im Herrn gestorben. Sagt mir aber," fuhr Zeller plötzlich eifriger fort, als erwachten mit einem Male einige Zweifel an der Wahrheit seines Glaubens, „saget mir, wußte Gott, daß mein Weib im Wasser umkommen würde, oder wußte er es nicht?"

„Gott wußte es!" antwortete der Pfarrer.

„Nun," rief Zeller auf's Neue getrost aus, und wie von einer unheimlichen Last befreit, „wußte es Gott, so mußte es geschehen, so habe ich recht gethan. Und das ist mein Trost!"

„Euer Trost?" fragte der Seelsorger. „Mit der Allwissenheit Gottes wolltet Ihr Eure Sünde entschuldigen? So gehört Ihr zu Denen, die da sprechen: der Mensch hat keine Sünde; denn er hat müssen thun, was Gott vorher gewußt hat, daß es geschehen werde? Wollt Ihr etwa mit diesen Worten auch den ersten Brudermörder, den Kain, entschuldigen? Oder wollt Ihr damit den David, den Mörder Uria's, entschuldigen? Oder entschuldigen den Verräther Judas Ischarioth? Ich sage Euch auch, Gott hat es gewußt, daß Euer Weib im Wasser umkommen würde; aber Ihr habt es nicht gewußt, und weil Ihr's nicht gewußt habt,

sondern vielmehr selbst mit Gefahr Eures eigenen Lebens hättet thun und prüfen sollen, was der Wille Gottes an Euch war, so seid Ihr des fünften Gebotes schuldig. Darum sagt der Herr: Wehe der Welt um der Aergerniß willen: Es muß wohl Aergerniß kommen, aber wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!"

Der Gefangene erschien durch diese Worte in Etwas erschüttert; aber es schien auch nur so; denn er sammelte sich sogleich wieder und sprach: „Herr Pfarrer, Ihr habt Euren Glauben und ich den meinen; darum laßt's nun genug sein zwischen uns. Ich freue mich des Todes meines Weibes! Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn, sagt die Schrift. Und selig sind, die zum Abendmahle des Lammes berufen sind, und das Ende des Glaubens ist der Seelen Seligkeit. Und was sein soll, muß geschehen. Darauf lebe ich und sterbe ich. Lasset mich nur allein in meinem Kerker, ehrwürdiger Herr. Ich zweifle nicht daran, daß Ihr's gut mit mir gemeinet habt; aber Gott meinet's doch noch besser mit uns!"

Langhanns zögerte noch einige Augenblicke, ob er sich also sollte abweisen lassen; endlich aber fand er's doch für gerathen, für heute wenigstens die weitere Belehrung aufzugeben. Und so schied er von ihm und sprach mit bewegtem Gemüthe: „Lieber Freund, bittet Gott mit mir, daß er die traurige Nacht Eures Herzens mit seinem Lichte erleuchte!"

„Selig," antwortete Zeller, „sind schon, die nicht sehen und doch glauben. Ich aber glaube, weil ich sehe!"

Und somit schieden sie Beide von einander.

## 4.

Der Pfarrer Langhanns wiederholte an beiden folgenden Tagen seine Besuche bei dem Gefangenen, verließ ihn aber

beide Male mit demselben Erfolg. Wie sehr der Seelsorger auch sich bemühte, dem verblendeten Manne auf Grund göttlichen Wortes zu zeigen, daß seine Ansicht von dem unabwendbaren Verhängnisse, dem der Mensch unterworfen sei, alle Gerechtigkeit und Liebe Gottes zu Schanden mache, die Vollkommenheit Gottes zerstöre und somit die eigentliche Religion ganz aufhebe, wie eindringlich er es ihm auch vorstellte, daß durch solche entsetzliche Lehre allem bösen Gelüste des Herzens Vorschub geleistet, die freie That der Liebe vernichtet, dem Glauben an den Herrn das eigentliche Leben genommen werde; ja, wie solche Lehre in letzter Folge die Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist, zu einer Thorheit mache, — Zeller blieb unbeugsam, unberührbar und beharrte dabei, das, was er gethan oder vielmehr unterlassen hatte, als eine gebotene und deshalb lobenswerthe Unterwerfung unter das unabwendbare Geschick darzustellen, jede Versündigung dabei abzuweisen und sich in den schauerlichen Trost zu hüllen: daß er seinem Weibe zur Seligkeit verholfen habe.

Der Pfarrer erstattete Bericht an die Obrigkeit. Und was that diese? Sie erklärte ihn, weil er seine Frau nicht habe retten wollen, für einen Todtschläger und verurtheilte ihn zum Tode durch's Schwert.

Als dem unglücklichen Manne sein Urtheil vorgelesen wurde, äußerte er eine solche ungeheuchelte Freude darüber und sprach seinen Dank dafür in so bewegten Worten aus, daß schon um dieses Gemüthszustandes willen das Gericht hätte sollen erkennen, daß ihm seine Unterlassungssünde wohl in ihrer äußern Erscheinung, aber nicht als bewußte Schuld als eine Sünde gegen das fünfte Gebot zugerechnet werden konnte.

Da sollte dem armen Manne nochmals eine Rettung angeboten werden. Mitten in der Nacht vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage trat leise und vorsichtig ein

Weib in das Gefängniß und schloß die Thüre wieder hinter sich zu. Es war eine junge Frau von etwa dreißig Jahren, in einen großen und weiten Mantel gehüllt. Lange stand sie da, still und stumm, und konnte es nicht begreifen, daß der Gefangene sich über ihren Eintritt nicht verwunderte. Da merkte sie endlich, daß er schlief, so sanft und friedlich, als gäbe es keinen Tod in der Welt.

„Samuel!“ sagte das Weib so laut, daß der Schlafende erwachte. „Kennst Du mich?“

„Ja!“ antwortete er. „An Deiner Stimme erkenne ich's, daß Du bist Magdalena, des Schließers Weib. Warum kommt Dein Mann nicht selber? Warum sendet er Dich?“

„Samuel!“ antwortete sie: „Mich sendet nicht mein Mann; mich sendet das Mitleid und die Barmherzigkeit, mich sendet Gott selber, der mir den Gedanken und den Muth in's Herz gelegt hat, Dich zu retten. Steh auf, Samuel, nimm diesen Mantel um Dich und folge mir. Sei unbesorgt, es wird Dich Niemand sehen; ich habe dafür gesorgt, daß alle Männer im Hause einen festen und tiefen Schlaf haben bis zum Morgen. Ich selber führe Dich zur Stadt hinaus, und ehe der Morgen graut, kannst Du den Bodensee erreicht haben, und Dich retten auf's schwäbische Land. Steh auf, Samuel!“

Zeller aber blieb ruhig auf seinem Lager liegen und sprach: „Magdalena, Dein gutes Werk, was Du an mir thun willst, lohne Dir Gott. Ich aber bleibe. Der Tod ist besser, als das Leben! Gott will, daß ich sterben soll. Die Richter hätten keine Macht über mich, wenn sie ihnen nicht von Gott gegeben wäre. Willst Du mich zur Sünde locken, daß ich mich dem Willen Gottes entziehen soll?“

„Ich habe gefürchtet, daß Du also Dich weigern würdest!“ antwortete das Weib. „Aber ich lasse nicht ab, bis

ich Dich gerettet habe! Samuel, Du darfst noch nicht sterben. Hättest Du Kinder, so würde ich um dieser willen Dein Herz erweichen, aber so muß ich sagen, um meinetwillen darfst Du noch nicht sterben. Samuel," fuhr sie fort, „ist die vergangene Zeit ganz aus Deinem Herzen entschwunden? Weißt Du nicht mehr, wie Du mich geliebt hast, wie ich Dich geliebt habe? Hast Du die Schwüre vergessen, die mich und Dich vor Gott verbunden hatten?"

„Es war nicht Gottes Wille, daß wir uns angehören sollten!" antwortete Zeller ruhig.

„Ja!" sagte das Weib. „Mit diesen Worten hast Du damals das Band unserer Liebe zerschnitten und hast ruhig zugesehen, wie mich der Gram tödten wollte!"

„Betrüge Dich nicht, Magdalena!" entgegnete der Gefangene. „Ich habe wohl mehr gelitten, als Du; ich hätte Alles dahin gegeben, hättest Du können mein Weib werden. Aber Gott wollte es nicht. Dein Vater war wider mich, und Gott spricht durch der Aeltern Mund!"

„Mein Vater," antwortete das Weib, „starb bald darauf, und ich habe Dir gesagt, daß er auf seinem Todesbette seine Härte wider Dich bereuet hat; er starb, indem er Dich segnete. Das habe ich Dir gesagt; aber Du hörtest mich nicht. Du liebtest mich nicht mehr; Du hattest mich niemals geliebt!"

„Betrüge Dich nicht, Magdalena!" wiederholte der Gefangene. „Ich habe Dich nie mehr geliebt, als damals, wo ich Dir entsagte. Und hätte ich nicht des Wortes gedacht: „Wer sein Weib mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth; ich hätte damals Gottes Rath und Willen gebrochen. Als Dein Vater wider mich war, that er's nicht von sich selber, also, daß der Willen Gottes geschehen und unangetastet bleiben mußte!"

„So liebst Du mich noch, Samuel?“ fragte das Weib.

„Ja!“ antwortete Zeller. „Mein Herz hat Dich nie vergessen können!“

„Nun denn,“ fuhr Magdalena fort, „um meinetwillen darfst Du noch nicht sterben. Höre, Samuel, obgleich Du damals mich zum Tode betrübt hast, so blieb mein Herz doch an Dir hangen. Ich wußte es, daß nur der Glaube Dich zu diesem Opfer gezwungen hat, und ob ich gleich eine geringe, arme Magd war, und heute noch bin, so wußte ich doch auch, daß es ein Großes ist, ein Herz zu opfern um Gottes Willen. Samuel, das darf Dir nicht unvergolten bleiben. Nimm die Rettung an, die ich Dir biete. Laß in mein armes, freudeloses Leben dieses eine köstliche Werk eintreten, an dem ich meine Seele laben kann. Mache mich reich, Samuel, mache mich glücklich; bringe Versöhnung für alles bittere Leid, das Du mir angethan hast, in meine Seele, gönne mir das süße, liebe Werk, Dich gerettet zu haben vor schmachvollem, unverdienten Tode!“

„Mühe Dich nicht ab, Magdalena!“ entgegnete Zeller ruhig lächelnd. „Ich bleibe hier, bis ich zum Tode geführt werde!“

„Samuel,“ fuhr das Weib eifriger fort, „Du denkst vielleicht, wenn ich Dich rettete, so käme ich selber in Gefahr. Nein, nein, sage ich Dir. Siehe, Samuel, Du bist ein starker, gewaltiger Mann. Es ist Dir ein Leichtes, das eiserne Gitter am Fenster aus seinem Gefüge zu reißen, und die geringe Tiefe hinabzuspringen. Das sollst Du aber nicht wirklich thun, denn Du gehest mit mir ungesehen und unangefochten durch's Haus. Die Nacht ist finster. Niemand ahnet Deine Flucht. Aber Du sollst es thun, um die Leute zu täuschen, als wärest Du durch's Fenster entkommen; nicht um meinetwillen, denn Niemand denket meiner,

sondern nur meines Mannes willen, daß die Richter ihn nicht verklagen können. Siehe, Samuel, so ist Alles wohl bereitet; und nun bitte ich Dich, um des Leides willen, das Du mir gethan hast, laß Dich retten, Samuel!"

„Schweige, Magdalena!" erwiderte der Gefangene. „Ich thue nichts wider Gottes Willen!"

„Ist nicht auch Mitleid und Barmherzigkeit Gottes Wille?" fragte das Weib. „Sollte es nicht Gott sein, der mein Herz und meine Hand treibt, Dich zu retten?"

„Nein!" entgegnete Zeller. „Hätte Gott gewollt, daß ich sollte frei von hinnen gehen, so hätte er die Gedanken meiner Richter regieret. Aber sie haben mich des Todes schuldig befunden, und wo Obrigkeit ist, die ist von Gott. Ich mag mein Leben mit keiner Lüge, mit keinem Betrug erkaufen!"

„Samuel!" rief das Weib aus. „Habe Mitleid mit mir! Ich kann Deinen Tod nicht ertragen. Wenn Du stirbst, und stirbst unter des Henkers Hand, so mag ich selber nicht länger leben. Der barmherzige Gott möge mir meine Sünde verzeihen — Samuel, ich liebe Dich, wie nur ein Weib lieben kann — rette Dich, rette mich! — Ich flüchte mit Dir; ich gehe mit Dir, wohin Du willst; ich habe auf Erden nur eine Seele, die ich liebe, der ich diene, der ich verkauft bin auf Tod und Leben — das bist Du, Samuel!"

„Weib!" rief hier der Gefangene aus, und erhob sich von seinem Lager, und hielt ihr abwehrend die Hand entgegen: „Hebe Dich weg von mir! Nun sehe ich's deutlich, Du dienst nicht Gott, meinem Herrn, sondern dem Satan!"

„Hebe Dich weg!" fuhr er fort mit lauter Stimme und drohenden Geberden, daß Magdalena erschrack und nach der Thüre zueilte.

„Samuel!“ rief sie ihm aber noch einmal zu: „Habe Barmherzigkeit mit mir und mit Dir! Noch ist Alles ruhig im Hause. Noch ist's nicht zu spät! Lebe, Samuel!“

„Hinweg!“ rief er ihr auf's Neue zu. „Es stehet geschrieben: Du sollst anbeten Gott, Deinen Herrn, und ihm allein dienen!“

Und als er dabei abwehrend und drohend zugleich auf Magdalena zuging, vor der Hausflur aber ein Geräusch heraufschallte, als wollte Jemand die Treppe herauf steigen, blieb ihr nichts anderes übrig, als eiligst das Gefängniß zu verlassen.

„Gott, erbarme Dich seiner armen Seele!“ rief sie unter Thränen aus und verschloß die Thüre und löschte die Laterne aus und schlich sich im eigenen Hause wie eine Diebin in ihr Kämmerlein zurück.

Und als der Tag angebrochen war, kamen die Henker und führten ihn seinen Todesweg. Und als der Pfarrer, der ihn begleitete, fragte, mit welchem Herzen er sterbe, sah er ihn heiter und getrost an, und sprach:

„Es ist des Herrn Wille, daß ich nun sterbe, und ich sterbe gern. Werde ich doch nun bald bei meinem lieben Eheweibe und den andern Ertrunkenen sein. Ich bin gewiß versichert, daß dieselben an dem Port der seligen Ewigkeit glücklich angelangt sind; denn sie haben im Wasser mit emporgehobenen Händen zu Gott gefleht. Hätte ich sie aus dem Wasser gezogen, so würden sie noch viel gesündigt haben und wären vielleicht noch eines unseligen Todes gestorben. Dann könnte ich ja kein so ruhiges Gewissen haben, wie jetzt.“

Und ruhig, lächelnd bot er seinen Hals dem Henker dar und besiegelte mit seinem Blute seinen traurigen Irrthum.

Das Gericht aber vollendete die Härte seines Spruchs damit, daß es das Vermögen des Hingerichteten, das etwa dreihundert Gulden betrug, zur Stadtkasse einzog.

Solches aber ist geschehen um die Mitte des November des Jahres 1617 zu Zofingen in der Schweiz.

# Die Wahl des Berufes.

## Scenen aus Spener's Jugendzeit.

# I.

## Die liebe Frau Pathe.

Was heißest du mich gut? Niemand
ist gut, denn der einige Gott!
Matth. 19, v. 17.

Wer je von Kehl nach Basel gereiset ist, hat gewiß auch die jenseits des Rheines breit und frei sich hindehnenden Fluren, die zur Sommerzeit in fruchtreicher Schönheit prangen, und den blauen Rücken der Vogesen, welche dies schöne Land begrenzen, mit besonderem Wohlgefallen betrachtet. Frankreich nennt dies schöne, von ihm nicht auf die edelste Art erworbene Land die Departements Ober- und Niederrhein; uns Deutschen aber ist es besser bekannt und lieb unter den Namen von Ober- und Unterelsaß, das einst, als ein deutsches Herzogthum, mit Franken und Schwaben ungetheilt, in dem unglücklichen Conradin von Schwaben seinen letzten eignen Fürsten hatte. Herrschen auch darin Frankreichs Gesetze seit nun mehr denn zweihundert Jahren, so haben sie den deutschen Charakter doch nicht in den französischen umwandeln können, und die deutsche Sprache gilt noch heute daselbst als Muttersprache, auch wenn sie hier und da verleugnet wird.

Kurz vor jener Zeit, wo der Friedensschluß zu Münster im Jahre 1648 Elsaß an Frankreich gab, — also in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges, lebte auf dem alten Schlosse Rappoltstein, unweit Colmar im Oberelsaß, eine ziemlich bejahrte, fromme und tugendhafte Wittwe,

die Frau Gräfin Agathe von Rappoltstein, die von Wittwen und Waisen als eine wahre Mutter verehrt wurde. Ihre Frömmigkeit war eben so fern von Frömmelei, als ihre Wohlthätigkeit von pharisäischem Stolze und Prahlerei. Durchdrungen von dem ächten christlichen Geiste war ihr Glaube lebendig und thätig, jene rechtschaffene Gottseligkeit, die in Christo lebte, weil Christus in ihr lebte. Ihr tägliches Leben war eine tägliche Wiedergeburt und Erneuerung ihres Herzens und Sinnes in ihrem Erlöser. Und so wie die Hausleute im Guten, wie im Bösen die Sitten, Ansichten und Lebensweise des Hausherrn und der Hausfrau sich aneignen, so erkannte man auch an allen Dienern und Dienerinnen des Schlosses Herz und Sinn der gräflichen Wittwe wieder.

Unsere kleine Geschichte beginnt mit dem Herbste des Jahres 1646, und wir finden an einem freundlichen, ruhigen Morgen die Gräfin in ihrem Zimmer, umgeben von ihren sämmtlichen Hausleuten, mit welchen sie, wie das alltäglich geschah, das Morgengebet gehalten hatte. Als sich die Leute eben entfernen wollten, um an ihre Arbeiten zu gehen, rief sie eine der Mägde zurück, trat ihr näher, hob ihr Kinn in die Höhe, und ihr forschend in die gesenkten Augen sehend, sagte sie:

„Martha, was fehlt Dir? Du hast geweint! Ist Dir ein Leid widerfahren?“

„Ach ja, ein sehr schweres,“ entgegnete die Magd; „meine Mutter liegt sterbenskrank.“

„Und das sagst Du mir erst jetzt?“ fuhr die Gräfin sanft tadelnd fort. „Und erst nachdem ich Dich dazu genöthigt habe?“

„Seid mir nicht böse, gnädige Frau Gräfin,“ antwortete jene; „aber ich habe erst vor Kurzem die Botschaft erhalten; zudem ist's bis fünf Stunden Weges dahin.“

„Könnte Dich dies abhalten, Deiner Mutter in ihrer Sterbensnoth einen Trost zu bringen?“ warf die Gräfin ein. „Gewiß nicht! Mach Dich schnell auf, und kehre nur dann zurück, wenn sich's nach Gottes Rathe entweder zum neuen Leben oder zum Tode entschieden hat. Hier nimm die kleine Baarschaft, sie könnte Dir noth thun! Und Du, Georg,“ — sie wandte sich an einen Diener, — „versorge die Magd mit Trank und Speise.“

Martha nahte sich der Hausfrau unter lauten Thränen und machte Miene, ihres Kleides Saum zu küssen; aber die Gräfin erhob sich und sprach: „Was willst Du thun, mein Kind? Weißt Du nicht, daß nur Gott die Ehre gebührt? Willst Du mir danken, so thue es dadurch, daß Du mit ruhiger Ergebung in des Herrn Willen Deinen Weg nach Hause gehst! Und damit Dir das desto besser gelinge, komme her, ich weiß, Du kannst lesen; hier steht Etwas für Dich; lies uns das vor.“

Und mit diesen Worten reichte sie der Magd das damals in allen christlichen Familien zum Lieblingshausbuch gewordene: Wahre Christenthum von Johann Arnd, deutete mit dem Finger auf das Schlußgebet im 49. Capitel des 2. Buches, das die Ueberschrift trägt: Gottes unfehlbare Wahrheit soll in uns Geduld wirken, — und die Magd las:

„Gefällt es dir, o Gott, uns durch's finstere Thal der „Leiden und des Todes zu führen, so fürchten wir doch kein „Unglück, denn du bist bei uns; dein Stecken und Stab trö„stet uns. Unsere Seele ist stille, denn du bist unser Fels, „unsere Burg, unser Gott; wir werden unsere Freude an „deiner Hülfe sehen. Denn du verlässest nicht, die ihr Ver„trauen auf dich setzen. Vollbringe nun an uns in allen „Umständen deinen Liebeszweck, und fördere unsern Lauf zur „seligen Ewigkeit. Laß deine Gnade in Widerwärtigkeiten „unsern Trost sein, und sei du uns nur nicht schrecklich zur

„Zeit der Noth, so wollen wir durch die Wirkungen deines „Geistes gerne zufrieden sein, weil wir wissen, daß Denen, „die dich lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Amen."

„Hast Du verstanden, Martha?" setzte die Gräfin hinzu: „Wir werden unsere Freude an deiner Hülfe sehen! Vergiß nicht, mein Kind, daß Gott auch da hilft, wo wir's nicht verstehen, und daß auch der Tod eine Hilfe Gottes ist. Nun geh mit Gott, und kehre mit ihm zu uns zurück."

Die Magd entfernte sich mit stummen Danke, und es blieb im Zimmer nur Johanna, der Gräfin Leibdienerin, zurück.

„Hast Du Philipp noch nicht gesehen?" fragte sie diese.

„Nein, gnädige Frau!" war die Antwort. „Es ist wohl auch noch zu früh dazu. Er hat auf jeden Fall jetzt seine Lektion bei dem ehrwürdigen Herrn."

„Der Knabe hat mir's angethan!" fuhr die Gräfin fort. „Es ist mir, als fehlte mir Etwas, wenn er mir noch nicht „guten Morgen" gesagt hat. Wenn ich nicht zu alt wäre, könnte ich sicher an ihm noch große Freude erleben."

„Verzeiht, gnädige Frau," entgegnete Johanna mit Lächeln, „Ihr könnt sie schon jetzt an ihm erleben." Und dabei nahm sie ein gefaltetes Papier aus ihrer Seitentasche, das einem geöffneten Briefe ähnlich war.

„Was hast Du da?" fragte die Gräfin. „Etwas von Philipp? Ein Brief, wie es scheint. An wen?"

„Ich weiß nicht, ob ich Alles verrathen darf, gnädige Frau," entgegnete jene. „Indeß die Sache ist so unschuldig, so ganz kindlich, und dabei doch zugleich so herzlich und erfreulich, daß ich wohl keine Sünde begehe. In Rappoltsweiler hält sich seit einigen Wochen ein hübsches, liebes, neun- bis zehnjähriges Mädchen bei ihren Verwandten auf. Sie heißt Agathe, wie Ew. gräfl. Gnaden, und ist die Tochter eines Rathsherrn aus Straßburg. Philipp kommt mit ihr

öfters zusammen; aber das lebendige Mädchen scheint sich in unserm Philipp verrechnet zu haben; sie hat einen Spielgenossen in ihm erwartet, und hat dafür, wie es scheint, einen Schulmeister gefunden. Ich sah sie gestern Abend bei Philipps Vater, und sie hat mir diesen Brief freiwillig gegeben, weil er, wie sie sagte, ihr gar nicht gefiele."

„Was!" sprach die Gräfin. „Davon höre ich das erste Wort. Laß mich den Brief lesen." Und sie las:

„Liebe Agathe!"

„Du hast gestern Abend, als Du mit mir bei Herrn „Stoll warst, Dir einen Ungehorsam zu Schulden kommen „lassen, der sowohl Herrn Stoll als mich sehr beleidigt hat. „Ich will's nicht näher bezeichnen, weil ich hoffe, Du wirst „es selber wissen, was ich meine. Aber so viel wollte ich „Dir nur sagen, daß Du ein kleines, eitles, hoffärtiges Mäd„chen bist, und daß Du alt genug bist, um zu wissen, daß „man solche Mädchen nicht gern hat."

„Ich verbleibe Dein Freund

Philipp."

„Da haben wir ja einen kleinen Sittenprediger!" fuhr die Gräfin freudig lächelnd fort. „Ich werde den Brief an mich nehmen. Wie alt ist denn gleich der kleine Schulmeister?"

„Er wird nächsten 13. Januar 12 Jahre alt!" antwortete die Dienerin.

„Nun, ich mag ihn darum nur lieber haben!" setzte sie hinzu. „Es ist mir dies ein neuer Beweis, daß seine Eltern sich nicht geirrt haben, wenn sie ihn von Kindheit auf zur Kirche bestimmten. Aber die Lektionen bei dem ehrwürdigen Herrn Stoll müssen nun beendet sein. Frage doch nach, Johanna, ob er noch dort ist."

Während die Dienerin nach der nahen Wohnung des ehrwürdigen Herrn Joachim Stoll, gräflichen Hofpredigers zu Rappoltstein, Philipps Lehrer, eilte, verrieth die

Gräfin ziemliche Unruhe in Erwartung ihres kleinen Günstlings, sah jeden Augenblick zum Fenster hinaus, ob er nicht bald komme, las dann wiederholt den Brief, und wurde fast erschreckt, als Johanna endlich allein und mit der Botschaft zurückkam: Philipp habe schon seit einer Stunde des Herrn Hofpredigers Wohnung verlassen, und sei nach dem Schlosse zu gegangen, um der Frau Gräfin seinen guten Morgen zu bringen.

Die Gräfin berief sogleich ihre Hausleute, fragte alle nach Philipp, und da ihn Niemand wollte gesehen haben, schickte sie zu seinen Eltern nach Rappoltsweiler; Johanna aber sollte im Schloßgarten sich umsehen.

„Mein Gott!“ rief die Gräfin in ihrer Herzensangst aus: „Es wird ihm doch kein Unglück widerfahren sein? Der böse Junge weiß, daß ich ohne ihn nicht gut leben kann, er weiß, daß es seine Pflicht ist, mir einen guten Morgen zu sagen und nachzusehen, wie mir's geht, und wäre es auch nur, daß ich dabei erfahre, wie es ihm geht! Ich werde ihn tüchtig schelten, wenn er kommt! Ich werde ihm sagen, daß ich ihn nicht mehr lieb habe, daß es unrecht, daß es sündhaft ist, mich so in Angst und Furcht zu setzen. Ich werde ihm sagen, daß ich ihn nun heute gar nicht sehen will, zur Strafe.“

Aber ihre Klagen halfen nichts; die Dienstleute kamen aus der Stadt zurück, und brachten die Nachricht, daß Philipp nicht bei seinen Eltern sei. Johanna kam aus dem Garten zurück und meldete, daß sie ihn nirgends gesehen habe.

„Es ist ihm ein Unglück begegnet!“ rief die Gräfin aus. „Gott schütze ihn! Geht, sucht noch einmal Alles durch! Ich will selbst mit suchen.“

Da hörte man plötzlich Tritte auf dem Saale. „Das ist er!“ rief die Gräfin freudig aus: „Ich kenne seinen Schritt!“

Die Thüre öffnete sich, und ein blonder, blauäugiger Knabe trat herein, mit einem dicken, schweren Buche unter dem Arme.

„Philipp, wo kommst Du her?“ rief ihm die Gräfin entgegen. „Wir haben Dich überall mit Schmerzen gesucht! Böser Junge, wie kannst Du uns so sehr in Angst setzen?“

„Seid nicht böse, gnädige Frau Pathe!“ entgegnete der Knabe, und küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand.

„Wie oft soll ich Dir sagen,“ erwiderte sie ihm, „daß Du mich nicht „gnädige Frau Pathe“ nennen sollst. Niemand ist gut und gnädig, denn der einige Gott. Des Menschen Gnade ist höchstens nur eine sehr eigennützige Liebe, die eben deshalb kein Lob verdient, wenn sie ausgeübt wird; denn wir sollen Gott in unsern Brüdern lieben. Wenn Du mich „liebe Frau Pathe“ nennst, thust Du mir gerade genug der Ehre an, und mehr, als ich verdiene. Doch vor allen Dingen, wo bist Du gewesen? Und wo hast Du dieses große Buch her?“

Philipp ward über und über roth und schlug die Augen nieder.

„Hast Du ein böses Gewissen, mein Sohn?“ fragte sie.

„Ja!“ sprach der Knabe halb laut; „aber seid nicht böse, ich will Euch Alles erzählen. Als ich die Schloßtreppe zu Euch heraufgestiegen war, sah ich die Thüre offen stehen, welche in das obere Zimmer führt. Da ging ich hinein und sah viele Bücher, und dachte, was wohl in den Büchern geschrieben stehen möchte. Und da nahm ich denn zunächst dies große Buch da, und da es eine Bibel war, habe ich die andern Bücher ganz darüber vergessen, und habe angefangen darin zu lesen, bis jetzt.“

„Aber,“ warf die Gräfin ein, „es ist ja nicht heute das erste Mal, daß Du in einer Bibel lieſest.“

„Nein, das nicht, liebe Frau Pathe!“ antwortete der Knabe. „Ich lese seit einigen Jahren jeden Tag darin, und kenne alle Geschichten auswendig; aber wenn ich so etwas wieder lese, so kommt mir's immer vor, als lese ich etwas

ganz Neues, das mir immer mehr gefällt, je öfterer ich's wiederhole. Ja zuweilen verstehe ich eine Geschichte erst recht, wenn ich sie acht Tage hintereinander täglich lese; und da denke ich denn manchmal, daß es gar nicht leicht sei, in der Bibel zu lesen."

„Das ist's auch nicht, mein Sohn!" setzte die Gräfin hinzu. „Wenn man dies heilige Buch nicht mit einem gläubig-frommen Herzen zur Hand nimmt, wird man nichts denn Räthsel darin finden. Nur der Heilsbegierige findet darin keine Schwierigkeit, denn ihm ist darin Alles nütze, entweder zur Lehre, oder zur Strafe, oder zur Besserung und Züchtigung in der Gerechtigkeit. Was hast Du denn aber jetzt darin gelesen?"

Philipp schlug das Buch auf und sagte: „Ich las eben hier die Geschichte, wo Jesus zuletzt sagt: Wer da hat, dem wird gegeben; und wer nicht hat, von dem wird man nehmen, auch das er hat. Das verstehe ich auch heute noch nicht; denn es ist doch grausam und lieblos, wenn man dem Armen das Wenige, was er hat, noch nimmt und gibt es dem Reichen, der schon viel hat."

„Nun," entgegnete die Gräfin, „vielleicht kann ich Dir das erklären. Mein Sohn, Du mußt hier zunächst nicht an irdische Güter denken, davon spricht der Herr nicht; sondern von geistigen Gütern, und zwar von dem höchsten derselben, von einem frommen Glauben. Ein gläubig-frommes Herz ist ein Reichthum, der täglich größer wird, weil wir täglich mehr die Wege Gottes verstehen lernen, täglich mehr wachsen in Demuth und Selbstverleugnung, und täglich mehr Christum in uns aufnehmen, so daß Christus zuletzt unser eigentliches, wahres Seelenleben wird. Wer aber nicht glaubt, der wird nach und nach Alles verlieren, was er noch Gutes besaß. Denn so Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters!"

Als der Knabe in Gedanken versunken still vor sich hin sah, als sei ihm dies Wort des Herrn noch immer ein Räthsel, fuhr die Gräfin erklärend fort: „Mein Sohn, Du hast aus Gottes Gnade weit früher, denn andere Knaben Deines Alters, den Anfang mit Erkenntniß der seligmachenden Wahrheit des Evangelii gemacht. Und daß Du diesen Anfang, diesen ersten Schatz Deines Herzens nicht gering geachtet hast, sondern hast ihn treulich bewahret, hast Deine Freude daran gehabt, das hat in Dir das Verlangen erweckt, mehr davon zu haben. Und nun ist es Gottes gnädige Weisheit, Dem zu geben, wer da bittet, Den finden zu lassen, wer da sucht. Du bist immer reicher geworden an Erkenntniß, und wirst darin, so Du anders Wohlgefallen am Evangelio behältst, immer noch reicher werden und zunehmen und wachsen, bis Du zuletzt Alles, Alles haben wirst, was Gottes Gnade uns armen Menschen nur zutheilen will. Wenn aber Jemand auch die kleine und geringe Erkenntniß der göttlichen Gnade und Wahrheit nicht hat, die er doch haben könnte, weil sie ihm in Lehre und Unterricht angeboten worden ist, wer also Schuld daran ist, daß er nichts, oder so viel wie nichts von Gott weiß, und auch nichts mehr zu wissen begehret, dem wird aus gerechtem Gerichte Gottes auch das Kleine und Wenige noch genommen, was er hat, und was ihm die göttliche Langmuth bisher noch gelassen hatte. Laß sehen," fuhr die Gräfin weiter fort und schlug ihre eigene Bibel auf, „was Luther zu dieser Stelle sagt!"

Und nachdem sie schnell und sicher die betreffende Stelle im Matthäus aufgefunden hatte, las sie also: „Wo das Wort Gottes verstanden wird, da mehret es sich und bessert den Menschen. Wo es aber nicht verstanden wird, da nimmet es ab und ärgert den Menschen." Verstehst Du nun dies Wort, lieber Philipp?"

„Ein Wörtlein noch ist darin," antwortete der Knabe,

„was ich nicht fassen kann. Der Herr sagt: Wer nicht hat, von dem wird man nehmen, was er hat. Wer sind denn Die, die es ihm nehmen?“

„Nun,“ sagte die Gräfin, „zunächst Gott selber nach seinem gerechten Gericht. Der Baum, der bei aller Geduld und Pflege des Gärtners doch keine Frucht bringen will, wird abgehauen. Dann aber und zwar nach demselben Gerichte Gottes auch die Welt, und was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, diese Welt wird uns Alles wieder nehmen, was ihr gehört. Das Herz der Ungläubigen gleicht einer offenen Herberge für alles Ungerechte und Eitle in der Welt, wo Alles Aufnahme findet, was einen irdischen Gewinn verspricht. Dann gleicht das ungläubige Herz einem angegriffenen Feinde, dem die rechten Waffen zur Vertheidigung fehlen, als da sind: Geduld in Leiden, Hoffnung in Trübsal, Gottvertrauen in schweren Prüfungen; mit kurzen Worten: die Gottseligkeit, die alle Dinge zum Besten zu lenken weiß. Durch Stillsein und Hoffen werden wir stark; aber das ungläubige Herz ist von tausend Aengsten zerrissen und kann nichts hoffen, weil es nichts glaubt. Siehst Du, mein Sohn, da nimmt die Welt nach und nach Alles weg, was den Menschen bisher noch an Gott gefesselt hatte, bis er zuletzt auch die Hoffnung verliert.“

„Ihr mögt wohl Recht haben, liebe Frau Pathe!“ sagte Philipp. „Nunmehr verstehe ich das Wort des Herrn, und ich will wachen und beten, daß mir nichts wieder genommen wird, was ich durch Gottes Gnade habe, und daß ich täglich reicher werde an allerlei Erkenntniß.“

„Setze nur hinzu: „in dem Herrn!“ fiel die Gräfin ein. „Du willst ein Gottesgelehrter werden, lieber Sohn; und ich preise Dich glücklich um dieses Entschlusses willen. Aber lerne zuvor, lieber Philipp, daß die christliche Erkennt-

niß nicht in gelehrten Worten und in einem künstlichen Aufbau der Glaubenswahrheiten unserer heiligen Religion besteht, wie jetzt fast alle unsere Gottesgelehrten thun, die um das rechte Wort und den rechten Ausdruck sich streiten, aber das heilige, fromme Leben nicht beachten, — die viele und große und gelehrte Bücher schreiben und sich darinnen gegenseitig anfeinden, nicht um des christlichen Lebens willen, sondern um des rechten Buchstabens willen. Doch was ich Dir hier sagen will, ist ein gar schwaches, unnützes Wort gegen das Wort eines frommen Mannes, den Du noch kennen lernen mußt, mein Sohn, obgleich er längst im Schauen wandelt, und nicht mehr im Glauben. Hier lies einmal, was er darüber schreibt."

Und Philipp las aus dem ihm von der Gräfin aufgeschlagenen Buche:

„Viele meinen, die Theologie sei nur eine bloße Wissen„schaft und Wortkunst, da sie doch eine lebendige Erfahrung „und Uebung ist. Jedermann studirt jetzo, wie er hoch und „berühmt in der Welt werden möge; aber fromm sein „will Niemand lernen. Jedermann sucht jetzo hochgelehrte „Leute, von denen er Kunst, Sprachen und Weisheit lernen „möge; aber von unserm einigen Lehrer, Jesu Christo, will „Niemand lernen Sanftmuth und herzliche Demuth; da doch „sein heiliges, lebendiges Exempel die rechte Regel und Richt„schnur unsers Lebens ist, ja die höchste Weisheit und Kunst, „daß wir ja billig sagen können: Das Leben Christi „kann uns Alles lehren."

„Wer ist der Mann, der Solches schreibt?" unterbrach sich Philipp, und sein Auge glühte in herzlichem Verlangen; ein heiliges Zittern durchlief sein ganzes Angesicht.

„Lies nur weiter, Philipp!" sagte die Gräfin, „Du sollst es dann erfahren!"

Und der Knabe las weiter: „Jedermann wollte gern

„Christi Diener sein; aber Christi Nachfolger will Niemand „sein. Er spricht aber bei Johannes, Kap. 12, 26: Wer „mir dienen will, der folge mir nach. Darum muß „ein rechter Diener und Liebhaber Christi auch ein Nachfol„ger Christi sein. Wer Christum lieb hat, der hat auch lieb „das Exempel seines heiligen Lebens, seine Demuth, Sanft„muth, Geduld, Kreuz, Schmach, Verachtung, ob es gleich „dem Fleische wehe thut."

„Liebe Frau Pathe!" unterbrach sich der Knabe von Neuem. „Ich bitte Euch, laßt mich wissen, wer das so schön sagt."

„Noch diesen Satz lies!" fuhr die Gräfin fort, „dann sollst Du es erfahren!"

Und Philipp las abermals: „Die Christen wollen jetzo „einen stattlichen, prächtigen, reichen, weltför„gen Christum haben; aber den armen sanftmüthigen, de„müthigen, verachteten, niedrigen Christum will Niemand ha„ben, noch bekennen, noch demselben folgen."

„Das ist nicht wahr, liebe Frau Pathe!" unterbrach sich der Knabe zum dritten Male. „Niemand? Nein, Ihr selbst habt ihn, und ich will ihn auch haben! Aber nun sagt mir: Was ist das für ein schönes, liebes, herrliches Buch?"

„Das Buch heißt: das wahre Christenthum," antwortete die Gräfin; „und der es geschrieben hat, heißt Johann Arnd, und war ein frommer, wahrhaft christlicher Prediger in der Stadt Celle."

„Er lebt also nicht mehr?" fragte Philipp mit sichtbarer Trauer.

„Nein!" sagte die Gräfin. „Es sind jetzt fast 100 Jahre, daß er geboren wurde, und 26 Jahre sind's, daß ihn der Herr zu einem bessern Leben abgerufen hat."

„Ach," fuhr der Knabe fort, „wie lieb müssen die Menschen diesen frommen Mann gehabt haben!"

„Armer Philipp!“ sprach die fromme Frau. „Wie kennst Du die Welt noch so wenig! Wirst Du mir glauben, lieber Sohn, wenn ich Dir sage, daß eben derselbe Johann Arnd, den Du aus diesen wenigen Worten schon so lieb gewonnen hast, und der mich erst gelehrt hat, was es heißt: an Christum glauben, und was Beten heißt, — daß derselbe theure Mann um dieser seiner Lehre willen seines Amtes entsetzt wurde, ja das Land selbst verlassen mußte, wo er sieben Jahre lang das Wort Gottes lauter und rein gepredigt hatte, und daß eben dieses Buch hier so arg gescholten worden ist, als ständen lauter Irrthümer darin!“

Dem Knaben, dem Gott ein weiches, tieffühlendes Herz gegeben hatte, standen die Thränen in den Augen, als er dies hörte. Die Gräfin aber fuhr in einem feierlichen Tone fort: „Philipp, dieser fromme Mann ist todt; aber er kann wieder auferstehen. Willst Du dieses Mannes Nachfolger werden?“

„Ich will es, so wahr mir Gott helfe!“ antwortete der Knabe und weinte laut.

Die Gräfin achtete das nicht; sie erhob sich von ihrem Sitze; ihre Augen leuchteten in tiefem Glanze, und den Blick vest nach Oben gerichtet und die Hände gefaltet, sprach sie: „Mein Sohn, wie einst Johann Arnd, so wirst auch Du auf Dornen wandeln, Schmach und Hohn wird Dir auf den Fersen folgen. Sie werden mit giftigem Spotte Dein reines Herz verwunden! Wo Du am Treuesten Christo nachfolgest, wirst Du den bittersten Undank erfahren! Sie werden Unkraut in Deinen Weizen streuen und sagen, es sei Deine Saat! Mein Sohn, willst Du aber treu bleiben in jeder Noth und Angst?“

Philipp sank auf seine Kniee nieder und sprach unter lauten Thränen: „Wenn Gott mich nicht verläßt, will ich treulich ausharren bis zum Ende!“

„Gott wird Dich nicht verlassen!“ fuhr die Gräfin fort, und legte ihre Hände segnend auf das Haupt. „Du wirst Alles vermögen durch Den, der uns mächtig macht, Christus!“

Sie hob ihn auf und küßte seine Stirn, und Philippus sprach: „Liebe Frau Pathe, bitte, schenkt mir dieses Buch!“

„Nimm es hin, mein Sohn!“ sagte sie. „So oft Du darinnen liesest, gedenke der jetzigen Stunde. Nimm es und zeichne Deinen Namen darin ein.“

Und Philipp nahm die Feder und schrieb auf die innere Seite des Einbandes:

Philipp Jacob Spener.

---

## II.

## Des Pächters Bekehrung.

Ein Prophet, der Träume hat, der predige Träume; wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht.
Jerem. 23, V. 28.

Einige Tage darauf stieg in den Nachmittagsstunden vor dem Hause des hochgräflichen Raths und Registrators Johann Philipp Spener zu Rappoltsweiler ein Mann von seinem Pferde, das eben so gut genährt war, als sein Herr, und sich im Laufen eben nicht übereilt zu haben schien. Während der Reiter den Hals seines Thieres zärtlich klopfte und dazu sprach: „So ist's recht, alter Freund Peter, hast deine Sache gut gemacht! Sollst auch etwas gut haben!“ trat ein freundliches, etwa achtzehnjähriges Mädchen aus dem Hause, eilte auf den Ankommenden zu und sprach: „Gott zum Gruß, Herr Pathe; seid herzlich willkommen!“

„Grüß' Dich Gott, mein Kind!“ entgegnete der Mann und klopfte die Wangen des Mädchens eben so zärtlich, als

seines Pferdes blanken Hals. „Ist der Herr Gevatter und die Frau Gevatterin zu Hause?“

„Ei wohl, Herr Pathe!“ war die Antwort. „Soll ich Euer Pferd in den Stall führen?“

„Was, Du?“ fragte überrascht der Mann. „Das ist keine Frauenarbeit. Wo ist Dein Bruder, Philipp?“

„Der hat wohl noch seine Lection bei Herrn Stoll?“ entgegnete das Mädchen. „Aber überlaßt mir nur Euern Peter, lieber Herr Pathe, er thut mir eben so wenig etwas zu Leide, als Ihr. Zudem sind wir alte Bekannte.“

Und sie führte den wohlgenährten Peter in den Stall. Der Mann folgte lächelnd und mit dem Kopfe nickend. Als er nun hier seinen Liebling selber abgezäumt und abgesattelt, was er sich nicht nehmen ließ, — obgleich unterdeß ein Knecht herbeigekommen war — als das Mädchen Hafer und Heu herzugebracht hatte, welches von dem Herrn Pathen auf das Sorgsamste untersucht wurde, ob der Hafer auch nicht zu leicht und das Heu nicht etwa dumpfig sei, verließ er endlich den Stall, um in's Haus einzutreten, wo er von dem Herrn Rath und seiner Ehefrau auf das Freundlichste empfangen wurde.

Es war aber dieser Reiter Niemand anders, als Herr Peter Martin Wolfert, der reiche Pächter eines benachbarten gräflichen Meierhofes und Pathe der älteren Tochter des Hauses, Agathe Dorothee, ein alter Jugendfreund des Raths und zugleich ein alter Junggeselle, der nur selten sein Haus und seine Felder verließ, und sein altes Roß, das ihm gegen 20 Jahre lang treulich gedient hatte, etwas mehr liebte, als seine Knechte und Mägde.

„Was führt Dich heute zu uns, alter Freund und Gevatter?“ redete ihn der Rath an.

„Ei, Potz Velten!“ entgegnete Wolfert. „Ihr kommt nicht zu mir hinaus, muß ich da nicht zu Euch kommen, wenn

ich Euch einmal sehen will? Zudem hatte mein alter Peter mehr Lust, als ich. Als ich ihm diesen Morgen sein Futter gebe, sieht er mich so sehnsüchtig an und sagte: Ei, alter Freund, es ist heute der fünfte Tag, daß ich das Tageslicht nicht gesehen habe." Und dabei wollte ihm der Hafer nicht recht zu Halse vor lauter Sehnsucht nach der Sonne. Nun, da habe ich ihm wohl den Gefallen thun müssen, und bin her zu Euch geritten, weil er den Weg am Besten kennt."

„Nun," sagte der Rath lächelnd und seinem Gaste die Hand reichend, „seid Ihr Beide willkommen."

Während die Hausfrau eine Erfrischung für den Gast bereitete, kam ein neuer hinzu, der gräfliche Hofprediger Joachim Stoll; seit einiger Zeit und besonders seitdem er Lehrer des jungen Philipp geworden war, ein täglicher Gast im Hause, weil's ihm Philipps Schwester Dorothee so sehr angethan hatte, daß er meinte, er könne niemals gut schlafen, wenn sie ihm nicht gute Nacht gewünscht hätte.

„Habt Ihr Philipp nicht mitgebracht?" fragte der Vater den geistlichen Herrn.

„Er ist vor mir vorausgegangen!" antwortete dieser. „Ich glaubte, er müßte schon hier sein. Es hat ihn vielleicht die Frau Gräfin zu sich rufen lassen."

„Ach, sagt mir doch," fiel der Pächter ein, „da wollt Ihr den Philipp einen Pfarrer werden lassen. Das will mir nicht gefallen."

„Ei warum nicht, Herr Gevatter?" fragte die Frau Räthin. „Kann es ein schöneres Amt auf Gottes Erde geben, als das Amt eines Pfarrers?"

„Nehmt mir's nicht übel, Frau Gevatterin," erwiderte Wolfert, „da denke ich doch etwas anders, als Ihr. Ich hab' auch ein Amt, ich bin ein Landmann, und ich muß Euch sagen, daß ich mir darauf Etwas einbilde. Zuerst werdet Ihr mir zugeben, daß Niemand Etwas besser thun kann, als der

liebe Gott; und wenn die Menschen in das hineinpfuschen wollen, was der liebe Gott thut, wird's allemal übel ablaufen.

„Nicht doch, lieber Wolfert," fiel der Hofprediger ein. „Gott weiß ja alle Dinge zum Besten zu lenken."

„Das heißt," fuhr der Pächter fort, „der liebe Gott muß wieder gut machen, was die Menschen schlecht gethan haben. Doch laßt mich zuvor ausreden. Das Beste muß Das sein, was der liebe Gott ganz allein macht, — und das ist die Ernte. Wir machen die Saatkörner nicht, sondern der liebe Gott, wir lassen nicht regnen, sondern er, wir lassen nicht die Sonne scheinen, sondern er, wir können's weder verhindern, noch beschleunigen, daß die Saaten wachsen, sondern er, und wir können nicht sagen, in vierzehn Tagen oder in vier Wochen wollen wir Ernte halten; sondern wenn der liebe Gott sagt: Nun bin ich fertig, nun fangt ihr an, — da gehen wir hinaus, und tragen nur herein, was er uns gegeben hat."

„Aber Ihr seid doch dabei thätig!" sagte Herr Joachim Stoll. „Ihr pflügt und ackert und säet, und schneidet ab und sammelt es in die Scheuern."

„Wohl wahr," fuhr Wolfert fort; „das ist aber nur Nebensache. Aber wenn wir Waizen säen, so geht Waizen auf, und wenn wir Disteln säen, werden Disteln daraus. Und wenn meine Aecker alle drei- oder sechseckig gestaltet wären und es käme Einer und sagte: Das ist nicht recht, der Acker muß vier Ecken haben, so würde ich ihm sagen: Du bist ein Narr! Die Ecken thun's nicht, sondern was in dem Acker wächst."

„Was wollt Ihr damit sagen, Herr Gevatter?" fragte der Rath.

„Nichts weiter," war die Antwort, „als daß Ihr Euern Philipp lieber im Acker, als im Weinberge, sollt arbeiten

lassen. Und wenn's Euch recht ist, so nehme ich den Jungen gleich heute mit hinaus; ich werde ohnedies alt und möchte mir gern einen jungen Pächter heranziehen."

„Ihr scheint übel auf die Kirche zu sprechen zu sein!" sagte der Hofprediger, „und doch vergeßt Ihr, daß es nirgends größere Aehnlichkeit giebt, als zwischen einem Pfarrer und einem Landmanne. Beide streuen nur Saamen aus, der von Gott kommt, und das Gedeihen Beider kommt allein von dem Herrn."

„Und Ihr," setzte der Pächter hinzu, „vergeßt, was ich mit dem sechseckigen und viereckigen Acker habe sagen wollen."

„Und was ist das?" fragte Stoll.

„Das ist ein Exempel der heutigen Kirche Christi!" antwortete Wolfert und richtete sich dabei in die Höhe, als schicke er sich zu einer recht eindringlichen Predigt an. „Ihr wißt, daß ich einst auch Willens war, ein Arbeiter im Weinberge des Herrn zu werden. Ich kam mit einem Herzen voll Liebe und Frieden auf die Universität, und wollte lernen, wie man es anfangen müsse, ein rechter Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse zu werden. Aber da ward ich arg betrogen! Die Professoren schimpften sich gegenseitig aus, wer den rechten Glauben hätte, und stritten und fochten, wie eben noch heut, welches Wort zu Anfang, oder in der Mitte oder zu Ende stehen sollte. Da hatte Jeder seinen eigenen Weinberg, und maß ihn ab und aus, und zählte und stutzte die Ecken zu, und baute lange und große Mauern darum, daß die liebe Sonne nicht mehr hinein scheinen konnte. Aber drinnen selber arbeitete Niemand. Versteht Ihr mein Gleichniß, Herr Stoll? Und nun weiter, — was sind jetzt eure Universitäten? Zank- und Streitschulen, wo mehr heidnische, denn christliche Gelehrsamkeit gelehrt wird. Acht und zwanzig Jahre sind's her, daß Deutschland von Mord heimgesucht wird, daß die Frömmigkeit mit Pulver und Blei

aus dem Lande gejagt ist, daß Niemand mehr von Herzen fröhlich und andächtig sein kann. Da thäte es noth, daß in den Kirchen die Leute herzhaft und kräftig getröstet würden, daß ein gottselig Gemüth auch in Elend und Noth nicht verzagen dürfe, und daß die Guten desto besser lieben und hoffen lernten, je weniger die Bösen es thun. Aber was predigt Ihr in Euren Kirchen? Ihr predigt von der rechten Taufe, wie sie sein soll, und meint, das Wasser und das Wort, aber mit dem heiligen Geiste tauft Ihr nimmer. Ihr steht auf Eurem Predigtstuhle, nicht daß Ihr tröstet und ermahnt, und beruhigt und warnet, sondern daß man vor allen Dingen recht wissen müsse, warum die zwei Naturen in Christo seien, wie sie in Christo zusammenkommen, und wo sie anfangen und wo sie enden, und sprecht: Dieser Glaube macht Euch selig! Und was habt Ihr mit dieser Lehre gewirkt? Eitel übel und unnütz Ding! Die Trunkenheit wird täglich größer, die Bettelei wird täglich größer, die Landstreicherei wird täglich größer, und Ihr sitzt fleißig im Beichtstuhle und ertheilt die Vergebung der Sünden um dieses Glaubens willen. Das ist mir ein frommer Glaube! Wie sich die Pfarrer streiten auf ihren Kanzeln um das rechte Wort, so streitet sich der gemeine Mann über das rechte Gesetz mit allerlei Listen und Ränken. Das Wort thut's nicht, Herr Hofprediger, auch der Glaube thut's nicht, wenn er nicht vom Herzen kommt; sondern allein das reine Herz thut's, der wahre christliche Sinn, der hat schon von selbst den wahren Glauben."

„Ihr habt vollkommen Recht!" antwortete der Hofprediger ruhiger, als man erwarten konnte, „und ich lobe Euch darum, daß Ihr's in meiner Gegenwart sagt. Nur das Eine muß ich Euch entgegen halten: Ehe der Glaube aus dem Herzen kommt, muß er zuvor aus der Predigt in's Herz gekommen sein!"

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Wolfert.

„Das soll heißen,“ antwortete der Hofprediger: „Wenn der Glaube aus dem Herzen herauswüchse, etwa wie das Korn aus der Erde wächst, so würden wir wohl bald so viel Arten von Glauben haben, als Pflanzen aus der Erde wachsen. Da würde bald Jeder seinen eigenen Glauben haben, wie jeder sein eigenes Herz hat. Das Evangelium muß gepredigt werden, sonst kann es Niemand wissen; denn das Evangelium ist keine Menschenerfindung, sondern Offenbarung Gottes. Es kommt also der Glaube an die seligmachende Wahrheit aus der Predigt in's Herz hinein, und aus dem Herzen heraus kommt das gläubige Leben und Wandeln!“

„Schon recht!“ sagte der Pächter. Und doch habt Ihr nicht ganz recht. Aus der Erde kann nichts anderes heraus wachsen, als was zuvor hineingelegt worden ist. Wenn Ihr wollt Korn wachsen lassen, müsset Ihr zuvor Korn säen. Woher kommt aber der Saamen?“

„Genau von daher, woher die Predigt kommt!“ antwortete der Hofprediger. „Nämlich von Gott; das Predigen kommt aus und durch das Wort Gottes!“

„Nun!“ rief der Pächter freundlich aus. „Da sind wir ja einig, Herr Stoll. Und anders habe ich's gar nicht gemeint!“ Und dabei reichte er diesem die Hand und drückte sie etwas nach Pächtermanier.

„So kann ich,“ setzte Stoll hinzu, „also auch annehmen, daß Eure hitzige Rede nicht gegen mich gerichtet gewesen ist. Ich fühle die Uebelstände in unserer Kirche gewiß eben so tief und schmerzlich, wie Ihr, und verlange sehnlichst darnach, daß es bald möge besser werden. Ja ich darf Euch sagen, daß ich nicht müde werde dafür zu wirken, so viel meine schwache Kraft und der kleine Raum meines Amtes nur reichen mag!“

„Da soll mich Gott bewahren, daß ich Euch ein scheeles Wörtlein sagte!“ rief der Pächter aus. „Ihr seid unter den vielen Predigern, die ich kenne, so ziemlich der Einzige, vor dem ich meinen Hut abziehe in aufrichtiger Zuneigung. Aber, sagt mir, was hilft der Einzelne unter so Vielen, die nicht helfen wollen? Das Unkraut ist zu groß, die wenig guten Halme werden erstickt. Der Eine predigt auf Leipziger Art, der Andere auf Helmstädtische Art, der Dritte auf Königsberger Art, und der Vierte denkt dennoch, daß er allein die rechte Predigtmanier hat, weil er auf Wittembergische Art predigt. Ei Potz Velten, warum wollt Ihr nicht auf christliche Art predigen? Und, liebe Gevattern, unter solches Gestreite und Gezänke, unter solche pharisäische Werkheiligkeit, unter solche eitle, unnütze Buchstäbelei wollt Ihr Euern Philipp bringen? Ich bitt' Euch, gebt mir den Jungen mit, ich will einen andern Mann aus ihm machen, als sie in Straßburg, oder in Tübingen, oder gar in Leipzig aus ihm machen werden.“

„Ich kann Euch darin nicht beistimmen!“ sagte Herr Stoll. „Wenn's besser werden soll, kann's nur durch Menschen erreicht werden, welche Gott dazu sendet. Wie, wenn nun Philipp gerade Einer von Denen wäre, welche der Herr dazu ausersehen hat, daß es besser werden soll?“

„Das kann ich nicht glauben!“ entgegnete der Pächter. „Der Junge paßt nicht dazu. Er ist zu weich, und hat immer Thränen im Auge, wo er das Wort auf der Zunge haben sollte. Wenn er auch das Bessere wollte, er wird überschrieen, und giebt zuletzt nach, weil er Niemandes Feind sein will.“

„Da kennt Ihr doch unsern Philipp noch nicht recht!“ fiel die Frau Räthin ein. „Er hat ein weiches Herz, das ist wahr; aber er kann auch vest sein, wo er will. Es war mir manchmal nicht recht, daß er gar nicht so war, wie andere

Knaben seines Alters; von Herzen habe ich ihn noch nicht lachen hören, und wer ihn nicht kennt, müßte glauben, er sei ein griesgrämiger Junge und es sei ihm gar nichts recht auf der Welt. Er ist deshalb gar nicht gern in Gesellschaft und viel lieber allein, und wo er geht und steht, hat er seine besondern Gedanken. Aber dabei ist er folgsam und willig, und ich wüßte nicht, wann er uns je beleidigt und gekränkt hätte."

„Darum ist's ja eben, warum mich der Junge dauert!" fuhr der Pächter unerschüttert fort. „Euer Philipp kommt wie ein Lamm unter die Wölfe, und geht entweder zu Grunde, oder er muß mit heulen. Hört," setzte er eifriger hinzu, „ich will's Euch nur sagen, warum ich da bin. Ihr wißt, ich bin nicht arm, ich habe weder Weib noch Kind, und auch sonst Niemanden, den ich so lieb haben könnte, als Euern Philipp: ich müßte denn meinen Peter davon ausnehmen. Darum sag' ich, gebt mir den Jungen mit, er soll mein Sohn sein, was ich habe, soll er haben. Wollt Ihr?"

Der Vater stand auf und sagte: „Lieber Bruder und Gevatter, Du meinst es gut und herzlich mit uns und unserm Philipp; aber man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Als mir mein Weib diesen Knaben geboren hatte, da nahm ich ihn auf meinen Arm und küßte ihn; und in diesem Augenblicke war mir's, als spräche Etwas in mir: Er soll des Herrn Diener sein!" Und da sprach ich zu meinem Weibe: Was meinst Du, wenn uns Gott diesen Knaben erhält, wollen wir ihn nicht der Kirche weihen? Und sie sagte: Ja! Und so ist's geblieben, und so wird's geschehen, wenn Gott will."

Die Frau Räthin war durch diese Erinnerung weich geworden; sie trocknete sich im Stillen ihre Thränen. Wolfert aber, dem's im Herzen selber nicht anders ging, war doch auf das Tiefste betrübt, daß sein Wunsch nicht in Erfüllung gehen sollte. In einem seltenen Gemische von Aerger, Ver-

druß und Rührung erhob er sich und sprach ziemlich heftig: „Nun, wie Ihr wollt! Ihr habt Ohren und hört nicht, und Augen und seht nicht. Ich will aber nun auch gar nichts mehr von Euch wissen, Ihr sollt mich auch sobald nicht wieder bei Euch sehen!“

Und damit verließ er schnell das Zimmer.

„Laßt ihn nicht so fort!“ sprach der Hofprediger. „Warum in Unfrieden scheiden? Wenn Ihr wollt, Herr Rath, so eil' ich ihm nach und bringe ihn zurück!“

„Nein, nein!“ sagte der Rath ruhig lächelnd. „Bleibt nur, ehrwürdiger Herr. Ich kenne ihn schon! Er wird bald selber wieder zurückkommen, und thun, als wäre gar nichts vorgefallen, und von etwas Anderem reden. Es ist nicht das erste Mal, daß wir uns in unsern Ansichten nicht vereinigen konnten; aber das hat unserer Freundschaft keinen Abbruch gethan.“

Der Pächter hatte seine Schritte nach dem ziemlich großen Garten gewendet, der an dem Hause anlag, und ging darin, eifrig mit sich selber sprechend, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, auf und nieder.

„Sie wissen nicht, was sie wollen,“ sprach er für sich hin, „oder vielmehr, sie wissen nicht, was sie sollen. Mein zeitlich Gut ist doch auch nicht zu verachten. Ich mag's keinem Zweiten anbieten, er greift zu. Aber woher kommt's! Sind alles Stubenhocker, sitzen nur über den Büchern und schreiben sich die Finger wund, und vergessen Erde und Himmel darüber. Daher sind's und bleiben's todte Buchstabenmänner, die kein rechtes Leben haben, keinen Sinn für Natur! Wenn sie's durchsetzen, und machen den Philipp zu einem Pfarrer, so komme ich ihnen nicht mehr in's Haus.“

Er war bei diesen Worten an das Ende des Gartens gekommen, wo eine schattige Laube ihn zum Sitzen einlud.

Als er eintreten wollte, erschrak er, Philipp saß darin, eifrig mit Lesen eines großen Buches beschäftigt.

„Gott grüß' Euch, Herr Pathe!" redete ihn der Knabe an. „Das ist schön, daß Ihr wieder einmal zu uns gekommen seid."

„Bin nicht Dein Pathe!" entgegnete der Pächter halb mürrisch, halb freundlich.

„Aber doch der Pathe meiner lieben Schwester Dorothea!" vertheidigte sich Philipp. „Wir Geschwister sind darüber eins geworden, daß der Pathe des Einen auch der Pathe des Andern sein soll."

„Das kann ich nicht zugeben!" sagte der Pächter. „Wenn ich wirklich Dein Pathe wäre, sollte es anders mit Dir aussehen."

„Wie so?" fragte Philipp. „Ich wüßte nicht, was mir fehlte, außer Das, wornach ich eifrig suche und was ich mit Gottes Hülfe finden werde."

„Und was ist das, junger Herr?" fragte der Pächter etwas neugierig.

„Weisheit und Verstand!" antwortete der Knabe.

„Da haben wir's!" fiel Wolfert heftig ein. „Da haben sie's dem Jungen so lange vorgeschwatzt, bis er selber daran glaubt. Höre, Philipp, Du willst also wirklich ein Pfarrer werden?"

„Mit Gottes Hilfe, ja, Herr Pathe!" war die Antwort.

„Nun so geh' hin!" entgegnete der Pächter. „Ich geh' auch meines Weges."

Und er machte es wahr, indem er sich umkehrte und den Rückweg antrat. Der Knabe aber, der diesen Zorn nicht begreifen konnte, eilte ihm nach, erwischte ihn beim Kleide und sprach: „Ihr seid böse auf mich, lieber Pathe. Ich bitt' Euch, geht nicht so von mir, und sagt mir, was ich Euch zu Leide gethan?"

Wolfert war mit einem Male von den herzlichen Worten des Knaben so ergriffen, daß er all' seinen Aerger vergaß, und die Hand auf Philipp's Haupt legend, sagte: „Junge, Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe. Geh' mit mir, und werde mein Sohn. Laß den gelehrten Griesgram, der Dein Herz vertrocknet, und Dich mehr von Gott abwendet, als zu ihm führt. Hast Du kein Wohlgefallen am Landleben?"

„Ei wohl, lieber Herr Pathe!" antwortete Philipp.

„Nun gut, weiter will ich ja nichts, mein Junge!" sagte der Pächter, und rieb sich freudig die Hände und ergriff dann den Knaben an den Achseln und hob ihn in die Höhe und küßte ihn. „So komm'!" fuhr er dann geheimnißvoll fort. „Komm, hilf mir den Peter mit satteln, zur Noth trägt er uns alle Beide. Und von morgen an nimmst Du Hacken und Spaten in die Hand und wirst ein gesunder, kräftiger Mann, und behältst Dein gutes Herz rein und unverdorben."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Knabe überrascht. „Meint Ihr, ich soll ein Landmann werden und nicht Pfarrer?"

„Ja, ja, lieber Philipp!" entgegnete Wolfert zutraulich. „Und wenn ich sterbe, bleibst Du in der Pachtung; das will ich schon bei Ihro hochgräflichen Gnaden besorgen."

Philipp schüttelte schmerzlich lächelnd das Haupt, ergriff des Pächters Hand und sagte: „Ihr seid ein guter, lieber Mann, Herr Pathe; Ihr thut den Armen so viel Gutes, und meine Aeltern haben Euch gewiß nicht lieber, als ich Euch habe. Aber seid mir nicht böse, ich kann nicht anders. Ich werd's täglich mehr inne, daß ich zum Diener des Herrn berufen bin. Kommt, setzt Euch mit mir in die Laube und da will ich's Euch sagen, wie mir's zu Herzen ist."

Und dabei zog er den Herrn Pathen gewaltsam nach sich in die Laube; dieser aber machte ein gar böses, verdrießliches Gesicht, obgleich ein Menschenkenner dahinter eher Gutes, als Böses herausgelesen hätte.

„Wißt Ihr, lieber Herr Pathe," begann hier der Knabe, „warum ich ein Pfarrer werden will? Ich habe das Herz so voll, und möchte den Leuten gern sagen, was ich in der heiligen Schrift gelernt habe, weil so Wenige dies schöne und göttliche Buch mit rechter Andacht und mit gläubigem Herzen lesen. Ich möchte den Leuten gern sagen, daß sie noch gar nicht den rechten christlichen Glauben haben. Denn die Leute meinen, der Glaube sei im Kopfe und werde mit den Lippen ausgesprochen, da er doch aber nur im Herzen ist und durch die Handlungen redet. Daher, — so will ich zu den Leuten sprechen, — soll der Glaube euer Herz reinigen von der Welt und was in der Welt ist. Zu den Reichen will ich sprechen: Wenn du wirklich glaubst, so mußt du einsehen, daß Geld und Gut irdisch, eitel, nichtig und vergänglich ist. Du darfst nicht glauben, daß du darum besser bist, als die Armen, sondern daß dir der liebe Gott deshalb Reichthum gegeben hat, daß du reich werden sollst in guten Werken. Ich werde ihm sagen, daß er sich mit seinem Gelde wohl viel Schönes auf Erden kaufen kann, aber nicht das Kleinste im Himmel, daß er mit seinem Gelde wohl sein Haus glänzend rein und vornehm machen kann, aber nicht sein Herz. Ich werde ihm sagen, daß er wohl den Leuten, denen er Böses gethan hat, Geld geben kann, daß sie ihn nicht bei der Obrigkeit verklagen, daß aber der liebe Gott sich nicht bestechen läßt, und über ihn ein strenges Gericht halten wird, und daß ein gutes Gewissen köstlicher ist, denn alles Gold der Welt."

Als der Knabe hier schwieg, sah ihn Wolfert still an, und sprach dann: „Weiter, Philipp — weiter!"

„Und zu den Stolzen werde ich sagen," fuhr Philipp fort: — „Worauf seid ihr stolz? Auf euern Namen? Ist aber euer Name nicht in das Buch der Lebendigen aufgezeichnet, so gilt er nichts bei dem lieben Gott. Oder seid ihr

stolz auf. eure Weisheit? Des Menschen Weisheit ist Thorheit bei Gott, und nur die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Und wer da weiß, was am Himmel und auf Erden ist, weiß aber nicht, daß Christus, der Sohn Gottes, auf Erden erschienen ist, um selig zu machen, was verloren ist, und weiß nicht, daß Christus lebet im Himmel, und ist unser Herr und Meister im Reiche Gottes und unser Trost im Sterben, der hat eitel Stückwerk in seinem Wissen, denn Christus lieb haben ist besser, denn alles Wissen; und wenn vor Jemandem sich die Kniee des Menschen beugen, er selber aber beugte seine Kniee nicht mit Demuth vor dem Herrn — und wer mit allen Zungen der Völker des Erdbodens reden kann, kann aber mit seiner eigenen Zunge nicht bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters, — der weiß noch gar nichts."

Der Pächter saß da, die Augen zu Boden geschlagen, und die Hände über seine Füße gefaltet. Als er hörte, daß Philipp schwieg, sah er auf und sprach: „Und was wirst Du Denen sagen, die da glauben, das Reich Gottes bestehe in Essen und Trinken?"

„Denen werde ich sagen," antwortete der Knabe, „was der Apostel Paulus darüber lehrt, daß nämlich das Reich Gottes bestehe in Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geiste; und daß, wer darinnen Christo dienet, Gott wohlgefällig und den Menschen werth ist. Denn wer sich auf Erden nur freuen will und fröhlich sein, der denkt nicht daran, daß wir gerade nur durch Trübsal eingehen in's Reich Gottes; und ich werde ihm sagen, daß das Reich Gottes nur dann im Essen und Trinken besteht, wenn wir dem Hungrigen unser Brod brechen und sprechen zu dem Durstigen: komm her, lieber Freund, und trink mit mir! Und dann werde ich den Leuten vielleicht auch eine Geschichte erzählen, die einmal vorgefallen ist."

„Nun," sagte der Pächter, „was ist das für eine Geschichte?"

Philipp wurde über und über roth und schwieg; als aber Wolfert ihn auf's Neue drängte, sprach er: „Es war einmal ein Knabe, der kam zu einer vornehmen Frau, die ihn lieber hatte, als er's verdiente. Und eines Tages hatte der Knabe seine Lection recht gut gelernt, das erfuhr die vornehme Frau und ließ ihn zu sich kommen und sprach zu ihm: Lieber Sohn, ich freue mich sehr, daß du fleißig lernst und ein frommer Mann werden willst. Da ich weiß, daß du Bücher lieber hast, als Spielwerk, so will ich dir diesen Ducaten geben, dafür kaufst du dir ein schönes Buch, das heißt: „Uebung der Frömmigkeit," und der's geschrieben hat, heißt: Baily. Da ging der Knabe fröhlich fort und wollte sich das Buch kaufen, nach dem ihm so sehr verlangte. Und als er auf dem Wege zu seinen Aeltern war, findet er einen alten Mann an der Straße, der bat ihn um ein Almosen. Und da der Knabe nichts weiter hatte, als den Ducaten, und der alte Mann gar so ärmlich aussah und am ganzen Körper zitterte vor Alter und Hinfälligkeit, gab er ihm den Ducaten. Es that dem Knaben zwar leid, daß er nun dies schöne Buch nicht kaufen könne, aber endlich besann er sich, daß der Titel des Buches laute: „Uebung der Frömmigkeit" und da tröstete er sich darüber und freute sich herzlich über die Freude des alten Mannes."

„Junge!" sagte Wolfert, und faßte Philipp's Hand. „Wie heißt der Knabe? Kennst Du ihn?"

Philipp erröthete auf's Neue und wandte sich um und that, als ob er in dem großen Buche etwas suche. Da erhob sich der Pächter, drückte den Knaben an sein Herz, weinte dabei wie ein Kind und sprach: „Philipp, Du hast Recht, Du hast zu viel auf dem Herzen, das muß heraus. Komm, ich muß meine Sünde wieder gut machen!"

Und er zog den Knaben, der davon nichts begriff, hinter sich drein, durchschritt mit ihm den Garten, trat in das Zimmer zu seinen Aeltern und zu Herrn Joachim Stoll und sprach: „Leute, wenn Euer Junge kein Pfarrer wird, so komm' ich Euch nicht mehr in's Haus."

Und wie er nun den Ueberraschten Alles erzählte, wie dies so gekommen sei, stand Philipp in der Ecke der Stube still und in sich gekehrt, als habe er etwas Uebels gethan. Und als darauf Wolfert auf den Herrn Hofprediger zuging, und ihn bat, er möge nichts übel deuten, was er vorher in der Hitze gesprochen, und er dann den Knaben herzurufen wollte, hatte dieser bereits das Zimmer heimlich verlassen.

Acht Tage darauf kam der Pächter abermals auf seinem Peter geritten und trug ein sauber eingeschlagenes Packet vor sich auf dem Sattel.

„Wo ist Euer Philipp?" rief er noch auf dem Pferde sitzend zum Fenster hinein. Und als dieser nun herbei kam, reichte ihm Wolfert das Packet und sprach: „Junge, da ist was für Dich; der alte Mann an der Straßenecke hat mir's für Dich mitgegeben." Und darauf wandte er sein Pferd, und ritt davon, ohne Philipps Aeltern weiter begrüßt zu haben.

Philipp aber öffnete das Packet, und fand darin ein schönes, reich verziertes Buch mit dem Titel: Baily's Uebung der Frömmigkeit. Und darunter stand von Wolferts Hand geschrieben:

„Von dem alten Manne an der Straßenecke!"

# III.

Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen, und Freude den frommen Herzen.

Psalm 97, v. 11.

Am fünften Februar des Jahres 1647 gab es auf dem Schlosse Rappoltstein eine ziemlich große Gesellschaft und darin mehr lautes Leben und Fröhlichkeit, als es sonst der Fall war. Man feierte den Namenstag der gräflichen Wittwe Agathe, welche, da sie einmal dieser Feier nicht gut entgehen konnte, die vornehmsten Familien von Rappoltsweiler mit ihren erwachsenen Kindern dazu eingeladen hatte. Die Jugend befand sich in einem besondern Zimmer, wo sie ihren Vergnügungen nach Herzenslust fröhnen konnte. Die Erwachsenen dagegen redeten von dem Greuel des Krieges, der noch nicht enden, und von dem längst versprochenen Frieden, der nicht zum Abschluß kommen wollte.

„Ich kenne einen Frieden," fiel hier die Gräfin ein, „der allezeit zum Abschluß kommt, der nicht allein versprochen, sondern auch Jedem gegeben wird, der darnach verlangt. Das ist aber freilich ein Frieden, den die Welt nicht hat, und nicht geben kann, sondern der von Oben kommt. Der Friede in Gott. Hätten die Heerführer in diesem fast dreißig Jahre lang unser deutsches Vaterland verwüstenden Kriege in sich selber mehr von jenem Frieden, so würden wir Andern nicht so lange und vergeblich auf ein Ende dieses unchristlichen Schlachtens und Mordens harren. Doch lasset dies bis zu seiner Zeit, welche der Herr sich ausersehen hat. Ehrwürdiger Herr Stoll," wandte sich die Gräfin an ihren Hofprediger: „Ihr habt mir da neulich von einem

Manne erzählt, den ich von Herzen lieb gewonnen habe, und wüßt' ich auch weiter nichts von ihm, als das schöne herrliche Lied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen, der Alles kann und hat." Ich kann das Lied nicht vergessen, und würde Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr mir von diesem frommen Manne noch Etwas erzählen könntet."

„Ihr meinet den Arzt Paul Flemming, ehrwürdige Frau Gräfin," antwortete der Hofprediger; „der vor sieben Jahren, und noch nicht 31 Jahr alt, in Hamburg gestorben ist. Wenn ich ihn bis jetzt in diesem Seculo für den frömmsten und besten Dichter geistlicher Lieder erkläre, so thue ich gewiß Niemandem Unrecht, besonders wenn man bedenkt, daß fast seine ganze Lebenszeit in die Greuel dieses Krieges fällt, wo die Frömmigkeit eben nicht sehr bei den Leuten zu Hause ist. Wie Großes hätte dieser herrliche Mann noch leisten können, wenn ihn Gott nicht so bald uns genommen hätte."

„Was ist er denn eigentlich für ein Landsmann?" fragte die Gräfin.

„Er stammt allerdings aus einem Lande," belehrte Herr Stoll, „von wo der reinere evangelische Geist ausgegangen ist in alle Welt und in alle Kirchen Christi. Flemming ist in Sachsen geboren, und zwar in einem kleinen Städtchen, Hartenstein genannt, wo sein Vater Prediger war, von dem er ohne Zweifel diesen frommen Sinn als ein Erbtheil empfangen hatte. Der junge Mann hatte in Leipzig die Arzneiwissenschaft erlernt und wollte dieselbe zum Heile seiner leidenden Mitbrüder üben. Aber das nie verhallende Kriegsgeschrei trieb ihn von dannen; und so kam er nach Holstein. Es ist Euch nun bekannt, ehrwürdige Frau Gräfin, daß vor ungefähr 10 bis 12 Jahren der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein eine glänzende Gesandtschaft nach Rußland und Persien schickte. Paul Flemming befand sich mit darunter, weil er hoffte, dadurch seiner Wissenschaft von Nutzen sein

zu können. Auf dieser großen Reise hat er eben jenes herrliche Lied gedichtet, das man sein Wanderlied nennen könnte, und in welchem besonders dieser Vers so schön ist:

Bin ich in wilden Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,
Und Christus ist bei mir;
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, so auch hier!

Aber kaum ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Deutschland starb er zu Hamburg am 2. April des Jahres 1640. Um ihn weinte eine liebe Braut."

„Hatte er ein Vorgefühl seines so baldigen Todes?" fragte die Gräfin mit sichtbarer Theilnahme. „Und ist er gern gestorben?"

„Gewiß!" antwortete der Hofprediger. „Er starb in voller Verklärung seiner selbst, so weit dies von Menschen gesagt werden kann. Flemming war zu allen Zeiten sehr schüchtern und zaghaft, und so sehr seine Lieder und sonstige Poëmata alle Leser erfreuten und tröfteten, so wenig hielt er doch von sich selbst und hatte fast Furcht vor seinem Zeitgenossen und großen Dichter, Martin Opitz von Boberfeld, der nur um ein Jahr vor ihm aus der Welt gegangen ist, und den er bisher als einen unerreichbaren Meister im Gesange gehalten hatte. Indeß fühlte er aber in den letzten Tagen seines Lebens den Werth seines frommen und poetischen Gemüthes. Er spricht dies deutlich in der Grabschrift aus, die er drei Tage vor seinem Tode sich selber machte. Das ergreifendste Lied aber, das mir von ihm bekannt geworden, ist ein Hymnus auf den Erlöser. Es thut mir leid, daß ich dies Lied nicht so inne habe, daß ich es vortragen könnte. Wenn Ihr jedoch, ehrwürdige Frau Gräfin, es haben wollt, so eil' ich nach Hause und hole die Abschrift, die ich mir davon gemacht habe."

Da regte sich plötzlich Etwas in der Ecke des Zimmers, in dem es bereits zu dunkeln begann. Als man dahin sah, gewahrte man Philipp, der sich von seinen Gespielen heimlich entfernt, und die ganze Zeit über den stillsten und aufmerksamsten Zuhörer abgegeben hatte.

„Da ist ja mein lieber Pathe!“ sagte die Gräfin. „Warum trittst Du nicht näher, lieber Philipp?“

Der Knabe schlug schüchtern und wie beschämt die Augen nieder und trat erst dann in den Kreis hinein, als ihn die Gräfin an der Hand dahin führte.

„Du hast mit angehört, was wir gesprochen haben!“ fuhr die Gräfin zu ihm gewandt fort. „Fast möchte ich meinen, Du könntest uns das Lied auf den Erlöser vortragen. Ist's nicht so?“

„Wenn Ihr es befehlt, liebe Frau Pathe,“ antwortete der Knabe, der über und über erröthete, „so könnt' ichs wohl thun. Ich habe das Lied auswendig gelernt, weil es mir gar so sehr gefiel.“

„Nun, sag' an!“ sprach die Gräfin.

Und Philipp recitirte mit niedergeschlagenen Augen und sichtbarem Herzklopfen:

### An meinen Erlöser.

Erhöre meine Noth, Du aller Noth Erhörer,
Hilf, Helfer aller Welt, hilf mir auch, der ich mir
Nicht selber helfen kann; ich suche Trost bei Dir!
Herr, Du hast Rath und That; Dich preisen Deine Lehrer,
Wie Du es denn auch bist, als einen Glaubens-Mehrer.
Ich bin desselben Lehr'. Hier steh' ich — ich steh' hier,
Erfülle mich mit Dir und Deines Geistes Zier.
Er ist es, er, Dein Geist, der rechte Glaubens-Mehrer.
Arzt, ich bin krank nach Dir! Du Brunnen Israel,
Dein kräftig Wasser löscht den Durst der matten Seel'.
Auch Dein Blutosterlamm hat meine Thür geröthet,
Die zu dem Herzen geht. Ich halte mich an Dich,
Du, mein Hort! Du mein Fels! Belebe, Leben, mich!
Dein Tod hat meinen Tod, Du Todes Tod, getödtet!

Als Philipp hier geendet hatte, waren aller Augen auf die Gräfin gerichtet, welche in sich versunken dasaß, als gehe die Zukunft ihrem ahnenden Geiste vorüber. Eine tiefe Stille herrschte im Saale, die fast schauerlich war, da der sinkende Tag große Schatten warf und die anwesenden Personen sich nicht mehr deutlich erkennen konnten. Endlich sagte die Grä=fin, doch mehr für sich, als zur Versammlung und nur halb=laut: „Er hat Recht; sein Tod hat unsern Tod getödtet, denn sein Tod ist unser Leben.“

Und nach diesen Worten verharrte die Gräfin noch in ihrer vorigen Stellung, und Niemand wagte, diese Stille zu unterbrechen oder zu fragen, was ihre Seele so sehr erfülle. Da quoll plötzlich aus dem Schloßhofe eine sanfte Musik, wie das Vorspiel zu einem frommen Liede herauf; und bald darauf begann ein zahlreicher Chor von Männer= und Frauen=stimmen zu singen:

Ich bin ja, Herr, in Deiner Macht,
Du hast mich an das Licht gebracht,
Du unterhältst mir auch das Leben.

Und die Gräfin blieb still und ruhig; aber eine heilige Rührung durchzog ihre Seele; ihre Thränen flossen ungehin=dert, — nicht in Schmerz und Trauer, sondern in heiliger, frommer, gottseliger Freude.

Jetzt erschienen die Diener mit Lichtern und kündigten zugleich an, daß die Schloßunterthanen sich durchaus nicht hätten abweisen lassen, der Frau Gräfin zur heutigen Feier ein Abendlied zu singen.

„Ja, ich kenne das schöne Lied wohl!“ sagte die Gräfin, und erhob sich. „Es soll mein Sterbelied werden. Sagt,“ sprach sie zu den Dienern, „sagt den jungen Leuten, daß sie mir eine gar große Freude bereitet haben und laßt sie nicht ohne Speise und Trank von hinnen ziehen.“

Es war durch diese Scene ein ernster, fast trauriger

Geist in die Versammlung gekommen, dessen sich Niemand erwehren konnte oder mochte. Endlich wagte es der ehrliche Pächter Wolfert, — denn auch dieser war als Freund des Hauses eingeladen, — sich mit folgenden Worten an die Schloßherrin zu wenden:

„Erlaubt mir, gnädige Gräfin, daß ich einige Worte reden darf. Weiß es Gott, ich fürchte mich vor dem Tode nicht und halte mich an meinen Herrn Christum. Aber wollen wir heute, wo wir uns über das Leben Ihrer hochgräflichen Gnaden freuen, nur an den Tod denken? Gott wird Ew. Gnaden uns Allen noch recht lange erhalten, und in dieser Hoffnung wollen wir fröhlich sein. Ein fröhliches Herz ist auch dem Herrn ein Wohlgefallen."

Und als ob die Musikleute seine Worte verstanden hätten, begannen diese jetzt eine fröhliche Weise zu spielen, und das Geräusch im Hofe zeigte, daß auch die Uebrigen mit dieser Abwechslung nicht unzufrieden waren. Ja, noch mehr; man merkte bald darauf, daß auch die Zahl der Anwesenden im Zimmer sich vermehrt hatte; die sämmtlichen Knaben und Mädchen hatten sich, durch die Musik verführt, mit selbst gegebener Erlaubniß eingefunden, und da die Gräfin sie, freundlich nickend, begrüßte, nahmen sie dies für eine Einladung, sich ungezwungen ihrer Freude hinzugeben. Und da waren es dann allerdings zuerst die Mädchen, die lebendiger wurden und in allen ihren Bewegungen verriethen, daß sie eine herzliche Lust zum Tanze hätten. Vor allen that es eine unter ihnen zuvor, ein blondes, etwa zehnjähriges Mädchen, deren Angesicht von der innigsten Fröhlichkeit wiederstrahlte und die sich mit der ersten besten Nachbarin an den Händen faßte, und mit zierlichen Schritten im Kreise herumdrehte.

„Wer ist diese Kleine?" fragte die Gräfin.

Die Frau Räthin Spener trat vor und sagte: „Es ist die Tochter eines alten Freundes meines Mannes aus Straß-

burg, Agathe heißt sie, und ist seit mehreren Monaten bei uns zum Besuche."

„Agathe aus Straßburg?" wiederholte die Gräfin und lächelte. „Nun ist mir allerdings Philipps Brief kein Räthsel mehr. Er hat das Mädchen gut beurtheilt."

Sie rief hierauf einem Diener zu: „Es wäre grausam, wollte man den armen Kindern eine gehoffte Freude verderben. Geht und laßt die Musikanten nur herauf kommen; sie mögen ihnen eins zum Tanze aufspielen."

Dies Wort durchlief wie eine frohe Botschaft die ganze Versammlung, selbst die Erwachsenen nicht ausgenommen. Und als nun in aller Eile so viel Raum gemacht worden, als zu einem Tanze damaliger Sitte nöthig war, und die herbeigerufenen Musikanten den ihnen angewiesenen Platz eingenommen hatten, begann der kleine improvisirte Ball mit aller Lust und Fröhlichkeit, so weit diese nicht gegen die Ehrfurcht vor der gräflichen Gastgeberin anstieß.

Mädchen und Knaben wiegten sich nach dem Takte; nur Einer nahm an diesem Vergnügen keinen Theil — Philipp, der in einem Winkel des Zimmers saß, und mit gar ernstem Gesichte in das fröhliche Treiben hineinsah.

„Seht nur, gnädige Frau Gräfin," wandte sich der Pächter Wolfert an diese; „seht nur Speners Philipp dort in der Ecke; dem scheint die Sache gar nicht zu gefallen. Ich habe den Jungen herzlich lieb, und sein Ernst gefällt mir gar wohl. Aber der Junge treibt mir's schon jetzt zu weit; er sollte auch Wohlgefallen an einem fröhlichen Herzen haben."

Statt aller Antwort rief die Gräfin die kleine Agathe zu sich und sprach zu ihr: „Mein Kind, kennst Du Speners Philipp? Dort sitzt er in der Ecke. Geh' doch zu ihm, und fordere ihn auf, daß er mit Dir tanze."

Agathe ward verlegen und schien sich dessen zu weigern; als aber die Gräfin sie wiederholt dazu aufforderte, ging sie

langsamen Schrittes auf Philipp zu und brachte ihre Einladung vor. Der Knabe schrak auf, sah das Mädchen überrascht an, und wußte augenscheinlich nicht, was er thun sollte. Endlich erhob er sich, faßte Agathens Hand und trat in die Reihen der Tanzenden.

Aber der Ausgang war ein anderer, als man erwartet hatte. Kaum hatte Philipp einige Gänge auf und nieder gemacht, als ein heftiges Zittern seinen Körper durchlief, und seine Wangen fast todtenbleich wurden. Und ehe man sich dessen versah, hatte er sich von seiner Tänzerin befreit und enteilte mit hastigen Schritten dem Zimmer.

Die Gräfin sandte sogleich einen Diener nach; der aber kehrte nach einigen Minuten mit der Antwort zurück, daß er den Knaben nicht finden könne. Seinen Aeltern wurde es jetzt ängstlich zu Muthe und sie schickten sich an, das Zimmer zu verlassen. Die Gräfin aber sagte: „Seid unbesorgt, lieben Leute, ich weiß ihn schon zu finden. Harret nur, bis ich zurückkomme, und tragt Sorge, daß die Andern sich nicht in ihrer Freude stören lassen.“

Und so entfernte sie sich mit stillen Vorwürfen, weil sie gewissermaßen diese Scene herbeigeführt hatte. Nachdem sie sich von einem Diener eine Kerze hatte reichen lassen und ihre Dienerin Johanna, die sie begleiten wollte, zurückgewiesen hatte, trat sie an die Thüre eines kleinen Zimmers, in das sie sich zurückzuziehen pflegte, wenn ihr Herz nach Einsamkeit verlangte. Sie wollte öffnen, fand es aber ganz nach ihrer Erwartung, als die Thüre von innen verriegelt war.

„Bist Du drin, Philipp?“ fragte sie.

Eine Weile verging, ehe eine Antwort erfolgte; dann hieß es: „Ja.“

„Nun so öffne!“ fuhr sie fort. „Ich bin allein, und habe mit Dir etwas zu reden.“

Nach einigem Zögern wurde die Thüre von innen geöff-

net; die Gräfin trat ein und sah sogleich, daß Philipp sich bemühte, seine Thränen zu verbergen.

„Warum weinst Du, mein Sohn?“ fragte sie. „Warum bist Du so schnell fortgegangen? Ist Dir's nicht wohl?“

„Verzeiht mir, liebe Frau Pathe,“ antwortete der Knabe, „wenn ich eine Unschicklichkeit begangen habe. Aber ich konnte nicht anders. Als ich mit Agathen da auf- und niederging, wurde es mir plötzlich — ich weiß selbst nicht warum — so ängstlich zu Muthe, daß ich vor Zittern kaum mehr Athem holen konnte. Es war mir immer, als rufe mir Jemand in's Ohr: Philipp, Philipp, es ist nicht recht, daß du tanzest. Und dies Wort legte sich wie ein bleiernes Gewicht auf meine Füße, daß ich fürchtete, ich würde hinfallen. Und dabei dachte ich immer daran, daß Ihr gesagt, das schöne Lied von Simon Dach, was die Leute auf dem Hofe gesungen hatten, solle Euer Sterbelied werden. Und das drückte mich so sehr im Herzen, daß ich nicht länger bleiben konnte.“

„Armer Philipp!“ tröstete die Gräfin. „Also meinetwegen? Wir müssen alle sterben, lieber Sohn, wann und wie es des Herrn Wille ist; und daß meine Stunde wohl nicht mehr allzufern sei, fühle ich deutlich. Aber dies macht mich nicht traurig. Darum beruhige Dich und kehre mit mir zurück zur Gesellschaft.“

Philipp schaute sie schmerzlich bittend an und sprach: „Bitte, laßt mich hier, liebe, gnädige Frau Pathe. Ich tauge nicht zum Tanze. Wenn Ihr mir die Kerze wollt lassen, so will ich mich herzlicher hier vergnügen, als Ihr meint. Ihr habt da ein schönes Buch liegen, — darin will ich lesen, bis meine Aeltern mit mir nach Hause gehen.“

Und es gelang der Gräfin nicht, ihn zur Rückkehr in die verlassene Gesellschaft zu bestimmen. Der Knabe blieb einsam in dem Zimmer zurück und las mit der gespanntesten Aufmerksamkeit in „Sonthom's goldenem Kleinode,“

einem aus dem Englischen übersetzten, damals beliebten Gebetbuche, während seine Altersgenossen in kindlicher Freude im Saale auf- und absprangen. Durch diesen Vorfall war aber überhaupt eine Störung unter die Gesellschaft gekommen, so daß sich dieselbe, trotz der herzlichsten Bitten der Gräfin, bald darauf zurückzog, und Philipp mit seinen Aeltern und seinen älteren Geschwistern nach Rappoltsweiler zurückkehrte.

---

## IV.

## Der Gräfin Heimgang.

Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.

Phil. 1, 21.

Mehr, denn ein Jahr war nach jener Begebenheit vergangen, in welcher Zeit der junge Philipp täglich zunahm nicht allein an Alter, sondern auch an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Seine größte Freude blieb das Lesen der heiligen Schrift, die er bei allen Dingen zu Rathe zog. Außerdem blieb der fromme Johann Arnd sein Vorbild in Auffassung der biblischen Lehre. Und als einst einer seiner Lehrer, Herr Sigismund Vorberg, der ihn besonders in der geistlichen Dichtkunst unterrichtete, ihm davon geredet hatte, daß die Art und Weise, wie der gottselige Arnd das Christenthum gelehrt und geübt, absonderlich bei den Geistlichen selber viel Widerstand gefunden, und er, wenn er diesem nachfolgen wolle, wohl ein Gleiches zu fürchten habe, hatte Philipp statt aller Antwort Johann Arnds erstes Testament, von dem er sich durch Herrn Joachim Stoll eine Abschrift verschafft, herbeigeholt und darin die Worte vorgelesen: „Ich weiß und hab's in vielem Kreuz, Anfechtungen und Verfolgungen erfahren, daß mein Bekenntniß die reine,

lautere, unbetrügliche Wahrheit ist; und bitte den hochgetreuen Gott, meinen lieben Vater im Himmel, und meinen Erlöser Jesum Christum, er wolle in Kraft des heiligen Geistes mich in solcher Lehre, Glauben, Erkenntniß und Bekenntniß gnädiglich bis an mein letztes Seufzen erhalten."

Auch das schöne Buch: Baily's Uebung der Frömmigkeit, das aus dem Englischen übersetzt war, machte so großen Eindruck auf ihn, daß er einen Theil davon in Verse brachte. Was das Lesen dieser Schriften für seine christliche Weisheit und für sein christliches Leben wirkte, das wirkte der Unterricht des ehrwürdigen Herrn Stoll für seine wissenschaftliche Bildung; obgleich auch dieser, selber ein christlich durchbildeter Mann, im Verein mit der frommen Gräfin Agathe von Rappoltstein die ächte Frömmigkeit in ihm zu entzünden und zu stärken eifrig und nicht umsonst bemüht waren.

Dieser stille Entwickelungsgang des lernbegierigen Knaben sollte aber in dieser Zeit — es war im November des Jahres 1648 — eine für ihn bedeutsame Veränderung erleiden.

Als er eines Morgens zu seiner lieben Frau Pathe in's Zimmer treten wollte, kam ihm Johanna mit Thränen in den Augen entgegen.

„Um Gotteswillen, warum weint Ihr?" fragte Philipp.

„Unsere gute gnädige Frau ist diese Nacht sehr krank geworden!" antwortete sie. „Der Doctor ist eben bei ihr."

Philipp ward vor Schreck todtenbleich. „Laßt mich hinein zu ihr!" bat er mit zitternder Stimme. „Darf ich nicht zu ihr? Geht, liebe Johanna und fragt."

Die Dienerin hielt ihn zurück, als er sich der Thüre nähern wollte und sprach: „Jetzt nicht, Philipp, so lange der Doctor bei ihr ist, mag ich nicht hineingehen. Aber dann sogleich. Die gnädige Frau hat schon nach Dir gefragt; sie erwartet Dich!"

Während dieser Zeit ängstlichen Harrens ging Philipp mit gefalteten Händen vor der Thüre auf und ab. Obgleich sein Mund sich nicht öffnete, so lag doch in seinem Angesichte, in den halbunterdrückten Thränen das herzlichste Gebet ausgedrückt, das er in seinem Gemüthe für seine kranke Wohlthäterin sprach. Endlich nach langem peinlichen Erwarten trat der Doctor heraus, der den Knaben wohl kannte. „Du willst die Kranke besuchen?“ sprach er zu ihm. „Thue das, mein Sohn, sie hat mich mehrere Male nach Dir gefragt.“

„Was haltet Ihr von der Krankheit?“ fragte Philipp ängstlich.

Der Doctor zuckte mit den Achseln und entgegnete: „Die Gräfin ist alt und sehr schwach. Indeß Gott ist auch in dem Schwachen mächtig.“

„Um Gotteswillen, sie wird sterben!“ weinte der Knabe. „Ich kann ihren Tod nicht ertragen.“

„Beruhige Dich, lieber Philipp!“ tröstete der Arzt. „Weißt Du nicht, daß bei Gott alle Dinge möglich sind? Trockne Deine Thränen, ehe Du an ihr Bette trittst und nimm eine heitere Miene an, wenn es Dir auch schwer fallen sollte. Die Kranken haben es nicht gern, wenn man weinend und klagend zu ihnen kommt; obgleich die Frau Gräfin eine Seelenfreudigkeit hat, dergleichen mir auf Kranken- und Sterbensbetten noch nicht vorgekommen ist.“

„Also doch — sie wird sterben?“ fragte Philipp von Neuem.

„Mein Sohn!“ entgegnete der Arzt: „Du willst ein Gottesgelehrter werden, und willst einst selbst Sterbende trösten! Hast Du solche Furcht vor dem Tode, daß Du ihn für ein Unglück hältst? Fasse Dich, und lerne frühzeitig Muth und Freudigkeit in den letzten Stunden unseres Lebens.“ Und mit diesen Worten entfernte er sich.

Dies machte auf den Knaben einen so tiefen Eindruck,

daß seine Thränen augenblicklich versiegten und ein fast männlicher Ernst auf seine Züge trat. Vest und entschlossen öffnete er die Thüre; als er aber seine liebe Frau Pathe bleich und matt im Bette liegen sah, als diese ihm entgegen rief: „Kommst Du mein Sohn? Mich hat herzlich nach Dir verlangt!“ — da verließ ihn mit einem Male alle erzwungene Vestigkeit wieder und laut weinend sank er zu den Füßen ihres Bettes nieder.

„Du bist ein schlechter Tröster!“ sagte die Gräfin schmerzlich lächelnd, und rief ihn näher an sich. „Wie willst Du mir Trost bringen, wenn Du selber keinen hast?“

„Ich bin nicht trostlos, liebe Frau Pathe!“ antwortete der Knabe; „es schmerzt mich nur gar so sehr, daß Ihr krank seid und vielleicht sterben werdet.“

„Mein Sohn, weißt Du, was sterben heißt?“ fragte die Kranke.

„Ach ja!“ entgegnete er. „Es heißt, daß Ihr für mich verloren geht. Wenn Ihr sterbet, wer wird fernerhin mich leiten und führen?“

„Dein trauriges Gemüth,“ erwiderte die Gräfin, „unterdrückt Dein besseres Wissen und Gefühl. Du weißt recht gut, daß der liebe Gott nie nimmt, ohne wieder zu geben, und daß er Alles herrlich hinausführt, und da am Herrlichsten, wo es uns am Tiefsten schmerzt, bis wir auch diese göttliche Traurigkeit verstehen und zu unserem Frieden verwenden. Es mag sein, daß Du, mein Sohn, in mir eine theilnehmende Freundin verlierst; aber nicht mehr, als das; ich mag mich nicht einmal Deine mütterliche Freundin nennen, weil ich weiß, welche treffliche, fromme Mutter Du hast, die keiner Unterstützung bedarf. Und da, wo ich mit Rath und Warnung Dir zur Seite gestanden habe, habe ich Dir nur wiedergegeben, was mich Gott in seinem heiligen Worte gelehrt hat. Und bleibt dies Dein Stecken und Stab,

so wirst Du allezeit wohl und sicher wandeln. Warum willst Du also traurig sein? Deshalb, weil ich sterbe? Ach, mein guter Philipp, Du ahnest nicht, daß Du in dieser Traurigkeit mir meine seligste Freude mißgönnst. Höre mir zu, mein Sohn. Gott hat mir in seiner Gnade ein ziemliches Alter bescheeret; er hat mich väterlich durch gute und böse Tage geführt, und in mancher Fährlichkeit des Leibes und der Seele mich errettet. Er hat mir viele Güter gegeben und ich habe Zeit meines Lebens nie erfahren, wie Armuth thut. Er hat mir auf meinem Lebenswege mehr gute, als böse Menschen zugeführt und er hat mir's auch an zeitlicher Ehre nie fehlen lassen. Aber wie gering und klein ist dies Alles gegen den Frieden meines Herzens, den ich in meinem Erlöser gefunden habe! Wie gering gegen die fröhliche Hoffnung, daß nunmehr das Vollkommene anhebt, und das Stückwerk aufhört! Wie gering gegen die Aussicht auf die Ewigkeit, auf unsere Heimath im Himmel, wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen, und weder Leid noch Geschrei, noch der Tod mehr sein werden! Lieber Sohn, es giebt eine Sehnsucht nach dem Himmel, die wir erst dann ahnen und fühlen, wenn die Welt und ihre Lust allen Werth vor unserem innern Menschen verloren hat, wenn die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen uns mächtig nach dem Unvergänglichen trachten lehrt, und wir mit jedem Tage mehr inne werden, daß unsere eigentliche Heimath, unser wahres Vaterland nur der Himmel ist, und daß wir hier keine bleibende Stadt haben, sondern hier nur die zukünftige suchen. Dann haben wir Lust, außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn. Gönnst Du mir diese Rückkehr in die Heimath nicht, mein Sohn?"

Philipp schwieg und trocknete seine Thränen.

„Eins ist's," fuhr die Kranke fort, „was auch mich traurig machen könnte. Das ist das Gefühl meiner Unwürdig-

keit vor dem Herrn. Aber ist nicht Christus in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen? Ich habe meinen Herrn Jesum nicht verleugnet vor den Menschen, ich habe sein Kreuz willig und gern auf mich genommen und bin ihm nachgefolgt; darum hoffe ich, er wird mich auch bekennen vor seinem himmlischen Vater, daß er nicht mit mir in's Gericht gehe. Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn. Bist Du nun noch traurig, lieber Sohn?"

„Nein, nein!" antwortete der Knabe. Aber wenn Ihr sterbet, so werde ich Gott bitten, daß er mich mit Euch sterben läßt."

Da richtete sich die Gräfin auf, so weit es ihr möglich war, warf einen durchdringenden Blick auf den Knaben, faßte seine Hand und sprach: „Philipp, Du weißt nicht, was Du bittest. Du willst sterben, wo Du noch nicht gelebt hast? Nein! Mein letztes Gebet zu Gott soll für Dein Leben sein. Der Herr ist's, der Dich berufen hat in seinen Weinberg. Täuscht mich meine Ahnung nicht, so hat er mein Gebet erhört. Du bist berufen, die Menschen vom Wissen wieder zum Glauben zu führen, — Du wirst den Stolz der Menschen brechen, daß sie Gott lieben lernen und mit Demuth vor ihn treten. Du wirst sie wieder beten lehren, wie der Jünger Christi beten soll; — Du wirst in die Hütten der Armen wie in die Schlösser der Reichen den Gruß des Friedens bringen! Leben wirst Du, leben sollst Du, bis einst spät der Herr Dich abrufen wird von Deinem Tagewerke."

„Wie soll ich dies Alles?" fragte der Knabe. „Ich bin zu gering solcher Gnade!"

„Du wirst," antwortete die Kranke, „Alles vermögen durch den, der uns mächtig macht, Christus. Mein Sohn, an drei Dingen halte vest Dein Leben lang; ohne diese drei gibt es kein Heil, weder in dieser, noch in jener Welt. Zum Ersten: Glaube vest und unwandelbar an die Göttlichkeit der

heiligen Schrift; sie sei und bleibe Dir eine heilige Schrift, die Du nur mit einem dankbaren und demüthigen Herzen aufschlägst; denn sie ist es, die von Christo zeuget. Sie sei und bleibe Dir das Wort Gottes, vor dem alles Menschenwort sich beugt; denn unser Wissen ist Stückwerk, und wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Sie sei und bleibe Dir das Buch des Lebens, mit welchem Du allein die Welt überwinden kannst. Zum Zweiten: Halte fest an dem Glauben, daß Jesus Christus ist Gottes Sohn, das Wort, das Fleisch geworden ist, der Glanz der Herrlichkeit Gottes und das Ebenbild seines Wesens. Denn es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn allein in dem Namen Jesu Christi. Und zum Dritten: Der Glaube allein ist eitel, wenn er nicht lebendig und thätig ist. Denn gleich wie der Leib ohne Geist todt ist, also ist auch der Glaube ohne Werke todt. Wer nicht liebt, wie er glaubt, hat nicht Christi Geist, und wer nicht handelt, wie er hofft, deß Hoffnung wird zu Schanden werden. Mein Sohn, wirst Du an diesen drei Stücken halten?"

„So wahr mir Gott helfe, ja!" erwiderte der Knabe und hob die Hände wie zum Schwur empor.

„So segne Dich Gott, mein Sohn!" fuhr die Gräfin fort und legte ihre Rechte auf sein Haupt.

„Er segne Dich und behüte Dich. Er lasse sein Antlitz leuchten über Dich, und sei Dir gnädig. Er erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir Frieden. Amen."

Die Gräfin sank erschöpft zurück auf ihr Bette, und stille, heiße Thränen flossen aus ihren Augen, während ihre Hände über ihre Brust sich falteten. Philipp stand schweigsam und in sich gekehrt vor ihr; seine Mienen zeugten ebenso von einer schmerzlich-tiefen Trauer, wie von innigem, göttlichem

Frieden. Nach einigen Minuten der tiefsten Stille begann die Gräfin von Neuem und sprach: „Laß mich jetzt allein, mein Sohn; doch ehe Du gehst, lies mir jenes Gebet noch vor, was Du dort in dem Buche eingezeichnet findest.“

Und Philipp nahm das bezeichnete Buch, das er sogleich als das ihm so liebe Paradiesgärtlein von Johann Arnd erkannte, und las mit schwacher Stimme:

„Allmächtiger Gott, Vater der Barmherzigkeit, und Gott „alles Trostes, erbarme Dich mein, wie sich ein Vater über „seine Kinder erbarmet. Gedenke an das theure Wort, daß „Du gesagt hast: Meine Barmherzigkeit ist groß. Gedenke, „daß Dein lieber Sohn, Jesus Christus, auch um meinet„willen ist Mensch geworden. Gedenke, daß Du die Welt „also geliebt hast, daß Du Deinen einigen Sohn hast gege„ben, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren wer„den, sondern das ewige Leben haben. In diesem Glauben „kommt meine Seele zu Dir, und bringt mit sich Deinen lie„ben Sohn Jesum Christum, welchen Du mir geschenkt hast. „Um desselben willen wolleſt Du an mich denken und mich „zu Gnaden annehmen. Dir befehle ich meine Seele; laß „mich, Dein liebes Kind, ewiglich in Deiner Gnade bleiben, „und thue Barmherzigkeit an mir, weil ich noch lebe, und „wenn ich sterbe, um Deines lieben Sohnes, unsers Herrn „Jesu Christi willen. Amen.“

„Amen!“ setzte die Kranke hinzu, und fuhr dann fort: „Nun geh, mein Sohn. Sei ohne Furcht, der Herr ist bei mir, warum sollten wir uns fürchten? Ich weiß es nicht, wie lange mir Gott mein irdisch Leben noch fristen wird. Lange nicht mehr, das fühle ich und hoffe ich. Abschied nehme ich nicht von Dir; gefällt es Gott, so sehen wir uns noch wieder.“

Philipp ging stumm und still, als schäme er sich seiner Trauer, die er mit dem besten Willen nicht bekämpfen konnte.

Er ging in seiner Aeltern Haus nach Rappoltsweiler und schloß sich daselbst in sein Zimmer ein, das ihm der Vater zu seinen Studien angewiesen hatte.

---

Acht Tage darauf war ihm eine ernste Prüfung vorbehalten. Es war in den Nachmittagsstunden, als Johanna in Philipps Zimmer trat.

„Die Frau Gräfin ist todt!“ rief ihr der Knabe in höchster Angst entgegen.

„Nein, sie lebt noch!“ antwortete die Dienerin; „aber vielleicht auf keine Stunde mehr. Ein Schlagfluß hat sie zum zweiten Male getroffen und ihr die Sprache geraubt. Sie hat mir's durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß sie nach Dir verlangt.“

Johanna hatte noch nicht ausgeredet, als auch Philipp in größter Hast aus dem Hause eilte und lange vor der Dienerin auf dem Schlosse ankam. Mit klopfendem Herzen und bleich, als sei er selbst ein Sterbender, trat er in's Zimmer, das von klagenden und weinenden Frauen und von Männern mit trübem, ernstem Angesichte fast gefüllt war. In der Mitte des Zimmers stand ein einfacher Tisch, mit einem weißen Tuche überhangen, und darauf ein kleines, silbernes Kruzifix, von vier brennenden Wachskerzen umgeben. Der Hofküster hatte eben noch Kelch und Hostienteller aufgestellt, als Philipp eintrat, und der Hofprediger Stoll fragte: „So seid Ihr also, ehrwürdige Frau, in Eurem Herzen und Gewissen mit Gott in Christo versöhnt?“

Die Gräfin nickte kaum sichtbar mit dem Haupte, aber über das blasse, in so kurzer Zeit über die Maßen abgezehrte Angesicht lagerte sich ein stiller, seliger Friede, und ihre Augen, obgleich trocken und thränenlos, gaben Zeugniß von der gött-

lichen Freudigkeit ihrer Seele. Und der Hofprediger näherte sich dem Tische, faltete seine Hände und sprach: „Laßt uns beten!“

Und alle Anwesenden senkten ihre Häupter und falteten ihre Hände. Philipp aber war vor einem Stuhle auf seine Kniee niedergesunken, und das Angesicht in seine gefalteten Hände verborgen, weinte er mehr, denn daß er betete. Der Hofprediger aber sprach: „Und nun zu Dir, allmächtiger Vater der Liebe und Barmherzigkeit! Der Du uns Alle trägst von Kindesbeinen an, der Du erhältst Alle, die da fallen, und richtest auf Alle, die da niedergeschlagen sind, Du richtest auch das zitternde Herz auf, dem in der Todesnoth vor Deiner Gerechtigkeit banget, Du nimmst uns an, wenn wir in Deinem Sohne zu Dir kommen und mit kindlichem Vertrauen in Christo zu Dir sprechen: Vater unser, der Du bist in dem Himmel. Du bist ein Herr des Lebens und des Todes, Glück und Unglück kommt aus Deiner Hand; vor Deinem Worte zittert der Erdkreis und die Himmel predigen Deine Wundermacht. Aber der Mensch, der in Christo lebt, preiset Dich in jeglicher Trübsal, und hat für Angst und Noth, für Kampf und Sieg, für Leben und Sterben nur den einen Seufzer der Liebe zu Dir: Geheiliget werde Dein Name. Dein Wort ist unsers Fußes Leuchte, und ein Licht auf unsern Wegen. Leben wir, wir leben nur in Dir, sterben wir, wir sterben nur in Dir. Scheiden wir in Frieden, kommt's nur von Dir! Dein Reich ist die Gnade in Christo, Deinem Sohne. Bricht auch unser Auge im Tode, wir schauen doch ahnend und hoffend und versöhnt mit Dir in Dein ewiges Reich; nimm uns gnädig auf, zu uns komme Dein Reich! Dir dienet Erd' und Himmel! Ohne unser Flehen wird Dein Wort der Sieg, der die Welt überwindet, ohne unser Gebet geschieht Dein heiliger Wille an uns, über uns. Gieb uns Muth und Kraft, daß er auch

in uns gethan werde ohne Murren, ohne Klagen; unser letzter Seufzer sei zu Dir: Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Unsere Augen haben auf Dich gewartet und Du hast uns unsere Speise gegeben zu seiner Zeit; Du hast unserer Hände Werk gesegnet und uns auch unser täglich Brot gegeben, wo wir's nicht verdienet. Segne auch das Brot des Lebens, erhalte uns Christum, Deinen Sohn, als unser wahrhaft tägliches Brot, nach dem unsere Seele verlanget, gieb uns heute unser tägliches Brot. Ob wir's auch nicht merken können, wie oft wir fehlen, ob unsere Sünde auch größer ist, denn daß sie uns könnte vergeben werden, ob Du gleich uns siebzig Mal sieben Mal schon vergeben hast, wo wir nicht sieben Mal unserm Nächsten vergeben haben, so nimm doch den Schrecken von unserm Herzen, wenn in unserm letzten Stündlein unsere Schuld wie eine schwere Last uns drückt, um Jesu Christi willen flehen wir Dich an: Vergieb uns unsere Schuld, nicht wie wir unsern Schuldigern vergeben haben, sondern wie wir ihnen vergeben haben sollten! Schwer ist der Kampf im Leben; Deine Gebote sind uns nicht immer leicht, weil wir Dich nicht immer lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe und mit allen unsern Kräften. Darum sind wir nicht in jeder Prüfung bewährt erfunden worden. Aber schwerer noch ist der Kampf im Tode, um Deiner ewigen Gerechtigkeit willen. Laß uns hier nicht schwach und matt werden, damit wir in der letzten Prüfung auf Erden, in einem seligen Sterben bewährt werden; führe uns nicht in Versuchung, sondern strecke Deine Hand aus zu uns; erhalte uns, wo wir fallen wollen, richte uns auf, wo wir niedergeschlagen sind. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Dank sei Dir, daß Du uns den Sieg gegeben hast durch Jesum Christum unsern Herrn; erlöse uns von dem Uebel. Denn das ist Alles Dein

Reich, das ist Alles Deine Kraft, das ist Alles Deine Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen."

„Amen, Amen!" tönte es leise und von Thränen erstickt durch das Gemach. Der Priester aber segnete darauf das Brot und den Wein und theilte es der Sterbenden mit. Und nun lag eine heilige Stille auf der ganzen Versammlung; die Gräfin hatte ihre Augen geschlossen, aber auf den leise zuckenden Lippen offenbarte sich das letzte Flehen zu Gott. Philipp hatte sich erhoben und sich durch die Menge der Umstehenden an das Bett der Sterbenden gedrängt. Er faßte ihre Hände und ließ seinen Thränen ungestörten Lauf. Aber in seinem Herzen mochte ein gewaltiges Drängen und Sehnen laut werden wollen, denn er unterbrach plötzlich die Todesstille mit der Bitte: „Liebe, gute Frau Pathe, nehmt mich mit! Wenn Ihr sterbet, will ich auch sterben."

Aber die Gräfin gab keine Antwort, und als der Arzt ihre Hand ergriff, schlug er das Auge nach Oben auf und sprach: „Sie hat vollendet."

Und Stoll betete: „Heiliger, gnädiger Gott, nimm ihre Seele auf in Dein Reich! Geh' nicht mit ihr in's Gericht; sondern laß sie droben über Großes treu sein, wie sie hier im Geringen treu gewesen ist, um Jesu Christi willen. Amen."

Philipp aber betete nicht mit; keine Thräne netzte sein Auge mehr; eine Todtenfarbe deckte sein Angesicht und lautlos stürzte er auf das Todtenbett der Gräfin nieder.

# V.

# Der Austritt aus dem Vaterhause.

Laß die Todten ihre Todten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes.

Luc. 9, v. 60.

Ueber ein Jahr war nach dem Tode der frommen Frau Gräfin verflossen, als eines Morgens zu Anfange des Monats Mai 1650 der Pächter Peter Martin Wolfert vor der Wohnung des Rathes Spener in Rappoltsweiler von seinem treuen Peter stieg und von der Fau Räthin noch an der Thüre freundlich empfangen wurde. „Gott zum Gruß!“ sprach er; „aber vor allen Dingen sagt: wie geht's mit Philipp?“

„Er ist wohl,“ entgegnete die Mutter, „und wird sich herzlich freuen, daß Ihr uns wieder einmal besuchet.“

„Und wie steht's?“ fuhr Wolfert fort. „Will der Bursche immer noch sterben?“

„Gott sei Dank!“ antwortete die Frau Räthin, „die Todesgedanken sind endlich von ihm gewichen; aber ich betrachte ihn zuweilen mit Wehmuth. Er war in seiner Kindheit schon mehr ernst, als heiter; aber seit dem Tode unserer seligen Frau Gräfin ist er noch viel ernster, ich möchte sagen, finsterer geworden. Ihr wisset, Herr Gevatter, daß wir damals um sein Leben ernstlich besorgt waren, weil er sich zu sterben sehnte, um durchaus wieder bei seiner Frau Pathe zu sein. Ach, ich habe es Niemandem gesagt, wie das mein Herz angriff. Ich meinte, Philipp habe keine Liebe mehr zu seiner Mutter, weil ich nicht im Stande war, ihm die selige Frau Gräfin zu ersetzen. Indeß ist er jetzt ruhiger geworden,

und ich danke Gott herzlich, daß diese schwere Prüfung über uns gnädig vorübergegangen ist. Doch tretet ein, lieber Wolfert; Ihr findet mich mit Dorotheen ganz allein; mein Mann ist bereits an seine Arbeit gegangen."

Noch in der Hausflur trat ihm Dorothea entgegen und begrüßte ihn freundlich mit der Hand. „Guten Morgen, Jungfer Pathe und Jungfer Braut!" rief er ihr zu. „Nun, werde nur nicht roth! Alle Welt weiß, daß Du es dem ehrwürdigen Herrn Hofprediger angethan, und, mit aller Ehre von ihm gesprochen, — aber ich glaube, Euer Philipp hat dabei seinen redlichen Antheil, und hat wohl manchen guten Morgen mit hingenommen und mit zurückgebracht."

„Nun, sagt einmal," fuhr Wolfert fort, als die Drei im Zimmer Platz genommen hatten, „was habt Ihr denn mit Eurem Philipp eigentlich vor? Daß er ein Pfarrer werden soll, weiß ich und wünsch' ich; denn wenn der nicht dazu geboren ist, will ich's nicht mehr glauben, daß der liebe Gott seine Gaben auch ohne unser Gebet austheilt. Der Junge muß fort, er muß anderswo noch sehen, was er noch zu lernen hat."

„Wir haben auch schon daran gedacht," entgegnete die Frau Räthin; — „indeß wissen wir noch nicht recht wohin? Philipp scheint sich gar zu sehr in seinen jetzigen Verhältnissen zu gefallen, und der Herr Hofprediger scheint ihn auch ungern entlassen zu wollen. Mein Mann kann sich nicht genug wundern, was der Junge für Fortschritte macht; im Griechischen, sagte mein Mann, wäre er schon längst von ihm übertroffen worden, was gerade nicht viel sagen wolle, aber selbst im Lateinischen stehe er schon über ihn. Davon verstehe ich freilich nichts, aber es ist eine wahre Herzensfreude, wie Philipp über andere Dinge mit uns redet, die wir auch etwas verstehen. Wenn es nicht wie mütterliche Eitelkeit aussähe, möchte ich von ihm sagen, er weiß fast Alles, was sich jemals auf der

Erde ereignet hat, und kennt jedes Land und jede Stadt, wo sie auch liegen mag."

„Ja," setzte Dorothea hinzu, „auch ganz schöne Verse macht er, recht fromme, erbauliche Verse. Und das gar nicht so, wie die anderen Poeten unserer Zeit, die auf jeder Zeile einen heidnischen Gott oder Göttin mit anbringen. Philipp thut's nur, wenn es den alten Göttern eben nicht zur Ehre gereicht. Doch Eins gefällt mir nicht dabei, er redet fast überall darin vom Tode, und schildert das Leben im Himmel so hübsch, daß man sich fast schämen möchte, noch auf Erden zu leben."

„Ei, Potz Velten, Jungfer Braut!" fiel Wolfert ein; „laß das Deinen Herrn Bräutigam nicht hören. Ich fürchte mich auch nicht vor dem Tode, wenn Gott mir ein gnädiges Stündlein bescheeren will, aber soll ich's Euch ehrlich sagen, so ist mir das Leben jetzt noch lieber, als der Tod; besonders da auch mein alter Peter noch lebt. Alles zu seiner Zeit, wenn nur Alles mit Gott vor sich geht, das ist meine Maxime. Die unzeitigen Todesgedanken will ich dem gelehrten Herrn Philipp schon noch vertreiben. Doch wir sind vom Texte abgekommen, wie unsere Herren Prediger jetziger Zeit."

„Verzeiht!" fiel Dorothea schnell ein. „Da geht nur in die Predigt des Herrn Hofpredigers, da werdet Ihr hören, daß dies nicht bei allen der Fall ist. Ich wüßte nicht, wer den Text so schön und erbaulich auslegte, wie er; nur, wenn ich in Arnd's wahrem Christenthum lese, finde ich einen ihm verwandten Mann. Ihr dürft nicht glauben, lieber Herr Pathe, daß ich das nur sage, weil der ehrwürdige Herr Hofprediger mein vielgeliebter Herr Bräutigam ist, ich habe solches schon gewußt, ehe ich ahnen konnte, daß mir eine solche Ehre beschieden war."

„Wie die Jungfer den Advocaten zu machen versteht!" antwortete der Pächter und klopfte sie dabei freundlich auf

die Wange. „Zu Deiner Beruhigung muß ich Dir sagen, daß ich Deinen Herrn Bräutigam ganz im Stillen schon davon ausgenommen hatte. Doch wir wollten von Philipp reden. Wo gedenkt Ihr ihn hinzuthun? Wie wär's, Frau Gevatter, wenn Ihr Euch Eures ehrwürdigen Vaters erinnertet, des Herrn Jacob Salzmann in Colmar? Dort wäre Philipp gut aufgehoben, und auf der dasigen lateinischen Schule könnte er noch mancherlei lernen, besonders wenn sich der Rector, Herr Joachim Klein, seiner väterlich annehmen wollte. Herr Klein ist ohnedies mein alter Freund und Schulkamerad. Wenn Ihr wollt, reite ich gleich heute noch hin, und mache die Sache ab."

„Wir haben allerdings auch schon daran gedacht!" entgegnete die Frau Räthin. „Colmar ist nicht weit von hier; wir könnten uns zuweilen wiedersehen, und in der Zeit der Noth schnell einander beistehen. Zudem hat mir mein guter Vater längst schon den Antrag gemacht, daß er unsern Philipp zu sich nehmen will. Indeß kann ich ohne meinen Mann, und auch wohl ohne Philipp's Zugeständniß, darüber nichts Sicheres bestimmen."

„Dort kommt Philipp!" fiel Dorothee schnell ein, indem sie einen Blick durch das Fenster warf. „Lieber Herr Pathe, versteckt Euch. Mein Bruder soll erst rathen, wer da ist."

Und noch ehe Wolfert geantwortet, ob dies ihm genehm sei oder nicht, hatte ihn Dorothee am Arme ergriffen und ihn in das anstoßende Cabinet mehr gezogen, als geführt.

Philipp trat ein. Welche Veränderung hatte ein einziges Jahr an dem Knaben hervorgebracht? Der angehende Jüngling zeigte sich in seinem ganzen Wesen. Der mehr weichliche Ernst, der früher in seinen Mienen lag, hatte sich in eine fast männliche Festigkeit verwandelt; nur den Augen

war jene freundliche Milde geblieben, durch welche er jederzeit unwiderstehlich die Herzen an sich zog.

„Du kommst etwas später, als gewöhnlich, lieber Sohn!“ rief ihm die Mutter entgegen. „Außer uns hat noch Jemand anders auf Dich gewartet.“

„Ich habe auch heute eine ungewöhnliche Arbeit noch gemacht!“ antwortete Philipp, ohne die geringste Neugierde nach dem angemeldeten Jemand zu verrathen. „Weil Ihr Beide, liebe Mutter und liebe Schwester, am letzten Sonntage abgehalten waret, die Predigt meines theuern Lehrers anzuhören, so habe ich die kurze Skizze, die ich gewöhnlich gleich in der Kirche aufnehme, so treulich, als mir es möglich war, für Euch weiter ausgearbeitet. Hier habt Ihr sie; ich halte diese Predigt für die allertrefflichste, welche ich jemals von dem Herrn Hofprediger gehört habe. Wenn es Euch recht ist, so lese ich sie Euch vor, und jetzt gleich; ich verlange selber eifrig darnach.“

„Du vergißt, lieber Bruder,“ sagte Dorothee, „daß ein gewisser Jemand bei uns ist, den Du doch wohl erst begrüßen mußt. Rathe, wer es ist?“

„Wer ist es?“ fragte Philipp. „Ihr wißt, ich rathe sehr schlecht. Beschreibt mir den Fremden ein wenig.“

„Es ist ein alter Freund unseres Hauses!“ sagte die Mutter.

„Ein alter Eigensinn,“ setzte die Tochter hinzu, „der's immer besser meint, als er's sagt.“

„Ein Mann,“ fuhr die Mutter fort, „der gewisse Thiere zuweilen lieber hat, als gewisse Menschen.“

„Und ein Mann,“ fiel Dorothee ein, „der zu mir auf die Heirath gekommen ist, den ich aber nicht mag, weil er zu alt und für mich zu gut ist.“

„Ein Mann,“ setzte abermals die Mutter hinzu, „der

nicht mehr in unser Haus kommen wollte, wenn Du ein Pfarrer würdest."

„Ja," bestätigte die Tochter: „ein Mann, der sich schämen sollte, daß er, wenn er auf seinem alten Peter einherreitet, den Jungfern die Köpfe verdreht, daß sie in ihren Herzen sprechen: 's ist doch ein stattlicher Mann, der alte Wolfert, trotz der grauen Haare und einiger Falten, die sich nach und nach einfinden. Wenn er nur nicht so eitel auf sich und seinen Peter wäre!"

„Du sollst mich nicht mehr verstecken!" rief Wolfert aus und trat aus dem Kabinet in's Zimmer. „Die Weiber sind doch nirgends eifriger, als wenn es gilt, über den Nächsten herzuziehen. Grüß Dich Gott, mein lieber Philipp! Wie Du groß gewachsen bist! Potz Velten, hättest Du die Warze nicht auf dem Kinne da, ich würde Dich kaum wieder erkennen. Doch vor allen Dingen, jetzt liesest Du uns die Predigt vor; Deine Schwester nimmt's sonst übel, wenn wir ihren Herrn Bräutigam über etwas Anderes vergessen."

„Nun gerade nicht!" entgegnete Dorothee, und nahm hastig Philipps Manuscript an sich; ohne Zweifel erfreut, daß sie auf solche Weise die Predigt, nach der ihr Herz gelüstete, an sich bringen konnte. „Hat Philipp Etwas gelernt, so muß er die Predigt aus dem Kopfe oder vielmehr aus dem Herzen halten können. Was meinst Du, Bruder?"

„Zur Noth könnte ich's thun," sagte dieser, „obgleich nur kurz und mangelhaft. Wenn Ihr damit zufrieden sein wollt?"

„Freilich, lieber Junge," antwortete der Pächter, und klopfte ihn auf die Schulter.

Und nachdem die Drei Platz genommen hatten, begann Philipp also:

„Epheser 3, V. 17 steht: Christus wohne durch den Glauben in euern Herzen. Anders kann Christus nicht erfaßt wer-

den, denn durch den Glauben, weil er, als das Ebenbild Gottes, über alle menschliche Begriffe erhaben ist. Der ganze innere Mensch muß durch ihn geheiligt und geadelt werden. Denn er ist allein nur das Licht unseres Geistes, die Wärme unseres Herzens, er allein ist der Grundstein, auf welchem unser ganzes zeitliches und ewiges Glück aufgebaut werden kann. Alles Heilige, alles Edle, alles Erhabene in uns, Alles, was unsern Blick von der Erde über Grab und Vergänglichkeit hinweg zum Himmel hebt, muß und kann nur durch Ihn Anfang und Ende gewinnen. Seele und Geist, Gemüth und Sinn, der ganze innere Mensch muß von Christo so durchdrungen sein, daß alles innere Leben nur durch ihn beginnt, gestärkt und erhalten wird, so daß wir dann in Wahrheit mit dem Apostel sagen können: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Nur ein solcher inniger, heiliger Glaube, der mehr Liebe als Glaube ist, weil aller Glaube nur eine ewige Sehnsucht nach dem Unsichtbaren ist, — nur ein solcher Glaube erzeugt die rechten, gottwohlgefälligen Werke, weil er allein den Stolz der menschlichen Weisheit brechen und das verzagte Herz wieder aufrichten kann, weil er allein die Lust dieser Welt besiegt. Darum hat auch der Gottlose keine Werke, weil er keinen Glauben hat, und er kann nicht in das Himmelreich kommen. Gottlos ist aber nicht Der allein, der den Geboten Gottes zuwider handelt und seinen Bruder nicht liebt, sondern auch Der, welcher etwas Gutes thut, um seiner eignen Ehre willen, um seiner eigenen Freude und seines eigenen Gewinnes willen. Gottlos ist auch Der, der seine eigne Weisheit höher achtet, denn Gottes Wort, in Christo uns geoffenbaret; denn nur die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, und die Liebe zu Gott in Christo ist der Weisheit Vollendung. Gottlos sind Alle, die los von Gott, nicht getragen von

Gott, nicht regiert von Gott mit gänzlicher Demuth und Selbstverleugnung nicht das Kreuz Christi auf sich nehmen, und ihm nachfolgen. Fromm aber ist nur Der, der durch Christum erst zum wahren Leben in Gott und für Gott wieder geboren ist; und wie wir auch diesen innern Menschen nennen mögen, ein Gott geheiligtes Herz, einen gottesfürchtigen Sinn, ein liebendes, geduldiges Gemüth, oder einen neuen gewissen Geist — es ist das Alles nur die Frucht des wahren Glaubens, oder vielmehr der wahre Glaube selbst. Darum hat auch der Fromme nur wahren Glauben, und jeder wahre Fromme ist auch ein gläubiger Christ. Und deshalb sagt auch Christus, unser Herr: Wer da glaubet, der soll selig werden, aber nicht um seiner Werke willen, die sind doch alle nur Stückwerk, sie sind kaum der Anfang, wo sie die Vollendung sein sollten, sie sind nur der Schatten, wo Christus das Licht ist, sondern er wird selig werden um dieses seines Glaubens willen, der solche, wenn auch nur unvollkommene Werke hervorgebracht hat. Und weil wir schon unser täglich Brot, das wir im Schweiße unseres Angesichtes verdienen, nur der Gnade Gottes verdanken, so verdanken wir das Allerhöchste, die Seligkeit, ebenfalls nur der Gnade Gottes in Christo Jesu, unserem Herrn. Und das will Paulus sagen, wenn er spricht: Christus wohne durch den Glauben in unserem Herzen."

Als Philipp hier schloß, und die kleine Versammlung noch in der tiefsten, andächtigsten Stille verharrte, öffnete sich die Thüre und der Hofprediger Stoll trat ein. „Philipp!" rief er aus, und drückte ihn an sein Herz, „Du hältst ja über meine Predigt eine andere! Was soll aus dem Lehrer werden, wenn der Schüler sich über ihn erhebt?"

„Das kann Euer Ernst nicht sein, ehrwürdiger Herr!" antwortete Philipp. „Ich habe nur mit kurzen und schwa-

chen Worten wiedergegeben, was ich von Euch gelernt habe. Und daß dies noch sehr wenig ist, fühle ich jetzt mehr, als sonst."

„Laßt das zu einer andern Zeit!" fiel Wolfert ein. „Was meint Ihr, ehrwürdiger Herr, Philipp soll nach Colmar kommen."

Der Hofprediger antwortete: „So ungern ich ihn von mir scheiden sehe, so wächst er mir doch so gewaltig herauf, daß ich ihn allein nicht mehr bemeistern kann. Der Rector, Herr Joachim Klein, der seinem Namen nicht entspricht, ist just der rechte Mann für ihn, der wird ihn in litteris weit genug bringen. Ich habe bereits mit dem Herrn Rath darüber gesprochen, und er willigt ganz darein, daß sein Sohn die lateinische Schule in Colmar besuche. Was sagst Du selbst dazu, lieber Philipp?"

„Ich werde," entgegnete dieser, „jederzeit dem Willen meiner lieben Aeltern gehorsam sein, besonders da auch Ihr, ehrwürdiger Herr, damit übereinstimmt."

„Und ich auch, ich auch!" fiel Wolfert ein. „Wenn Du auch nichts darauf giebst, lieber Junge, so gebe ich doch selber viel darauf. Holla, führt mir meinen Peter vor; wir wollen Beide stracks nach Colmar. Der alte Syndicus Salzmann soll sein großväterliches Haus und Herz aufschließen, daß der ehrenwerthe Enkel gleich hineinwandern kann. Ich muß auch Etwas bei der Sache thun, damit sie wohl gerathe."

Und schnell griff er nach Hut und Reitpeitsche, drückte Allen etwas pächterartig die Hand und ritt dann zu Jedermanns Erstaunen in einem ungewöhnlichen Trabe von dannen.

„Der Peter ist doch ein kluges Thier!" sagte Dorothee.

Während so der ehrliche Pächter, gewissermaßen ohne Auftrag, sich nach Colmar begab, geschah es doch ganz im Einverständnisse der Spener'schen Familie. Da gab es denn nun gewaltig viel im Hause zu thun; während die Mutter und die Tochter für Philipp die nöthige Wäsche besorgten, sandte der Vater einige Briefe in die Hauptstadt, die trotz Wolferts vorläufiger Einleitung, dem lieben Sohne eine möglichst freundliche Aufnahme sichern sollten. Zunächst an seinen Schwiegervater, Herrn Johann Jacob Salzmann, damals Syndicus der heil. römischen Reichsstadt Colmar, der früher in Rappoltsweiler gewohnt, und gräflich Rappoltsteiner Rath und Stadtvoigt gewesen. Die Salzmann'sche Familie galt seit langer Zeit schon als ächt christlich und fromm; und da Speners Vater selbst auch dieses verdienten Rufes sich erfreute und Jungfer Agathe Salzmann (unseres Philipps Mutter) ihr wahrhaft frommes Herz als den köstlichsten Hausschatz ihrem Eheherrn zubrachte, war es eigentlich nicht zu verwundern, daß Philipp so frühzeitig auf dem Wege des Heils wanderte, und es wird dadurch nur bestätigt, daß für die Kinder wenig Erfreuliches zu erwarten steht, wenn nicht eine fromme Mutter sie erzieht; wie überhaupt eine tugendhafte, gottesfürchtige Hausfrau allein den Segen des Herrn in's Haus bringen und erhalten kann.

Ohne seine Mutter Hanna wäre Samuel schwerlich geworden, was er war, und Aurelius Augustinus, den seine fromme Mutter Monika, als sie ihn noch unter ihrem Herzen trug, schon dem Dienste des Herrn weihte, wäre vielleicht all' sein Lebenlang nur ein heidnischer Philosoph geblieben, wenn nicht ihre nie rastende Sorge und Bitte, bald ermahnend, bald warnend den etwas leichtfertigen Sohn endlich zu Christo geführet hätte. Ja, kann man in gewisser Deutung dies nicht von Maria selber sagen? Denn daß Jesus diese Vor-

züge seiner frommen Mutter anerkannt, wird doch wohl dadurch bewiesen, daß er noch am Kreuze in kindlicher Dankbarkeit für sie besorgt war.

Eine fromme Mutter ist vielleicht der gute Engel, den jedes Kind auf Erden hat, schon deshalb, weil Niemand, außer einem Weibe, die Macht der Mutterliebe fühlen und begreifen kann, und auch das Kind in der Regel die Mutter mehr liebt und den Vater mehr fürchtet; Letzteres in allen Ehren gesprochen. Darum sagt auch Salomo mit Recht: „Wem ein tugendsames Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen.“ Und wenn er weiter von ihr sagt: „Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt,“ so ist dies eben auch wohl auf die geistige Nahrung zu deuten, die sie aus der Tiefe ihres religiösen Gemüthes dem Kinde mittheilt. „Ihre Söhne,“ sagt jener königliche Dichter weiter, „kommen auf und preisen sie selig. Denn lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.“

Wie sehr auch unser Philipp seine fromme Mutter zu loben und zu ehren wußte, hat sein späteres Leben genugsam gezeigt.

Auch an Herrn M. Joachim Klein, Prediger und Gymnasiarch zu Colmar, einen allgemein geachteten wackern Mann, unter dessen Führung Philipp „latina, graeca, philosophica, declamationes und disputationes fleißig exercirte,“ schrieb der besorgte Vater und konnte mit Recht hoffen, daß dieser Mann auf dem guten Grunde, den der Hofprediger Stoll gelegt, einen weitern guten Bau aufführen werde.

So geschah es, daß an einem Morgen noch im Monat Mai des genannten Jahres der Wagen, in welchem Philipp nach Colmar reisen sollte und den Wolfert selber führte, vor

der Hausthüre stand. Es war Alles zur Abfahrt bereit, nur Philipp fehlte noch. Als nun die Mutter in sein Zimmer eilte, erschrack sie gewaltig; denn im Kamine brannte ein helles, großes Feuer, welches Philipp eifrig unterhielt, indem er ein Papier nach dem andern hinein warf.

„Was thust Du da, lieber Sohn?“ fragte sie ängstlich.

„Liebe Mutter,“ antwortete er, „ich verberge meine Schaamröthe in der Gluth des Feuers.“

„Ich verstehe Dich nicht, Philipp!“ sagte die Räthin weiter, „sind denn das Briefe, die Du den Flammen übergiebst?“

„Nein!“ entgegnete er, „wäre das von fremder Hand geschrieben und an mich gekommen, ich würde es wohl bewahren. Aber so ist es eignes Geschreibsel, das am Besten den Feuertod stirbt. Es sind meine sogenannten Poëmata, liebe Mutter, die Niemandem nützen können, am wenigsten mir selber, so daß ich mich ihrer schäme. Auch soll mich dieser Untergang meiner Verse ein wenig zügeln, daß ich ihrer nicht gar so viele mehr mache.“

„Du thust Unrecht, mein Sohn!“ sprach die Mutter. „Hat Dir der liebe Gott die Gabe der Dichtkunst verliehen, so solltest Du sie wohl fein pflegen, und Dich dessen freuen, wie ich selber.“

„Es ist eine eigene Sache mit der Poesie, meine gute Mutter!“ fuhr Philipp fort, indem er eben ein neues Heft in die Flammen warf. „Zum Dichter gehört auch ein rechtes Verständniß. Will ich vom lieben Gott und seinen heiligen Werken dichten, so muß ich ihn erst recht kennen lernen; mein Herz muß ihn ganz und gar fassen und verstehen, sonst wird's eitel Poeterei ohne Nutz und Frommen. Erst diesen Morgen

habe ich das schöne Lied meines theuern Lehrers, Herrn Sigismund Vorberg:

Ist meine Wallfahrt nun vollbracht
In dieses Lebens Wegen.

und dann das überaus treffliche Lied:

Ich, Erde, was erkühn' ich mich?

zu wiederholten Malen gelesen und gefunden, daß alle meine Poëmata nicht so viel werth sind, als ein einziges so schönes Lied. Habe ich nur erst Christum tiefer in mich aufgenommen, so will ich auch wieder singen und preisen."

„Aber Du solltest doch nicht gar so grausam gegen Dich sein!" sagte die Mutter weiter. „Etwas Gutes ist doch ohne Zweifel mit dabei."

„O nein, liebe Mutter!" antwortete er. „Zudem habe ich gefunden, daß ich mir zuweilen etwas darauf einbildete, daß ich Verse machen könne. Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, und wenn ich diesen Aschenhaufen ansehe, ist mir's eben eine rechte Lehre, daß ich etwas Besseres thun soll, als Verse machen. Erst will ich noch etwas Tüchtiges lernen, ehe ich Andere lehren will. So! Nun ist auch das letzte Papier verbrannt, und ich gehe nun leichten Herzens von dannen. Bist Du mir böse, liebe Mutter?"

„Ich sollte es sein!" entgegnete sie. „Indeß, wenn Du mir von Colmar aus ein recht schönes Lied schicken willst, will ich Dir diese vulkanischen Opfer wohl verzeihen."

Und eine herzliche Umarmung gab und nahm das Versprechen; und bald darauf wurden noch viele Thränen geweint, als Philipp in den Wagen stieg, der so schnell dahinfuhr, als der alte Peter nur vermochte.

Philipp aber ward im colmar'schen Gymnasium vom Herrn M. Klein in den „ordinem publicum recipirt," und fand, wie Wolfert gesagt hatte, Haus und Herz seines Großvaters für sich geöffnet.*)

*) Wen es verlangt, die weiteren Lebensschicksale Speners bis zu seiner Versetzung nach Dresden, kennen zu lernen, der findet dieselber erzählt in dem von dem Verfasser besonders bearbeiteten „Leben des Dr. Philipp Jacob Spener" in der bei Velhagen u. Klasing in Bielefeld erscheinenden „Sonntags-Bibliothek", erster Band, 4. u. 5. Heft.

Der Verfasser.

# Der Wechselherr von St. Gallen.

Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder, was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?

Matth. 16, 26.

An den reizenden Ufern des lieblichen Genfersee's liegt, dem Gebiete von Genf sehr nahe, aber noch im schönen Waadtlande, das kleine Städtchen Coppet, das vom See aus gesehen, mit seiner einzigen lang gezogenen Straße und dem prachtvollen Schlosse, mit seinen Thürmen und Zinnen und mit den hohen Baumgruppen so einladend herüberwinkt, daß man sich nicht enthalten kann, aus dem Boote zu steigen und dort die Herrlichkeiten von Gottes und der Menschen Hand zu betrachten. Die großen, prachtvollen Räume in dem Schlosse überraschen den Fremdling und wirken demüthigend auf ihn ein, bringen ihn aber durch den Gedanken, daß der Mensch in Palästen oft nicht so glücklich ist, als in dem bescheidenen, stillen Zimmer einer niedern Hütte, wieder zur Freude und zum Frieden.

Mächtige, große und reiche Bewohner hat dieses Schloß gehabt, das mit seinen Grundmauern wohl schon länger als acht Jahrhunderte in den Spiegel des See's hineinleuchtet; Menschen von den verschiedenartigsten Gesinnungen und Schicksalen sind in der Chronik von Coppet verzeichnet.

Hier lebte drei Jahre lang jener Peter Bayle, ein ungläubiger Mann, dem das Heiligste zum Spotte diente und der völlig zufrieden war, wenn er es in irgend einer Sache des Glaubens und des sittlichen Lebens nur bis zum Zweifel gebracht hatte; denn er befand sich glücklich in Zweifeln.

Obgleich dieser zwar geistvolle, aber lästerlich spottende Mann aus der reformirten Kirche in die katholische, und aus dieser wieder nach ein und einhalb Jahren in die reformirte Kirche zurück flüchtete, hat er es doch in seinem ganzen Leben zu keinem christlichen Bekenntniß, wie überhaupt zu keiner wirklichen Ueberzeugung, ja nicht einmal zu einer wirklich ausdauernden Gesinnung gebracht. Seine gelehrten Untersuchungen ergingen sich vorzugsweise am Schlechten, und überall nur zufrieden mit dem Zweifel, starb er im Zweifel zu Rotterdam im Jahre 1706, 59 Jahre alt. Die Gottlosen haben keinen Frieden.

Hier in Coppet verlebte der französische Minister Necker, den der König haßte, weil er ein Protestant war, und die Königin, weil er die Ausgaben des Hofes zu vermindern suchte, und alle Hofleute, weil er so viel auf einen unbescholtenen Lebenswandel gab, und nicht allein in seinen Worten, sondern auch in seinen Gedanken und Werken wahrhaft gottesfürchtig war, hier in Coppet, seinem Eigenthum, verlebte dieser brave Mann seine letzten Lebensjahre mit seiner Gattin Susanne Curchod, der Tochter eines Schweizer Predigers und glücklich im Besitze seiner Tochter, der berühmten Frau Baronin von Staël-Holstein, einer der gelehrtesten und geistreichsten Frauen.

Zu den Besitzern und Bewohnern dieses Schlosses aber, deren Schicksale am Lehrreichsten und Ergreifendsten sind, gehört ein reicher Kaufmann von St. Gallen, Namens Höger, gewöhnlich „der reiche Wechselherr von St. Gallen“ genannt, der ein Vermögen von zwanzig Millionen Schweizer Franken gehabt haben soll. Seine Geschichte ist wahrhaft rührend und erschütternd.

Im Jahre 1715 kaufte dieser reiche Mann diesen herrlichen Landsitz, gewiß in der süßen Hoffnung, hier, durch seinen Reichthum begünstigt, das glücklichste Leben zu führen,

das die Erde nur bieten kann, und soweit sich dasselbe mit Geld und Gut erkaufen läßt. Aber zu einem glücklichen Leben gehört auch eine stille Zurückgezogenheit, wobei man genau nur mit so viel Menschen vertraulichen Umgang hat, als zur Geselligkeit nöthig sind. Denn je größer der Kreis der Menschen ist, innerhalb welchen wir verkehren, desto größer wird die Zahl der eigennützigen, selbstsüchtigen, falschen und heuchlerischen Freunde. Die laute, große Welt läßt nun einmal kein wahres Glück aufkommen. Aber dazu konnte es der reiche Högger nicht bringen; sein unermeßlicher Reichthum war in halb Europa bekannt, und da fehlte es denn nicht an Hohen und Niedrigen, welche seine Freundschaft suchten, und das natürlich weniger seiner Person, als vielmehr seines Geldes wegen.

Zu diesen vornehmen Freunden gehörte auch der König von Frankreich, der ihn freilich nur als seinen Seckelmeister betrachtete, und sich herabließ, eine Million nach der andern von ihm zu borgen. Und als Herr Högger endlich kein baares Geld mehr zu verborgen hatte, benutzte er seinen Credit und borgte große Summen von Andern, um damit seinem fürstlichen Schuldner, dem mächtigen Könige, auszuhelfen, der immer mehr Geld brauchte, als das Land aufbringen konnte.

Jeder Andere würde klüger gehandelt und wohl einen Theil, aber nicht sein ganzes Vermögen verborgt, noch viel weniger aber selbst Schulden gemacht haben, um die Schulden eines verschwenderischen Fürsten zu decken, dem es gleichgültig war, ob die Sättigung seiner Lust Hunderte oder Millionen kostete. Aber der reiche Wechselherr gefiel sich in dem Gedanken, daß der mächtige König von Frankreich sein Schuldner sei, und diese Eitelkeit brachte ihn um Glück und Leben.

Die Zurückzahlung seiner Gelder war ihm wohl sicher versprochen worden, aber es kam nicht dazu. So oft er sich

brieflich an seinen königlichen Schuldner wandte, empfing er allezeit die gnädigsten Antworten und Versprechungen, aber auch weiter nichts. Da war es denn natürlich, daß die Andern, von welchen Högger Gelder geliehen hatte, endlich mißtrauisch und furchtsam wurden und ihr Geld verlangten. Högger schrieb nun flehentliche Briefe nach Paris, aber zuletzt bekam er gar keine Antwort mehr; er wendete sich an seine zahlreichen Freunde und bat um Vorschuß; aber die Freundschaft der Welt und des Geldes ist das unsicherste Bündniß. So wie die Geldleute sich untereinander „gut“ nennen, so lange sie Geld haben, so sind sie auch nur unter sich „Freunde,“ so lange Keiner dem Andern einen Wechsel unbezahlt läßt. Und als nun diese lieben Freunde immer dringender wurden und mit ihrer Schuldforderung sich an das Gericht zu wenden drohten, blieb dem armen Manne, welchem der König von Frankreich zwanzig Millionen schuldig war, nichts übrig, als Haus und Hof seinen Gläubigern zu überlassen, und aus seinem Besitzthume mit dem Bettelstabe in der Hand zu gehen.

Solches große Unglück wird allerdings zum innigsten Mitleide auffordern; aber abgesehen davon, daß Högger nur durch sein leichtsinniges Gebahren sich selber in sein Unglück gebracht und daß er nur um seines eitlen und hoffärtigen Herzens willen, das sich darin gefiel, der Gläubiger eines mächtigen Königs zu sein, die wohlverdiente Züchtigung erlitt, war's noch eine andere, schlimmere Seite seines Herzens, die ihn in diese äußerste Noth geführt hatte, — die Habsucht.

Der reiche Wechselherr, der zwanzig Millionen besaß, hatte doch gewiß irdischen Gutes genug, um zufrieden zu sein; aber die Habsucht der Menschen hat einmal keine Grenzen, so daß, wenn es Jemandem gelänge, sich die ganze Erde zum Eigenthume zu erwerben, er gewiß dann auch den Him-

mel mit seinen Sternen noch dazu haben wollte. So auch Herr Högger; er hatte Viel, aber er wollte noch mehr haben, und da war ihm denn ein königlicher Schuldner der liebste; der konnte und wollte die höchsten Interessen zahlen, ja es war sogar möglich, daß der König aus übergroßer Dankbarkeit und Gnade für eine Million später zwei zurückgab und Ehrentitel und Orden obendrein. Aber Ludwig der Funfzehnte, so hieß der damalige König von Frankreich, war einer der unwürdigsten Herrscher, der seine Sünden und Gräuelthaten noch mit dem Mantel der Religion bedeckte und die hauptsächlichste Ursache der französischen Revolution ward. Högger wollte durch diesen Fürsten zu der höchsten Stufe von Macht und Reichthum hinaufsteigen, und er kam gerade durch ihn an den Bettelstab. So unglücklich er also war, so sehr schmälert seine eigene Schuld das Mitleid mit ihm, obgleich der Unglückliche immer, auch wenn er selbst verschuldet in Noth und Elend kommt, auf das Mitleid seiner Mitmenschen billigen Anspruch machen darf. Wir tragen ja Alle, ein Jeder seine besondere Schuld.

Was that nun Högger? Er bettelte sich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, bis er nach Versailles, fünf Stunden von Paris gelegen, kam, dem prachtvollsten Schlosse, wo damals die Könige von Frankreich Hof hielten. Hier sah er den stolzen, prächtigen Bau, an welchem immer verschönert und namenlose Summen verschwendet wurden; auch mit seinem Gelde war daran gebaut worden, und doch stand er als Bettler vor dem Palaste. Er war täglicher Augenzeuge, wie um einer vorübergehenden Lust willen Tausende und aber Tausende weggeworfen wurden, wie der Ueberfluß an Speisen und Getränken und an allen Gelüsten die zahllose Menge von Hofleuten zu kleinen Fürsten machte, die eben so gesetzlos, so herz- und gewissenlos in ihrem Kreise herrschten, wie der große Fürst über das ganze Land, — er

sah, daß er zu solchem greuelvollen Leben auch seine zwanzig Millionen hergegeben hatte, er sah, wie seine Schuldner in aller Ueppigkeit und Ueberflusse sich halb ertränkten, während er, der Gläubiger des Königs, dem sonst alle Welt schmeichelte, um dessen freundliches und gütiges Lächeln sich Hunderte bis in den Staub demüthigten, jetzt hungrig und durstig, mit schäbigen Kleidern, an der Thüre Dessen stand, der mit seinem Gelde herrlich und in Freuden lebte. Das ist der Fluch der Habsucht, des Geizes, der Hoffart und des sündlichen Vertrauens auf vergängliche Güter der Erde und auf Gunst und Gnade der Mächtigen!

Aber was wollte Högger in Versailles? Er wollte den König mahnen! Aber der arme Mann! So oft er in seinem ärmlichen Anzuge sich dem Palaste näherte, wurde er von der Leibwache zurückgetrieben. Wie er auch seinen Namen und die Ursache seines Kommens nennen und entdecken mochte, es half ihm Alles nichts; man glaubte ihm nicht, und verspottete ihn sogar, daß er, ein unbekannter Bettler, den mächtigen König von Frankreich seinen Schuldner nannte. Und die es wußten, thaten, als wüßten sie es nicht, weil es ihnen nicht eben angenehm war, den König an die Bezahlung seiner Schulden erinnern zu lassen.

Högger versuchte auf dem Wege des Rechtes und des Gerichtes vor den König zu kommen; aber theils fand er keinen Advocaten, der ihm dienen wollte, weil er ein Bettler war, theils auch fürchteten sie sich, eine Klagschrift gegen den König aufzusetzen, der nur ein Wort zu sprechen brauchte, um selbst den Unschuldigsten auf zeitlebens in die schauerlichsten Tiefen der Bastille zu verbannen. Auf diese Weise verzehrte Högger auch seinen letzten Pfennig und sank in das äußerste, grenzenloseste Elend herab. Denn er war in einem fremden Lande, der Landessprache nicht einmal vollkommen kundig, und von allen Freunden und Verwandten verlassen.

In dieser äußersten Noth lenkte Gott das Herz einer armen alten Frau, die selbst erst von der Wohlthätigkeit ihrer Mitmenschen lebte, die aber eben deshalb am Tiefsten fühlte, wie glücklich der Arme ist, der mitleidige Herzen findet. Diese Frau bot dem armen, fremden Manne ein Strohlager in ihrer Hütte an und theilte mit ihm das erbettelte Brot. Hier lebte also der Mann, der einst auf goldenen Tellern hätte speisen können, und den nicht die Diebe oder sonst ein Unglück, sondern nur seine Habsucht und sein leichtsinniges Vertrauen auf einen gewissenlosen König um seinen unermeßlichen Mammon gebracht hatten. Kann es eine furchtbarere und betrübendere Lehre von der Nichtigkeit aller Erdengüter geben?

Högger lebte in Versailles in der unmittelbaren Nähe seines Schuldners, der sich nicht um ihn bekümmerte, wohl nicht ohne Hoffnung, daß es ihm doch wohl noch einmal gelingen werde, bis zu dem Könige zu dringen, und wenigstens einen Theil seiner Habe wieder zu erhalten; aber ein Tag, eine Woche verging nach der andern, ohne auch nur den Schein einer bessern Zukunft zu bringen, und er wäre sicherlich in vollem Sinne des Wortes Hunger gestorben, hätte nicht seine menschenfreundliche Wirthin wie eine Tochter an ihrem Vater gehandelt.

Da traf es sich eines Tages, daß Högger auf einem einsamen Wege im Freien, wo er, von seinem bittern Geschicke fast zu Boden gedrückt, mit Gedanken der Verzweiflung kämpfte, einem Weibe begegnete, deren braungelbe Gesichtsfarbe und abenteuerliche Kleidung auf den ersten Blick in ihr eine Zigeunerin erkennen ließen. Högger wollte an ihr vorübergehen; sie aber hielt ihn an und sprach: „Seid barmherzig, und schenkt einer armen Frau einen Theil von Dem, was ihr habt.“

Högger blickte sie finster an; er vermeinte anfangs, das Weib wolle seiner Bettlerarmuth spotten; als er aber sah,

daß die Bitte wohl ernstlich gemeint sei, antwortete er bitter: „Gäbe ich Dir einen Theil von Dem, was ich habe, so würdest Du nur mit zwei Bettelstäben durch's Land ziehen."

„Ihr seid nicht so arm, als Ihr Euch macht!" fuhr das Weib fort. „Reichet mir Eure Hand! Wenn Euch daran liegt, Eure Zukunft zu wissen, so kann ich sie wohl Euch enthüllen."

„Ich weiß meine Zukunft selbst!" entgegnete Högger.

„Nicht doch, Ihr täuschet Euch!" sagte die Zigeunerin. „Zeiget mir Eure Hand."

Und ohne seine Antwort abzuwarten, ergriff sie seine Hand, die er ihr willenlos ließ. „Ihr seid zu Besserem geboren!" fuhr sie nach einer Pause und mit prüfendem Blicke auf die Linien seiner Hand fort. „Ihr habt es auch besser gehabt, als Ihr es jetzt habt. Ihr waret ein reicher Herr und seid durch Lug und Trug um das Eure gekommen. Ist dem nicht so?"

„Es ist so!" antwortete er finster, aber doch geneigter, den Worten einer Frau, welcher er, wie er meinte, völlig unbekannt war, Aufmerksamkeit zu schenken. „Woher weißt Du das?"

„Ich sehe es," berichtete sie, „aus den zwei Linien, die eben hier unter dem vierten Finger sich kreuzen. Aber ich sehe auch, daß Ihr nicht lange mehr in dieser Lage bleiben werdet. Ihr werdet bald wieder zu Reichthum und Ansehen kommen, und dann vergesset das arme Weib nicht, die Euch solches vorausgesagt hat."

Diese Worte durchzuckten Leib und Seele des unglücklichen Mannes. Denn wer wäre, den im Unglücke nicht ein Wort einer bessern Zukunft erfreute? Da nun dieser Trost noch dazu aus dem Munde einer Frau kam, welche, ohne ihn zu kennen, über seine Vergangenheit ihm die volle Wahrheit gesagt hatte, so glaubte er sich um so mehr berechtigt,

auch ihren Prophezeihungen über seine Zukunft vollen Glauben zu schenken. Sich und seine Armuth vergessend wollte er nach seiner Börse greifen, um die Prophetin zu belohnen, als er mit Schmerzen sich erinnerte, daß er auch nicht einen Heller bei sich trug.

Er dankte ihr deshalb freundlichst, und wollte sich eben von ihr trennen, als sie seine Hand wieder erfaßte und sagte: „Haltet an, laßt mich noch einmal Eure Hand sehen! Irre ich mich nicht, so steht noch Etwas darin für Euch geschrieben."

Und nachdem sie die Linien und Zeichen mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet hatte, fuhr sie fort: „Ihr erfreut Euch bei all' Eurer Armuth doch einer guten Gesundheit, nicht wahr?"

Högger bejahte es.

„Nun wohl!" fuhr das Weib fort. „So lange Ihr arm bleibet, werdet Ihr auch Euch leiblich wohl befinden und ein hohes Alter erreichen, aber mit der Rückkehr des Reichthums zieht Siechthum und Krankheit bei Euch ein. Ja noch mehr: In späterer Zeit wird Euch Gelegenheit gegeben werden, Alles wieder zu erhalten, was man Euch schuldig ist; aber wenn Ihr Solches annehmet, wird auch das Ende Eurer irdischen Laufbahn gekommen sein!"

Nach diesen Worten schritt das Weib eiligst von dannen, und ließ den armen Högger gepeinigt von den Qualen eines trostlosen Glückes allein. Als er endlich spät Abends in seine Hütte zurückkehrte und sich auf sein Strohlager niederwarf, war er nach langem Kampfe zu dem Entschlusse gekommen, lieber arm und dabei gesund zu bleiben und lange zu leben, als wieder reich zu werden und dann plötzlich zu sterben.

Es mußte nun allerdings dem abergläubischen Wechselherrn von St. Gallen befremdend erscheinen, daß wenige Tage darauf ein junger, wohlgekleideter Mann, der sich bald als einen Advocaten zu erkennen gab, in seine ärmliche Hütte

trat, um, wie er sagte, ein wichtiges Geschäft mit ihm zu verhandeln.

„Ich habe in Erfahrung gebracht," sprach der junge Mann, „daß Ihr Herr Högger von St. Gallen seid und kenne die Veranlassung, die Euch von Eurem Landsitze zu Coppet vertrieben und hierher nach Frankreich geführt hat. Ich weiß auch, daß Ihr bis jetzt vergeblich Euch Mühe gegeben habt, Euren königlichen Schuldner zu sprechen oder sonst Euer Anliegen vor ihn zu bringen. Ich komme deshalb Euch meine Dienste anzubieten, indem ich Euch zugleich das sichere Versprechen geben kann, daß es mir gelingen wird, Euch, wenn auch nicht Euer ganzes Vermögen, doch wenigstens einen großen Theil desselben zurückzubringen, oder auch, wenn Euch dies lieber sein sollte, Euch einen bedeutenden Jahresgehalt zu verschaffen. Könnt Ihr Vertrauen zu mir fassen?"

Högger zitterte vor Freude über diese goldene Zukunft, die sich vor ihm entfaltete. Die Aussicht, aus dem Elende zum Wohlstande zu gelangen, hat gewiß für einen Unglücklichen eine mächtige Anziehungskraft und läßt für den Augenblick allen überstandenen Jammer vergessen.

„Ob ich Vertrauen zu Euch fassen kann?" wiederholte er nun und faßte des jungen Mannes Hand. „Wie sollte ich nicht mein ganzes Vertrauen dem edlen Manne schenken, der sich eines Unglücklichen annimmt; der den Muth hat, einen mächtigen Fürsten an sein Versprechen zu erinnern! Gewiß, theurer Herr, jetzt fühle ich erst meine Bettlerarmuth, daß ich sogar nichts habe, Euch jetzt schon meinen Dank, meine Freude zu bezeigen. Aber ich will Euch fürstlich belohnen! Ihr reiset mit mir nach Coppet zurück; ich bin kinderlos, ich stehe allein auf der Welt, Ihr sollt mein Sohn, mein Erbe sein und in alle Welt will ich es bekannt machen lassen, daß Ihr den Unglücklichen vor der Verzweiflung gerettet habt."

„Das wäre des Dankes zu viel!" sagte der Advocat.

„Ich thue nichts für Euch, als wozu ich durch mein Amt berufen bin: der Unschuld das Wort zu reden, die Armuth, die Niedrigkeit, das eingeschüchterte Gemüth vor dem Gerichte zu vertreten und Gerechtigkeit zu fordern, selbst für den verachtetsten und niedrigsten Menschen, — das ist mein Amt, das ich zu verwalten geschworen habe. Aber sagt mir, Herr Högger, warum habt Ihr so lange gezaudert? Warum habt Ihr Euch nicht nach Jemandem umgesehen, der Eure Sache führe, wenn Ihr selbst es nicht wolltet?“

„Ach, ich habe Alles versucht,“ antwortete der Wechselherr; „aber ich fand keine Seele, die sich meiner annehmen wollte.“

„Nun ich an Eurer Statt,“ fuhr der junge Mann fort, „hätte die Sache doch mit mehr Muth und Eifer betrieben. Man hat gesehen, daß Ihr Euch einschüchtern laßt, und welcher gewissenlose Schuldner würde sich nicht auf so leichte Weise von seinem Gläubiger befreien?“

„Halt!“ rief Högger aus. „Nicht so laut, werther Herr! Denket, der Arm des Königs reicht weit; und Schaden nehmen an seinem Leib und Leben ist doch noch entsetzlicher als Hab' und Gut verlieren.“

Der Advocat schüttelte schmerzlich lächelnd das Haupt, zog dann ein Papier aus seiner Tasche, reichte dem königlichen Gläubiger eine Feder und sprach: „Das ist die Vollmacht, die Ihr mir auszustellen habt, ehe ich für Euch etwas unternehmen darf. Leset, und wenn es Euch recht ist, so unterschreibt Euren Namen.“

Högger nahm Papier und Feder, las flüchtig durch und wollte sich eben zum Schreiben anschicken, als ein plötzlicher Schreck durch seine Glieder fuhr; er wurde bleich wie der Tod, warf die Feder weit von sich und rief mit der Stimme der Angst und des Grauens: „Nein, nimmermehr! Ich will arm bleiben.“

„Was sagt Ihr?“ fragte der Advocat erschrocken. „Ihr

wollt nicht unterschreiben? Mein Herr, seid Ihr auch bei Sinnen?"

„O gewiß! antwortete Högger mit ängstlicher Hast. „So lange Der noch bei Sinnen ist, der nicht sein eigenes Todesurtheil unterschreiben will! Mein Herr, ich bitte Euch, mich zu verlassen! Euch hat kein guter Geist zu mir geführt, Ihr seid gekommen, mich zu verderben! Ja, ich weiß, Ihr seid das ausgesandte Werkzeug meines Todes."

„Es ist nicht möglich, daß Ihr bei Sinnen seid!" fuhr der Advocat ruhiger als vorher fort. „Entweder Eure plötzliche Armuth, oder, was ich innig beklagen würde, meine plötzliche, frohe Hoffnung, die ich Euch gebracht habe, hat Euch den Verstand genommen, oder auch, Ihr seid ein furchtsamer Mann, der nicht einmal den Muth hat, Gerechtigkeit für sich zu fordern. Ich komme, Euch zu retten, und Ihr nennt mich ein Werkzeug Eures Todes?"

„Ja, ja, und mit Recht!" setzte Högger hinzu. „Denn ich will arm bleiben, ich will mein Geld nicht wieder haben! Ich will noch nicht sterben! Hört Ihr, ich will noch lange, lange leben! Sehet mich an, bin ich nicht kräftig und gesund? Seht Ihr mir etwa an, daß mich das elende Leben krank und siech gemacht hat? Weichet von mir, wenn Ihr nicht wollt, daß ich die Kraft meines Armes an Euch beweisen soll."

Und dabei focht der Unglückliche mit beiden Armen in der Luft, um sich zu überzeugen, daß er wirklich noch kräftig und gesund sei. Der Advocat aber schwieg mit ernstem, traurigen Blicke; er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß Herr Högger in Wahrheit seinen Verstand verloren habe, und er verließ ihn still und stumm.

Und doch hatte Högger nicht sowohl den Verstand, als vielmehr den Glauben verloren, oder besser: er hatte niemals die rechte Kraft des christlichen Glaubens erkannt und

wurde somit ein Spott seines Schicksals. Wie groß, wie würdig des Namens eines Christen hätte sich der Unglückliche gezeigt, wenn die Weigerung, die Vollmacht zu unterschreiben, aus einem christlichen Sinne gekommen wäre. Denn wäre es bei ihm die Ueberzeugung gewesen, daß der Reichthum nicht glücklich mache, und daß gerade in der Armuth, wenn sie würdig ertragen wird, die wahre Zufriedenheit ihren Grund hat, oder hätte er in dem entsetzlichen Wechsel seiner Schicksale, darin, daß er von der höchsten Höhe des Reichthums in die tiefste Tiefe der Armuth herabgestürzt worden, die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung erkannt, das allmächtige Walten des allweisen Gottes, der reich und arm macht nach seinem Wohlgefallen, oder hätte er in Folge dieses Glaubens erkannt, daß er durch seine Habsucht, durch seinen Geiz, durch seine Hoffart, sich an Gott, seinem Herrn, versündigt und er nun die strafende Gnade Gottes erfahre, die seine Seele retten will, da es noch Zeit ist, — oder wäre es wenigstens jener Stolz der Armuth gewesen, der keine Wohlthaten annehmen will, und hier besonders der Stolz der Armuth dem mächtigen, gewissenlosen Könige gegenüber, der ihn um Hab' und Gut gebracht hatte, — wäre nur Eins von diesen die Ursache seiner Weigerung gewesen, so würde Högger achtungswerth erscheinen. Aber so war es sein abergläubischer Sinn, der den wahren Glauben an Gottes Vaterliebe und Weisheit nicht aufkommen ließ, es war die unmännliche, unchristliche Furcht vor dem Tode, es war der Unsegen eines Herzens, das keinen Schatz im Himmel hat und das irdische Leben für das höchste Gut erachtet. Deshalb verliert Högger allen Anspruch auf Achtung und es bleibt ihm nur das Mitleid, das wir mit jedem Unglücklichen haben, der durch eigene oder fremde Verschuldung sich in leibliches und geistiges Elend stürzt.

Was that nun der Unglückselige? Weil er fürchtete,

daß sein Name und sein Schicksal in der Umgegend von Versailles nun zu bekannt werde, daß sich nun noch andere Männer finden möchten, welche ihm zu seinem Gelde verhelfen wollten, ja weil er fürchtete, daß am Ende der König selbst von seinem Gewissen möchte getrieben werden, ihm seine Schuld abzuzahlen, so verließ er mitten in der Nacht, wie ein Verbrecher, der seiner Strafe entflieht, die Hütte seiner Wohlthäterin, und bettelte sich bis nach Issy, einem Dorfe in der Nähe von Paris, um unerkannt hier zu leben. Aber dies gelang ihm nicht; wie ein Fluch zog sein Name und sein Schicksal hinter ihm drein; er ward erkannt und es fanden sich viele reiche und theilnehmende Männer, welche ihn theils zu ermuntern suchten, seine Sache beim Könige anhängig zu machen, theils ihm jede Unterstützung anboten. Doch der Aberglaube siegte; er weigerte sich hartnäckig, jede größere Unterstützung anzunehmen, und nahm nur so viel, als er für den laufenden Tag nothdürftig brauchte.

Aber erreichte er dabei, was er hoffte? Gesundheit und langes Leben? Mit Nichten! Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in Issy ward er krank und starb. Welch ein furchtbares Gericht über Aberglauben und die Lust der Welt!

Wir schließen dieses Bild mit den Worten eines Dichters *), der die Geschichte dieses Mannes in einigen wenigen, aber kräftigen Versen besungen hat, deren letzter Vers also lautet:

Und sterben muß er, elend, arm.
Gelogen hat das braune Weib;
Gott nahm ihm, was ihm allzu lieb,
Zuerst das Gold, und dann den Leib.

---

*) Gustav Schwab in seinem Buche: die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. 2. Bd. S. 192.

# Johann Sebastian Bach.

## Zwei Bilder aus seinem Leben.

# Erstes Lebensbild.

## I.

Es war in einer noch ziemlich frühen Morgenstunde eines freundlichen Herbsttages des Jahres 1749, als ein junger Mann schüchternen Schrittes in die Wohnung des Küsters zu St. Thomä in Leipzig eintrat und mit dem Küster zu sprechen begehrte. Als er zu diesem in's Zimmer getreten war, fragte er, ob er nicht so glücklich sein könne, sogleich in die Kirche eingelassen zu werden. Der Küster war sofort bereit dazu und warf dabei die Frage hin: „ob der junge Mann, der ohne Zweifel ein Fremder sei, sich das Innere des Gotteshauses besehen wolle, oder ob er wohl gar ein reisender Maler sei, der von irgend einem Bilde eine Copie zu nehmen beauftragt wäre."

„Weder das Eine, noch das Andere!" erwiderte der Fremde; „sondern ich bin gekommen, die Orgel spielen zu hören."

„Ei, da kommt Ihr zur Unzeit!" sagte schnell der Küster. „Eben heute ist mit Ausnahme einer kurzen Betstunde, welche des Nachmittags zwei Uhr abgehalten wird, gar kein Gottesdienst. Wäret Ihr aber selbst ein Orgelspieler, und wolltet unsere Orgel hören, so hättet Ihr Euch an den Falschen gewendet. Ihr müßtet dann den Herrn Organisten darum ersuchen, und Euch vielleicht vorher bei dem Herrn Superintendenten Dr. Deyling melden, um Eurer Sache ganz gewiß zu sein."

„Ihr irret Euch, mein Herr!“ warf der Fremde ein. „Wenn ich auch die Orgel etwas zu spielen verstehe, so würde ich doch nie den Muth haben, mich hier auf die Orgelbank zu setzen, wo der Meister der Orgelkunst, der große Sebastian Bach, diese heilige Musik ausübt. Aber wisset, ich bin weit her und gestern Abends spät hier angekommen. Fremd und unbekannt wußte ich nicht, wo ich Herberge nehmen konnte. Da führte mich ein guter Geist einem Manne zu, der mir mit Rath und That beistand, und, da meine erste Frage nach der Wohnung des Herrn Bach gerichtet war, mir mittheilte, daß morgen früh in der achten Stunde, also eben jetzt, Herr Bach einer fremden, vornehmen Person versprochen habe, ihr Etwas auf der Orgel vorzutragen. Denket Euch nun mein absonderliches Glück, um das mich alle Orgelspieler der Welt beneiden werden, das heißt, wenn Ihr anders, lieber Herr, mir die Gunst erzeigen wollt, mich in die Kirche einzulassen, und zwar, wenn es Euch gefällig ist, sogleich.“

„Das ist allerdings Etwas Anderes!“ sagte der Küster. „Und unter solchen Umständen weiß ich nicht, ob ich Euch einlassen darf.“

„O bitte, lieber Herr!“ bat der Fremde mit dem dringendsten Tone. „Bedenket, daß ich seit den vier Tagen meiner Reise Tag und Nacht keinen andern Gedanken, keinen andern Wunsch gehabt habe, als den Herrn Bach zu hören. Eure Mühe soll Euch nicht unvergolten bleiben. Führet mich auf dem heimlichsten Wege in die Kirche, weiset mir darin den verborgensten Winkel an und nehmet mir einen Eid ab, daß ich meinen Mund nicht öffnen, meinen Fuß nicht rühren soll, ich schwöre es Euch zu. Oder wenn Ihr vielleicht Mißtrauen gegen mich habet, was ich Euch nicht verargen könnte, da ich Euch fremd bin, so gebet mir Jemanden mit, einen Wächter, der mich nicht aus den Augen lässet; ich will gern dafür erkenntlich sein. Nur lasset mich ein, und zwar sogleich.“

„Hm!“ äußerte der Küster und schüttelte das schwere Bund Kirchenschlüssel, das er in der Hand trug. „Nehmt mir's nicht übel, junger Herr, aber Ihr stellt ein sonderbares Begehr. Indeß damit Ihr sehet, daß ich gegen Jedermann, und namentlich gegen Fremde, menschenfreundlich gesinnt bin, so will ich, da ich eben keine dringende Arbeit habe, selbst mit Euch gehen, obschon der Herr Cantor, wenn er einmal auf der Orgelbank sitzt, nicht so schnell wieder herunter kommt.“

„Also seid Ihr auch ein Verehrer des großen Bach?“ fragte der Fremde schnell und ergriff dabei hastig und derb des Küsters Hand.

„Drückt mich nicht so sehr!“ bat dieser und trat einen Schritt zurück. „Der Herr Cantor ist allerdings ein gar leutseliger, frommer Mann und er geht niemals vor meiner Wohnung vorbei, ohne auf das Freundlichste herein zu grüßen, oder, wenn ich eben an der Thüre stehe, nach dem Befinden meiner Kinder zu fragen. Meine Kinder haben den alten Herrn deshalb auch über alle Maßen lieb. Aber was Ihr, junger Herr, unter einem Verehrer versteht, könnte ich eben nicht von mir sagen. Ich singe in der Kirche andächtig mein Lied mit der Gemeinde, wenn aber vorher so viel auf der Orgel gespielt wird, wo Alles durcheinander geht, und dann die Leute sagen, das sei doch über alle Maßen herrlich und schön, so gestehe ich Euch, daß ich das nicht recht begreife, und daß ich immer froh bin, wenn das Lied angeht. Ueberdies —“

„Wäre es Euch nicht gefällig,“ unterbrach der Fremde den Küster mit sichtbarer Aengstlichkeit: „mit mir in die Kirche zu gehen? Es ist bald acht Uhr; ich möchte nicht gern zu spät kommen. Und damit Ihr seht, daß ich erkenntlich sein kann, da, nehmet, ich bitte Euch, diesen Gulden, und nun kommt aber schnell.“

„Ihr seid so dringlich," antwortete der Küster freundlich, „daß man Euch nichts abschlagen kann. So kommt denn!"

Als nun diese Beiden in die Kirche eingetreten waren, warf sich des Fremden erster Blick nach dem Orgelchor hinauf und mit gehobener Brust rief er aus: „Also dort ist der heilige Ort, wo er den Herrn lobt mit Psalter und Harfen!"

„Tretet nicht so weit vor!" unterbrach ihn der Küster. „Ich möchte doch nicht, daß wir bemerkt würden, besonders wenn, wie Ihr sagtet, eine vornehme Person noch herein käme. Lasset uns diesen Stuhl hier einnehmen; hier kann uns Niemand sehen."

Es währte nun wirklich nicht lange, als zur großen Hauptthüre einige Männer und Frauen unter Begleitung eines Geistlichen eintraten und dann auf dem Altarplatze eigends für sie hingestellte Stühle einnahmen. Da vernahm man Schritte auf dem Orgelchore; zwei Männer wurden sichtbar und schlossen die Orgel auf. „Ist er das?" rief der Fremde laut aus.

„Ich bitte Euch um Gotteswillen!" sagte der Küster mit flüsternder Stimme; „redet nicht so laut. Wenn es verrathen wird, daß wir hier sind, so stehe ich Euch nicht dafür, daß Ihr bleiben dürfet. Was meinet Ihr denn?"

„Ist er das? Nämlich der gewaltige Mann?" wiederholte nun der Fremde mit gedämpfteren Tone. „O bitte, zeiget mir, welcher von den Beiden es ist."

„Ach, Ihr meinet den Herrn Cantor!" fuhr der Küster fort. „Nun der ist's mit der großen Perücke, der jetzt eben nach der Orgelbank zugeht; der andere Mann ist sein ältester Herr Sohn, Friedemann mit Namen; ein lieber freundlicher Mann, der fast täglich zu mir kommt, so lange er jetzt wieder bei seinem Herrn Vater ist."

Der Fremde hob sich auf seine Fußzehen und streckte den Hals so weit, als möglich vor und sagte endlich: „Es ist unmöglich, ihn zu unterscheiden, die Entfernung ist zu groß. Ich bitte Euch, lieber Herr, jetzt ist's eben noch Zeit: Führet mich dort auf die Emporkirche; von dort aus muß es möglich sein ihn besser zu erkennen."

„Wo denkt Ihr hin?" rief der Küster verwundert aus. „Seid froh, daß Ihr hier seid und sorgt dafür, daß man uns nicht entdecke. Habt Ihr mir nicht versprochen, Ihr wolltet weder den Fuß rühren noch den Mund öffnen? Es scheint aber, Ihr haltet Euer Wort nicht zum Besten."

„Ihr habt Recht!" erwiderte der Fremde. „Von jetzt an will ich mich auch ganz still halten."

Und siehe, — jetzt drang ein tiefer Ton wie ein gewaltiges Brausen durch die Räume des Gotteshauses, und dann ein voller Accord, wie aus allen Octaven des Orgelwerkes. Und aus diesem Accorde trat vest und bestimmt eine Melodie heraus in Begleitung von vier bis fünf andern Stimmen, die sich alle schmeichelnd und doch in selbstständiger, freier Bewegung der Hauptmelodie anschlossen. Alle Stimmen redeten eine andere Sprache und doch alle von einem Geiste beseelt.

„Das ist das Wunder der Pfingsten!" rief der junge Mann aus. „Das sind die Apostel der heiligen Musik, ausgesandt vom heiligen Geiste, mit ihren Zungen zu bekennen, wie groß der Herr ist! Und das Alles kommt aus seiner Brust, dies Alles eine Schöpfung seines Geistes! Hört nur!" rief der Fremde weiter aus, und legte seine Hand auf des Küsters Arm. „Hört nur! Lauter getheilte Harmonie, ein fünfstimmiges Loblied! Kinder und Jünglinge, Jungfrauen und Männer, — sie Alle singen dem Herrn ein Jedes in seiner Sprache, und doch Alle von einer heiligen Liebe berührt!"

„Ihr irrt Euch!“ flüsterte der Küster. „Es ist Niemand weiter auf dem Orgelchore, als nur der Herr Cantor und sein Sohn Friedemann. Was Ihr für Menschenstimmen haltet, das sind die Orgelpfeifen.“

„Hört nur den gewaltigen Gesang des Pedals!“ fuhr der junge Mann fort, ohne den Einwand zu beachten, welchen ihm der unmusikalische Küster machte. „Habt Ihr je gehört, daß die Füße sich auch so gar nicht kümmern um die Hände, daß sie ihren eigenen Weg gehen? Hört nur, das ist ein ganzes, furchtbares Männerchor für sich, was mit seiner brausenden Tiefe darein redet. Und doch wieder ein Geist der Liebe, der Anbetung, der es mit dem Hymnus der Hände vereint! Es ist nicht möglich, dieser gewaltige Mann ist kein Mensch; wie ein verklärter Geist schwingt er sich über das Irdische hinauf! Es ist der Engel Lobgesang, es sind der Seraphim und Cherubim heilige Chöre, die er herniederhaucht auf die sündige Erde.“

„Ich bitte Euch, sprecht nicht so laut!“ unterbrach ihn der geängstete Küster, dem es bange war, von den vornehmen Herrschaften bemerkt zu werden. „Auch bitte ich Euch, bleibt ruhig sitzen; Ihr hört es ja eben so deutlich, als wenn Ihr stehet.“

„Und diese Stimmenharmonie!“ fuhr der junge Mann ungestört fort, als jetzt das volle Werk schwieg und in einzelnen Stimmen dieselbe Melodie in einer ganz neuen Auffassung begann. „Wie ist es möglich, daß eine Orgel solche Stimmen haben kann; ein völlig fremder, ungewöhnlicher Ton, und doch wie ernst, wie erhaben, wie ergreifend!“

Jetzt neigte sich das Vorspiel zu Ende; ein lang gehaltener Pedalton, der seine Stärke milderte, wurde die Brücke, auf welcher der Organist zu einer neuen Arbeit überging. Aus den harmoniereichen Mittelstimmen trat plötzlich die Melodie eines Kirchenliedes hervor; aber wunderbar! Nicht allein

in den Zwischenspielen, sondern selbst in der Choralmelodie klang das frühere Thema wieder hervor, und schmiegte sich mit unwiderstehlichem Liebreize an den Gesang.

„Was ist das?" rief der junge Fremde aus. „Will dieser Mann mich vollends vernichten mit seiner allmächtigen Kunst? Und dies Lied, ich kenne es an der eigenthümlichen Melodie, es giebt nur ein Lied, das auf diese Töne passet:

Herr Gott, der Du Himmel, Erden
Und was darinnen ist
Durch Dein Wort hast heißen werden
Und der Schöpfer bist.
Schaff' auch mein
Herze rein,
Daß meine Sinnen,
Mein Beginnen
Möge heilig vor Dir sein.

Ja, es ist dies Lied, was er spielt. Jeder Ton sagt es mir; nur so kann dies Lied gespielt werden, daß man es auch ohne Worte versteht. Muß Gottes Vaterherz sich nicht gnädig herabwenden zu uns, wenn solche heilige Sprache der Andacht zu ihm aufsteigt?"

„Ich muß Euch abermals bitten," fiel der Küster dringlich ein, „vergeßt nicht, junger Herr, daß Ihr nicht allein in der Kirche seid, ja vielmehr, daß Ihr eigentlich gar nicht da sein solltet. Ich begreife nicht, wie Euch dieser Wirrwarr, der schon allzulang gedauert hat, so einnehmen kann, daß Ihr, nehmt mir's nicht übel, fast von Sinnen seid. Denn woher wisset Ihr denn, daß der Herr Cantor dasselbe Lied spielt, was Ihr mir da vordeklamirt habt? Es ist ja nur ein Phantasiespiel, wie es genannt wird, wenn die Orgelspieler einer vornehmen Person etwas vorspielen."

Aber den Fremden hinderte dies Alles nicht; er senkte jetzt das Haupt, faltete seine Hände und sprach für sich betend hin:

Send' herab aus Deinem Throne
Deinen guten Geist;
Daß er mich, sein Haus, bewohne,
Gnad' und Hilfe leist'.
Daß er mir,
Gott, vor Dir
Recht zu leben,
Möge geben
Und mich lehren für und für.

Komm, o hochgelobtes Wesen,
Zeuch doch bei mir ein,
Daß ich möge ganz genesen,
Stark in Dir zu sein.
Denn ich, ach!
Bin zu schwach,
Ich bin blöde,
Wüst und öde,
Drum sieht Dir mein Auge nach!

Das stille, andächtige Flehen, mit welchem der junge Mann das Orgelspiel begleitete und die heiligen Töne in die ihm wohlbekannten Worte übersetzte, machte jetzt auch auf den Küster einen tiefen Eindruck. „Ich hätte nicht geglaubt," sagte er, „daß das Orgelspiel Jemanden so ergreifen könnte, wie Euch, mein junger Herr, denn Ihr thut ja eben so, als würde jetzt wirklicher Gottesdienst gehalten. Das kommt wohl daher, weil Ihr lange in keiner Kirche gewesen sein mögt. Denn so sehr ich dem Herrn Cantor meine Hochachtung bezeuge, da er ein so großer Kinderfreund ist, und mich immer so freundlich grüßt, so mag ich es Euch doch nicht leugnen, daß mir das Spiel etwas zu lang währet. Mich wundert's nur, daß die vornehmen Herrschaften doch noch so ruhig aushalten. Wenn es Euch daher Recht wäre, so wollen wir fortgehen. Ihr habt ja nun sattsam gehöret, wie unsere Orgel klingt."

Und bei diesen Worten machte der Küster eine kleine Bewegung, wie Einer, der sich von seinem Sitze erheben will;

aber sein Begleiter achtete nicht im Geringsten darauf. Vielmehr, als jetzt die Choralmelodie auf's Neue begann mit ganz andern Stimmen, die wie Engelston aus der Höhe in die weiten Räume hinabklangen, und abermals mit ganz anderer drei- bis vierstimmiger Begleitung, die doch im Grunde nur weitere Ausführung des ersten und einzigen Thema's waren, da konnte sich der junge Mann nicht mehr halten; er faltete die Hände über seine Brust, ließ den Thränen, die sich aus seinen Augen drängten, ungehinderten Lauf, und sang mit leisem, anbetenden Tone:

O Du Aufgang aus der Höhe,
Heller Morgenstern,
Brich an, daß Dein Glanz aufgehe
Treib das Dunkel fern.
Laß den Schein
Nehmen ein
Mein Gemüthe,
Daß die Güte
Nun erquicke mein Gebein.

Komm, erleuchte mein Gesichte,
Glanz der Herrlichkeit;
Laß mich seh'n in Deinem Lichte
Deine Wonn' und Freud'!
Laß Dein Wort,
Höchster Hort,
In mir schallen!
Laß mich wallen
Durch Dein Licht zur Himmelpfort'.

Und als nun jetzt nach Beendigung dieses Liedes noch das Nachspiel in den klagendsten Tönen eines beladnen, bittenden Herzens sich ergoß, rief der junge Mann aus: „Warum hier noch Bitte? Warum nicht lauter, voller Dank Dem, der das Licht gegeben hat! Hat je ein Menschenherz so rein geschlagen, daß es der Tempel des heiligen Geistes sein konnte, so ist es das Herz dieses gewaltigen Mannes. Und doch

noch ein so rührendes Gebet: Komm, erleuchte mein Gesichte, Glanz der Herrlichkeit!"

„Sprecht Ihr von dem Herrn Cantor?" fragte der Küster, und sah sich genöthigt, seine Frage zu wiederholen, und seinen Nachbar etwas anzustoßen, da dieser ganz in sich versunken war.

„Ja, von ihm rede ich!" antwortete dieser. „Wenn hier ein anderer Gedanke, als an Gott, je im Herzen aufkommen kann, so kann er es nur sein, der aus dem Dunkel des Zweifels und des Kleinmuthes durch seine heiligen Töne zum Lichte des Glaubens und des Friedens führt."

„Ja, da habt Ihr Recht!" fuhr nun der Küster fort. „Der arme Herr Cantor ist sehr zu bedauern."

„Was?" fragte schnell der junge Mann. „Warum?"

„Nun," eben weil er blind ist!" berichtete der Küster.

„Was sprecht Ihr da?" fuhr der Fremde auf. „Bach, der heilige Sänger des Herrn ist blind?"

„Wenn auch noch nicht ganz," entgegnete der Küster, „aber sein Augenlicht ist ziemlich erloschen. Ihr habt es doch wohl gesehen, daß er sich von seinem Sohne Friedemann führen ließ."

„Mein Gott!" rief der junge Mann aus. „Sein Auge ist bedeckt! Ja nun verstehe ich sein Flehen, sein Gebet: Komm, erleuchte mein Gesichte, Glanz der Herrlichkeit! Laß mich sehn in Deinem Lichte Deine Wonn' und Freud'! O Herr, erhöre die Bitte deines Dieners, der gewaltiger deine Macht und Herrlichkeit predigt, als alles andere Menschenwort. Nimm die Nacht der Wehmuth von seinem Gemüthe, gieb ihm das Licht seiner Augen wieder."

Aber als sollte der junge Mann bedeutet werden, daß er sich irre, wenn er von einer Nacht der Wehmuth im Gemüthe des alten Bach redete, plötzlich brach wieder das volle

Orgelwerk hervor und in solchem heiligen Jubel, daß alle Traurigkeit sich in lauter Freude verwandelte. Es begann eine Fuge mit einem wahren Chore von Melodien, unter welchen jedoch die erste und die Melodie des Chorals besonders hervortraten. Dabei arbeitete des Pedal in Kraft und Hoheit und durchdrang den Lobgesang, wie mit der Stimme eines gewaltigen Wächters. Und als jetzt der Schlußaccord in seinem vollsten Jubel abbrach, und noch durch die Räume des Gotteshauses der Schall zitternd dahin tönte, sagte der junge Mann: „Ja, er hat Recht! Ich verdiente solche Züchtigung! Wie konnte ich wähnen, daß ein solcher Mann, der allein die heilige Sprache der Orgel zu reden versteht, daß er, der einen Schauer der Gottesnähe über das Gemüth breitet, daß er nicht erhaben sei über jedes Erdenleid. Soll sich nicht der Christ seiner Trübsale rühmen? Und wahrlich, er hat es gethan! Solch Jubellied hat noch kein Blinder, hat noch kein Sterblicher dem Herrn gesungen."

Der Küster unterbrach den begeisterten jungen Mann, indem er aufstand und ihn zum Fortgehen ermahnte, indem es nun endlich vorüber sei. „Sagt mir, lieber Herr," redete jener ihn an; „meinet Ihr wohl, daß ich es wagen kann, den großen Mann in seiner Behausung aufzusuchen? Wird er mich, den unbekannten, unwürdigen und geringen Mann nicht abweisen?"

„Wo denkt Ihr hin!" rief der Küster verwundert aus. „Habe ich Euch nicht gesagt, daß der Herr Cantor ein gar frommer, leutseliger Herr ist, der niemals vor meinem Hause vorbei geht, ohne mich zu grüßen und nach meinen Kindern zu fragen? Nein, geht in Gottes Namen, und wenn Ihr durchaus Euch auf Jemand berufen wollt, so beruft Euch nur auf mich und vermeldet zugleich dem Herrn Cantor meinen dienstwilligsten Gutenmorgen. Denn ja, das wollte ich Euch noch rathen; heute mögt Ihr nicht zu ihm gehen, wenn Ihr sonst

nicht allzu gedrängt seid mit Eurer Zeit. Aber geht morgen früh, etwa um jetzige Stunde."

„Wie danke ich Euch!" erwiderte der junge Mann, indem er dem dienstwilligen Küster einen zweiten Gulden in die Hand drückte. „Ich werde Euch diesen Dienst, den Ihr mir geleistet habt, niemals vergessen; denn ich habe heute die seligste Stunde meines Lebens verlebt."

„Nun, Ihr könntet wohl sagen zwei Stunden!" entgegnete der verständige Küster. „Doch, wenn Euch nur die Zeit nicht zu lang geworden ist. Also, wenn Ihr wollt so gut sein, vermeldet dem Herrn Cantor meinen dienstwilligsten Gruß."

Der junge Mann versprach diesen Auftrag auszurichten, und wir werden nun sehen, ob er genöthigt war, es zu thun.

---

## II.

Am folgenden Morgen erschien der junge Fremde im kleinen Vorraume der Cantorwohnung zu St. Thomä mit sichtbarer Unruhe und Beklemmung, vor einen Mann zu treten, der in halb Europa als ein Fürst und König der Orgelkunst verehrt wurde, und vor dessen Größe selbst die Fürsten und Könige sich beugten. Lange stand unser junge Mann in ängstlicher Erwartung, daß irgend Jemand erscheinen möchte, durch welchen er um Einlaß bitten könne; aber es erschien Niemand. Endlich hörte er in einem Zimmer ein Geräusch von Schritten, das sich immer vermehrte, bis endlich eine ernste, männliche Stimme sprach: „Nun, Kinder, seid Ihr bereit? Denkt daran, daß Ihr vor Gott treten wollt, der Euch abermals in dieser Nacht gnädig beschützt und Euch einen neuen Lebenstag geschenkt hat. Dankt ihm dafür und bittet ihn, daß er auch heute Euch auf seinem Wege erhalte und

Ihr diesen Tag ohne Schuld und Sünde beschließet. Lasset uns nun singen!"

Und nach einigen Accorden auf dem Claviere begann jetzt mit halblautem Tone ein vierstimmiger Gesang, in welchem sich sogleich Stimmen von Knaben und Mädchen erkennen ließen. Dem jungen Manne wurde nur der Anfang des Liedes verständlich: „Das walte Gott!" Doch merkte er bald aus den einzelnen Worten den Inhalt eines frommen Morgenliedes heraus. So wie er vorher sich mit Ungeduld nach Jemanden umgesehen hatte, so hatte er jetzt keinen innigern Wunsch, als daß Niemand kommen möge, ihn in seiner unberufenen Belauschung zu stören. Denn der Gesang im Zimmer war so rein und ausdrucksvoll, und die Begleitung des Liedes, so wie das kurze Zwischenspiel so ernst und würdig und von so ganz ungewöhnlicher, einschmeichelnder und erhebender Kraft, daß er, wie vom heiligen Zauber berührt, mit unterdrücktem Athemholen unbeweglich dastand und in der Stille seines Herzens in den Lobgesang mit einstimmte. Jetzt plötzlich wurden die Stimmen lauter, eine kräftige Baßstimme fiel mit ein, und die Worte des Liedes wurden so verständlich, daß er den Inhalt eines ganzen Verses auffassen konnte:

Laß Deine Güte ob allen Frommen walten,
Du kannst sie wohl in Noth und Tod erhalten;
Regier' uns, Herr! Wir warten Deiner Gnad'
Und treten frisch auf unser's Dienstes Pfad.

Und wie dieser Vers geendet war, schwieg Musik und Gesang, und eine Kinderstimme sprach langsam und feierlich ein kurzes Gebet, welches mit dem Vaterunser endete. Und als auch dies vorüber war, sprach die ältere Stimme: „Nun, Kinder, geht in Gottes Namen an Eure Arbeit."

Und, sogleich wurden Schritte nach allen Richtungen hin laut; unser junge Mann entfernte sich so schnell als möglich von der Thüre, um nicht als unberufener Horcher zu erschei-

nen. Es gelang ihm aber nicht zum Beßten; denn die Thüre öffnete sich schnell und ein junges, etwa achtzehnjähriges Mädchen, in dem einfachsten Hauskleide, aber zierlich und sauber geordnet, trat heraus und erschrack, als sie den Fremden gewahrte. Dieser selbst erglühte vor Schaam, und konnte nur stotternd fragen, ob der Herr Musikdirector Bach hier wohne und ob ein Fremder ihn sprechen dürfe."

„Der Vater ist drin!" antwortete das Mädchen. „Wollt Ihr nicht so gut sein und hineingehen?" Und dabei öffnete sie sogleich die Thüre und zwang somit den Fremden einzutreten. Ihm schlug das Herz hörbar; zitternd und geräuschlos blieb er an der Thüre stehen. Das Zimmer war leer bis auf einen Mann, der in Gedanken versunken an dem Claviere saß und leise einige Accorde anschlug.

„Ist er das?" fragte sich der Fremde in großer Seelenangst, und betrachtete forschend den Mann, der sich um ihn gar nicht zu bekümmern schien. Das kurz geschnittene, ergraute Haupthaar, dem noch die schützende Perücke fehlte, war zur Hälfte mit einem kleinen, schwarzen Käppchen bedeckt; unter der breiten, erhabenen Stirn wölbten sich starkbuschig silberweiße Augenbrauen; um den vestgeschlossenen Mund spielte ein leichtes, schmerzliches Lächeln; aber über das ganze Angesicht lag eine Würde, eine männliche Vestigkeit gebreitet, welche den Fremden augenblicklich zu dem Bekenntnisse zwang: Das ist der große Bach!

Sei es, daß er diese stille Aeußerung etwas zu laut gethan, oder daß der Mann am Claviere selbst aus seinen Gedanken erwachte und eine Person in seinem Zimmer bemerkte, — kurz, er erhob sich von seinem Stuhle, blickte mit kleinen, zwickernden Augen nach der Thüre und fragte: „Ist Jemand hier?"

„Ja, Herr Kapellmeister!" antwortete der Fremde unter Angst und Zittern.

„Mein Gott!“ rief der Mann aus. „Wer seid Ihr? Wie seid Ihr hereingekommen?“

„Ich fühle mit tiefer Beschämung meine Unart!“ fuhr der Fremde etwas muthiger fort, da in dem Tone des Mannes wohl eine Ueberraschung, aber nichts weniger, als im Aerger und im Zorne sich aussprach. „Ein junges Mädchen hat mich eintreten heißen und hat meine Bitte, mich dem Herrn Hofcompositeur anzumelden, gar nicht zu Worte kommen lassen.“

„Wozu auch das?“ fragte der Mann freundlich. „Ihr seid ohne Zweifel ein Fremder, und wollt dem alten Bach, wie mich nun einmal die Leute heißen, einen guten Morgen sagen?“

„Herr Hofcompositeur!“ begann der Fremde, aber der alte Bach unterbrach ihn sogleich und sagte: „Was wollt Ihr mit Euern Titeln! Ich bin Cantor zu St. Thomä, und mit allen Ehren von den Potentaten gesprochen, die mir solche Titel zudictirt, ich bin und bleibe der Cantor Bach. Doch tretet näher und setzt Euch, und, wenn Ihr sonst wollt, sagt mir nun auch, wer Ihr seid?“

„Mein Name ist Hiller!“ *) antwortete der junge Mann. „Ein lausitzisches Dörflein bei Görlitz ist meine Heimath!“

„Seid Ihr auch ein Orgelspieler?“ fragte der Cantor.

„Bisher,“ antwortete Hiller, „habe ich gedacht, ich sei einer; aber seitdem ich den Herrn Cantor gehört habe, weiß ich's, daß ich nicht werth bin, auf einer Orgelbank zu sitzen!“

---

*) Johann Adam Hiller, geb. den 28. December 1728 zu Wendischossig bei Görlitz, eines Schulmeisters Sohn, und nach manchen mühseligen Jahren 1784 Cantor und Musikdirector an der Thomasschule zu Leipzig, also des alten Bach (wenn auch nicht unmittelbarer) Nachfolger. Damals war Hiller noch als 21jähriger Jüngling Schüler der Kreuzschule. Er starb zu Leipzig, am 16. Juni 1804, 76 Jahre alt.

„Laßt das gut sein!“ entgegnete Bach gutmüthig. „Dasselbe habe ich auch von mir gedacht, als ich zum ersten Male den alten Reinke in Hamburg spielen hörte. Der alte, ehrwürdige Mann steht noch ganz lebendig vor meiner Seele. Als ich vor nun fast dreißig Jahren in Hamburg war, um ihn zu hören, war ich zwar nicht so glücklich, mein Verlangen zu stillen, denn der hinfällige Greis konnte keine Orgelbank mehr besteigen; aber er würdigte mich doch seines Umganges und nahm mich, den fremden, unbekannten Mann, wie einen lieben Sohn in seinem Hause auf. Mir war bis dahin manche Ehre widerfahren, die ich auch nicht eines Deuts werth gehalten, weil ich am Besten wußte, was mir noch fehlte. Als ich aber dem alten Reinke den Choral vorspielte: „An Wasserflüssen Babylon,“ und er mich darauf auf die Schulter klopfte und sagte: „Ich dachte, diese Kunst wäre ausgestorben; ich sehe aber, daß sie noch lebt!“ — da war's zum ersten Male, daß mich eine Ehre erfreute. Doch nun genug davon, Ihr möchtet sonst glauben, ich hätte des Apostels Ausspruch vergessen: Das Rühmen ist mir nichts nütze. Also Ihr seid auch ein Orgelspieler; sagt mir, welche Bestimmung Ihr der Orgel gebt?“

Hiller ward über diese Frage ein wenig verlegen, faßte sich aber bald und antwortete: „Die Orgel soll den Gesang der Gemeinde unterstützen und die andächtigen Gefühle vorbereiten und unterhalten.“

„Ganz recht!“ sagte Bach. „Es freut mich, daß Ihr sagt: den Gesang unterstützen. Denn es sind mir in meinem Leben gar viele Orgeler vorgekommen, welche mit ihren Pfeifen in die Gemeinde hineinschreien und den Gesang fast nicht aufkommen lassen. Denkt Euch, junger Herr, eine christliche Gemeinde, die in's Gotteshaus gekommen ist, entweder um dem Herrn zu danken um seiner Güte und Treue willen, mit welcher er ihnen Alle wieder sechs Tage lang

ausgeholfen hat; oder um ihn um Erleuchtung auf ihrem Pfade, um Erkenntniß des wahren Heils zu bitten, oder um den Frieden wieder zu finden, welchen die Sorgen des Lebens und das schuldbeladene Herz ihnen genommen haben. Ihr Anliegen vor Gott vereinet sich bei Allen in dem einen Liede, das sie singen. Hier hat nun die Kunst ihre erste Aufgabe zu lösen, — nämlich, das rechte Geschick in den Gesang zu bringen und darin zu erhalten; denn obgleich bei dem allwissenden Gott keine äußere Ordnung des Gesanges nöthig ist, und er alles Bitten, Fleh'n und Danken gnädig höret, auch wenn ein Jeder in seiner Sprache und in seinem Tone seine Lieder singet, so verlangt es doch die Schicklichkeit, daß Alle, die eines Geistes singen und beten, dies auch einstimmig und in reiner Melodie thun. Dafür soll nun die Orgel wirken, daß die rechte Melodie in ihrer Reinheit erhalten werde. Aber das ist das Wenigste, weil es nur das Aeußere betrifft."

„Das Wenigste?" wiederholte Hiller etwas überrascht.

„Ich sage: das Wenigste," fuhr der Cantor fort, „insofern es hier nur gilt, die Melodie richtig und im gehörigen Zeitmaße aus dem Choralbuche abzuspielen, wenn anders der Orgeler das Choralbuch nicht in seinem Kopfe hat. Denkt Ihr freilich, wie ich vermuthe, an die Erfindung einer Kirchenmelodie, so habt Ihr Recht, Euch zu verwundern. Denn ich halte dafür, daß es in der Musik die schwerste Aufgabe ist, eine richtige und würdige Choralmelodie zu machen. Denket Euch, was soll der Choral? Er soll das Erhabenste, das Heiligste, was eines Menschen Seele fassen und erheben kann, er soll das religiöse Gefühl in der Sprache des Gesanges ausdrücken, er soll somit den Geist einer christlichen Gemeinde dem Ohre verständlich und dem Herzen eingänglich machen, und das vor dem gegenwärtigen Gott. Der Choral ist die Sprache der Andacht. Wer den Muth hat, eine Cho-

ralmelodie zu machen, der thut es entweder aus Leichtsinn, weil er die Größe der Aufgabe nicht erkannt hat, oder er thut es aus einem wahrhaft frommen, gottesfürchtigen Herzen, und schreibt somit nur nieder, was die heilige Stimme des Gottesgeistes in ihm vorsinget. Ihr merket es gleich den Chorälen an, welche von Unberufenen oder von Berufenen gemacht sind. Spielt oder singt Ihr einen Choral, und es geht Alles darin so natürlich fort, daß Ihr im Voraus fühlt, ja so, so, und nicht anders muß es weiter gehen, hebt sich dabei Eure Brust in einem Drängen und Sehnen nach Oben, ist es Euch, als müßten selbst der Engel Chöre vor Gottes Thron mit einstimmen in Euren Lobgesang, und ist Eure ganze Seele in diesem Augenblicke nichts, als ein heiliges Ahnen der Nähe des Herrn, ein heiliges Gefühl der Gemeinschaft Eures Geistes mit dem Geiste Gottes, — dann könnt Ihr sicher sein, daß der Choral von Einem gemacht ist, dem die Macht des Glaubens die Sprache der heiligen Musik aufgeschlossen hat. In der Schrift steht: Der Glaube kommt aus der Predigt und das Predigen aus dem Worte Gottes; eben so wahr könnt Ihr sagen: auch der Choral kommt aus dem Worte Gottes, denn der rechte Choral ist auch ohne Worte eine christliche Predigt, aus welcher der Glaube kommt."

Als der alte Bach hier schwieg und der Jüngling still und stumm ihm gegenüber blieb, fuhr er nach einer Weile fort: „Ich bin Euch noch schuldig, zu sagen, was ich von der zweiten Aufgabe der Orgel halte, nämlich, daß sie die andächtigen Gefühle vorbereiten und unterhalten soll. Das thut nämlich nicht die Melodie, sondern die Harmonie des Chorals. Ihr wisset, junger Freund, nicht alle Kirchgänger sind von der Art, daß sie das recht gestimmte Herz mit in das Gotteshaus bringen. Die Einen gehen zur Kirche, und nehmen ihr ganzes Haus mit hinein, das heißt, sie

nehmen ihre Arbeitssorgen, ihre weltlichen Gedanken, ihre irdischen Pläne, ihre Familienkümmernisse und Aergernisse mit hinein; die Andern haben Kopf und Herz voll von lauter Weltlust und Freude und hoffärtigem Leben; und wieder Andere kommen ganz leer, ohne Verlangen, ohne Bedürfniß des Herzens, und gehen zur Kirche, weil es die Ordnung so haben will. Und nur ein Theil sind Solche, welche mühselig und beladen kommen und suchen Licht auf ihren Wegen, Kraft und Muth zu ihrer Arbeit und Frieden für ihr Leid. Diese Alle muß nun die Orgel mit ihrer mächtigen und erweckenden Sprache anreden, daß sie aufwachen vom Schlafe der Seele, daß sie aufgerufen werden zum Danken, oder zum Lobe, oder zum Gebete, oder zur Bitte. Und handelt das Lied von dem Schmerze eines schuldbeladenen Herzens, oder von dem Verlangen nach der Gnade Gottes in Christo, unserm Herrn, oder sonst von einem Anliegen vor Gott, so muß die Orgel darauf eingehen, und während die Melodie die Stimmen Aller in einem Tone, in einer Gestalt zusammenfasset, muß die Harmonie das Gebet und Flehen, das Danken und Loben, das Seufzen und Klagen der Gefühle Aller in einem Geiste vereinigen. Die Vorbereitung dazu geschieht im Vorspiele und im Zwischenspiele, und die Unterhaltung des geweckten Gefühls geschieht durch das Stimmenchor, von welchem die Melodie getragen und verkläret wird. Wenn ich daher einen Orgeler höre, der seine Vor- und Zwischenspiele alle nach einem Leisten zuschneidet, oder der darin auf und nieder fähret, wie ein Sturmwind, während das Lied vielleicht von dem Frieden Gottes handelt, oder der Weltmelodien einwebet, welche mit einem Male wieder niederreißen, was der Inhalt des Liedes aufgebaut hat, — oder, wenn ich einen Orgeler sitzen sehe mit Angst und Zittern auf das Choralbuch hinschauend, da befällt mich eine tiefe Trauer, und ich denke an das Wort der Schrift: Viele

sind berufen, aber wenige sind auserwählet. Der rechte Orgelspieler setzt sich frisch und fröhlich auf seine Orgelbank, schlägt vor sich auf im Gesangbuche, was gesungen werden soll, wenn er anders das Lied nicht im Kopfe und Herzen trägt, greift dann in Gottes Namen mit Händen und Füßen hinein in das heilige Abcbuch der Orgel und redet und singet die Sprache mit. Und dazu gehört außer der Kunst, die er erlernt haben muß, ein gläubiges Herz."

Hier schwieg der ehrwürdige Cantor abermals und richtete seine glanzlosen Augen mit dem Ausdrucke einer demüthigen Freude auf dem gefurchten Angesichte auf den Fremden; dieser aber antwortete nach einer Pause und im Tone tiefen Schmerzes und fast mehr für sich hin: „Welch ein Vorbild! wie armselig, wie unwürdig heiße ich auch ein Orgelspieler!"

Eben als der alte Bach darauf Weiteres entgegnen wollte, öffnete sich die Seitenthüre, und zwei Mädchen, im Alter von zehn bis zwölf Jahren, traten schüchtern ein.

„Seid Ihr's, Elisabeth und Margarethe?" fragte der Cantor, und als diese es halblaut bejahten, fuhr er fort: „Kommt nur her, liebe Kinder, ich weiß, was Ihr wollt. Ihr nehmt mir es doch nicht übel, junger Herr, wenn ich die Mädchen auffagen lasse, was sie heute für die Schule haben lernen müssen. Kommt nur her, und fürchtet Euch nicht vor dem fremden Herrn."

Da traten die beiden Mädchen zu dem Vater hin, die eine zur Linken, die andere zur Rechten, und überreichten ihm ein Buch. „Was soll mir das Buch?" fragte er, und eine flüchtige Wehmuth überzog sein Angesicht. „Ihr lieben Kinder könnt Euch freilich nicht daran gewöhnen, daß meine Augen erblindet sind. Doch, sagt an, ich werde wohl das Lied auswendig können."

Und nun sagten die beiden Mädchen von Vers zu Vers abwechselnd ein geistliches Lied her mit solcher kindlichen Inbrunst, daß Hiller unwillkürlich seine Hände mit faltete.

Als die zwei Schwestern das Lied ohne Anstoß vorgetragen hatten, setzte der Vater hinzu: „So ist's recht, Kinder, Euer Lehrer wird sich freuen, und die Mutter auch, wenn Ihr das Lied heute Abend ihr wiederholt. Habt Ihr denn aber auch Alles richtig verstanden? Das Lied ist zwar ein Wiegenlied, mit dem Ihr kleinere Kinder in den Schlaf singen könnt; aber Ihr werdet gut thun, wenn ihr Euch selbst mit diesem Liede anfinget. Diesen Nachmittag wollen wir über dies Lied ein kleines Examen anstellen. Geht nun jetzt, Kinder, und fraget die Mutter, wo Ihr in der Wirthschaft mit helfen könnt."

Als die Mädchen das Zimmer verlassen hatten, wandte sich Bach an seinen Gast und sagte: „Ihr nehmt mir es doch nicht übel, junger Freund, daß ich in Eurer Gegenwart den Schulmeister gemacht habe, aber meine Kinder sind einmal daran gewöhnt. Und zu dem meine ich auch, es stehe einem christlichen Hausvater wohl zu, daß er die christliche Bildung seiner Kinder überwache. Die Sorgen der Aeltern für ihre Kinder sind ohnedies so groß und in ihrer Verantwortlichkeit vor Gott so schwer, daß ich fast täglich mit meiner Hausfrau mich darüber ausspreche, um ja nichts zu versäumen, was uns geboten ist. Und doch, was ist aller Menschen Sorge und Arbeit! Wo Gott, der Herr, das Haus, das Familienwohl nicht bauet, so arbeiten Vater und Mutter umsonst. Doch verzeiht, daß ich mit Euch ein Thema verhandele, über das Ihr aus Erfahrung wohl noch nicht mitsprechen könnt!"

„Darf ich mir eine Frage erlauben?" begann jetzt Hiller. „Meine ganze Seele ist Bewunderung und Verehrung

gegen Euch; Gott weiß es, ich bin meinem Fleiße und meiner Liebe nach kein Miethling in der heiligen Musik. Seit wohl zehn Jahren ist sie meine einzige Sorge, meine einzige Freude; ja, ich habe mich sogar von allem geselligen Umgang zurückgezogen, um ungestört der Ausbildung meiner Kunst leben zu können; und doch, wie elend und gering stehe ich Euch gegenüber! Saget mir, ehrwürdiger Meister, wie habt Ihr es möglich gemacht, zu einer solchen Stufe hinanzusteigen, auf welcher Keiner vor Euch gestanden hat, und Keiner nach Euch wieder stehen wird?"

„Vorerst muß ich Euch bitten," entgegnete der Cantor, „daß Ihr selber von der hohen Stufe solcher Redensarten heruntersteiget! Wenn Ihr mich einen rechten Cantor und Orgelspieler nennt, wie er sein soll, so thut Ihr mir gerade genug der Ehre an; denn das ist es, was ich sein will. Aber Ihr wollt wissen, wie ich das geworden bin? Nun, junger Freund, ich habe fleißig sein müssen, das ist, wenn Ihr die Gnadengabe Gottes, daß er mir Musikverstand in's Herz gegeben hat, abrechnet, der ganze Kunstgriff."

„Sonderbar!" fuhr hier der alte Cantor nach einer kurzen Pause und mit einem herzlichen Lächeln fort: „Sonderbar, da ruft Ihr mir eine Geschichte aus meiner Kindheit zurück, an die ich lange nicht gedacht habe. Ich war noch nicht zehn Jahre alt, als mein seliger Vater starb; die Mutter hatte uns Gott schon früher genommen. Da stand ich nun völlig verwaiset und wußte nicht, was aus mir werden sollte. Nun hatte ich einen weit älteren Bruder, es war mein lieber, seliger Christoph, der war Organist in Ohrdruff am Thüringer Walde, der nahm mich auf und lehrte mich das Clavier spielen. Aber der gute Bruder mochte nicht allzuviel von mir halten, denn die Stücke, die er mir vorlegte, waren sehr leicht, und obgleich ich um schwerere bat, erhielt ich doch keine.

Nun wußte ich, daß Christoph ein Buch hatte, in welchem sich gar treffliche Stücke von Fischer und Froberger, von Bruhns, Böhm und andern tüchtigen Männern vorfanden. Dieses Buch wollte ich nun vor mein Leben gern haben, aber Christoph blieb dabei, das sei nichts für mich. Was that ich nun? Das Buch lag in einem verschlossenen Schranke mit hölzernen Gitterthüren, weit genug, um mit meiner gekrümmten Hand hineinzugreifen, das Buch zusammenzurollen und herauszuziehen. Wie ich das probirt hatte, so war mir mit einem Male geholfen. Wenn der Abend kam, und ich annehmen konnte, daß mein Bruder nicht mehr in den Schrank gehen würde, schlich ich mich wie ein Dieb in sein Zimmer, nahm das Buch heraus und eilte damit in mein Dachstübchen, wo mein Bett stand; da ich aber kein Licht hatte, konnte ich nur in mondhellen Nächten davon abschreiben, und mußte dann jedes Mal frühmorgens, ehe Christoph aufstand, das Buch wieder in den Schrank hineinpracticiren. Da werdet Ihr mir glauben, wenn ich Euch sage, daß ich volle sechs Monate brauchte, um mit der Abschrift fertig zu werden. Auch mag es wohl mit daher kommen, daß mein Augenlicht jetzt so sehr abgenommen hat, daß ich fast nichts mehr sehen kann. Und doch bereue ich diesen Diebstahl nicht, so unrecht es sein mochte, und so wenig ich gerade den Gewinn davon hatte, welchen ich mir versprochen hatte. Denn denkt Euch, eben als ich fertig war, kommt Christoph hinter meinen Spitzbubenstreich, nimmt mir ohne Gnade und Barmherzigkeit meine so theuer erworbene Abschrift ab und verschließt sie in einen Schrank, wo der Zugang mir nicht möglich war. Erst nach dem Tode meines seligen Bruders, der leider bald darauf erfolgte, kam ich wieder zu meinem gestohlenen Eigenthume. So sehr mich dies damals verdroß, so danke ich diese Strenge noch heute meinem seligen Bruder in seinem Grabe; denn sie wurde für mich ein Stachel, mich durch kein Hinderniß ab-

schrecken zu lassen, mich daran zu gewöhnen, daß es Einem sauer werden muß, wenn man etwas lernen will. Ja, ich gestehe Euch, dieser Vorfall war für mich ein Probirstein, ob meine Neigung zur Musik auch die rechte sei. Seht nun, junger Freund, der Fleiß thut Alles, das heißt, er thut nur dann Alles, wenn der Herr seinen Segen dazu giebt. Nun, der wird ja Keinem vorenthalten, der ihn gläubig darum bittet. Darum verzaget auch nicht, mein junger Freund, harret nur muthig aus, und treibt die heilige Kunst nicht um der Ehre und des Lohnes von Menschen willen, sondern zur Ehre und zum Lobe Gottes, dann wird es Euch gelingen. Und nun verzeihet, ich höre eben zehn Uhr schlagen, das ist die Stunde, wo meine lieben Choristen ihre Proben für den nächsten Sonntag haben. Zwar kann ich wenig mehr dabei thun, auch hilft mir jetzt mein Sohn Friedemann aus, der eben wieder hier ist; aber ich möchte doch gern dabei sein. Möge Gott Euch geleiten, junger Freund, und wenn Ihr den alten Bach nicht unzufrieden verlasset, so gebet einmal Nachricht von Euch."

So schied der Jünger der Kunst von dem Meister, und Hiller ahnete wohl damals nicht, daß er einst, 35 Jahre nachher, des alten Bach Nachfolger in seinem Amte werden würde.

# Zweites Lebensbild.

## I.

Am ersten Tage des Jahres 1750 trat in den Nachmittagsstunden nach beendigtem Gottesdienste der Superintendent Dr. Salomon Deyling, Pastor zu St. Nicolai, in die Cantoratswohnung zu St. Thomä, und, nach Art bewährter Freunde, ohne Weiteres in das Zimmer. Bei seinem Eintritte erhob sich ein großes Geräusch. So viel von Bach's Kindern in Leipzig anwesend waren — und er hatte deren aus zwei Ehen zwanzig, elf Söhne und neun Töchter — hatten sich in dem Familienzimmer versammelt, und umfaßen, in Ordnung ihres Alters, Vater und Mutter. Auf dem Tische lag ein großes Buch aufgeschlagen, und die Stille und der Ernst der Familienglieder ließen errathen, daß eben eine Vorlesung gehalten wurde. Als nun der Superintendent, ein Greis von fast dreiundsiebzig Jahren, eintrat, schraken Alle auf und verbeugten sich vor dem ehrwürdigen Gaste. Nur der alte Bach, dessen Augen von einem breiten, grünen Schirme bedeckt waren, blieb auf seinem Stuhle und fragte verwundert: „Was giebt es denn? Wer ist denn gekommen?"

Als ihm nun der Name des Eingetretenen genannt wurde, erhob auch er sich schnell von seinem Sitze; aber der Superintendent ging rasch auf ihn zu, ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Nicht also, lieber Freund, Ihr bleibt sitzen. Aber wenn Ihr es erlaubt, setze ich mich neben Euch."

„Was steht meinem Herrn Doctor zu Diensten?" fragte

der Cantor und setzte dann sogleich hinzu: „Ich weiß es wohl, ich habe heute meine Pflicht schlecht erfüllt; ich hätte kommen sollen, dem Herrn Doctor meine Glückwünsche zum neuen Jahre zu bringen.“

„Deshalb komme ich eben zu Euch, mein lieber Cantor!“ entgegnete der Superintendent in aller Freundlichkeit. „Ihr seid oft genug zu mir gekommen, und es ist nun einmal die Reihe an mir, Euch zuerst den Neujahrsgruß zu bringen. Habt Ihr mit Eurer Familie das neue Jahr gesund angetreten?“

„Mit Gottes gnädiger Hilfe, ja!“ antwortete der Familienvater. „Es wird aber wohl das letzte Jahr sein, das der himmlische Vater mir zugezählet hat.“

„Ei, ei, mein alter Freund!“ rief der Doctor aus. „Ist das eine Muthlosigkeit, ein Ueberdruß am Leben, der aus Euch redet?“

„Gewiß nicht, hochwürdiger Herr!“ versicherte Bach mit festem, treuherzigem Tone. „Wer zum Ueberdrusse an seinem Leben gekommen ist, der muß sehr unglücklich sein, und zwar durch selbsteigne Schuld. Denn was des Herren Hand über uns bringt, ist nur Dem zu schwer, der sich nicht in die Wege seines Gottes schicken will, und die Trübsale seines Lebens, statt für Prüfungen seiner Gottesfurcht, nur für Unglück nimmt, das ihn elend machen soll. Und muthlos? Nein, mein hochwürdiger Herr Doctor! Gott hat ja bis hierher ausgeholfen, warum sollte er nicht auch ferner helfen wollen?“

„Ich wußte es,“ sagte der Superintendent, „Ihr konntet mir gar nicht anders antworten. Denn die Gottesfurcht ist bei Euch Leben und Wahrheit. Ihr gebt ja jeden Sonntag davon Zeugniß, wenn Ihr auf Eurer Orgelbank sitzt und durch Euer Spiel auch den Leichtsinnigsten zur Andacht zwinget. Wenn ein Prediger göttlichen Wortes am Rühmlichsten von sich das Wort im Psalme sagen kann: Ich glaube, darum

rede ich; so könnet Ihr mit dem vollsten Rechte von Euch sagen: Ich glaube, darum spiele ich die Orgel. Aber sagt mir, mein alter Freund, wie kommt Ihr nur auf den Gedanken, daß Ihr heute den letzten Neujahrstag habet?"

„Ich weiß es eigentlich selbst nicht!" antwortete Bach. „Es mag wohl eine stille Mahnung des Herrn sein, mein Haus zu bereiten. Als ich diesen Morgen mit meiner Familie das Gebet verrichtete, und wir dabei Paul Gerhardts Lied sangen: „Nun laßt uns gehn und treten ꝛc." und wir zu dem Verse kamen:

Sei der Verlass'nen Vater,
Der Irrenden Berather,
Der Unversorgten Gabe,
Der Armen Gut und Habe.

da stockte mir auf einmal die Stimme und ich that die Hände vom Klavier und ließ Weib und Kinder allein singen. Und da kam mir es vor, als wäre ich todt, und hörte nun die Meinen Gott bitten: „Sei der Verlass'nen Vater!" Ich weiß nun wohl, daß meine eignen Gedanken dies mir vorphantasiret, und daß es wohl auch daher kommen mag, daß ich gestern Abends Vieles mit den Meinen vom Tode gesprochen habe; aber, mein hochwürdiger Herr, ich lebe nun einmal des Glaubens, daß alle guten Gedanken, und namentlich solche, welche uns an die Ewigkeit denken lassen, von Gott selbst kommen; und da meinte ich denn, daß es wohl eine Mahnung Gottes sei, mein Haus zu bereiten."

„Und hat Euch dies traurig gemacht?" fragte der Superintendent.

„O nein!" antwortete Bach, und über seine gefurchten Wangen lief ein freudiges Lächeln. „Sollte es meines Gottes Wille sein, mich in diesem Jahre meiner Familie zu nehmen, so werde ich getrost sie Alle dem barmherzigen Vater aller Menschen übergeben. Ich würde ja undankbar sein und

mich an dem Herrn, meinem Gott versündigen, wollte ich für die Meinen bangen, so bald ich nicht mehr für sie sorgen kann. Ich darf nur an meine Kindheit und Jugend gedenken, um überall die treue Vatersorge Gottes zu finden. Sind wir nun auch Alle der Gnade Gottes nicht werth, die er an uns thut, so darf ich doch sagen, daß die Meinen derselben nicht unwürdiger sind, als ich selbst. Gott hat mir gute Kinder und meinen Kindern gute Mütter gegeben, so weit die Menschen gut genannt werden dürfen."

„Das weiß Gott, daß Ihr Wahrheit redet!" sprach der Doctor. „Ich finde nicht in allen Familien unserer Stadt eine solche herzliche Frömmigkeit, wo das Band des Glaubens Aeltern und Kinder so innig verbindet."

„Der Aeltern Segen ruhet auf den Kindern!" fuhr der alte Cantor fort. „Das sage ich nicht um meinetwillen, sondern um meiner seligen Aeltern willen, welche als treue Schüler des frommen Spener auch uns zu dessen Schülern heranbildeten. Noch jetzt steht unser kleines Häuschen zu Eisenach, in welchem ich geboren wurde, und das Zimmer meines Vaters mit dem breiten Lehnstuhle vor meiner Seele. Ich mußte mich jeden Morgen zwischen seine Kniee stellen und ihm den Morgensegen beten, und darin stets unserer seligen Mutter gedenken. Der gute Vater! Ich war noch nicht zehn Jahre alt, als sein Tod mich völlig zur Waise machte. Aber sein Segen hat mich auf allen meinen Wegen begleitet."

Der alte Cantor legte bei diesen Worten seine Hand über die erblindeten Augen und im ganzen Zimmer herrschte ein tiefes Stillschweigen. Der Superintendent brach es endlich mit der Frage: „Aber nun saget mir, mein guter Cantor, wie geht es denn Euch selbst? Das wollte ich Euch sogleich bei meinem Eintritte fragen."

„Gut, sehr gut!" antwortete er. „Ich habe mein irdisches Besitzthum, Weib und Kinder, gesund an Leib und

Seele aus dem alten Jahre mit in's neue herübergenommen, ich habe, was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört, ich habe viele gute, liebe Freunde und Gönner, Freude an meinem Amte, obgleich dasselbe an mir immer weniger hat; Freude an meinen Kindern, welche alle, wenn auch mit verschiedenem Eifer und Erfolge das Tagewerk ihres Vaters, Musik und Gesang, in Ehren halten; ich selbst kann über keine Leibesnoth klagen, mein Herz ist frisch und fröhlich in meinem Gott, was könnte mir also fehlen? Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln."

„Denket Ihr nicht an Eure Augenkrankheit?" fragte der Doctor weiter, der auf diesen Gegenstand seine Intention gerichtet zu haben schien. „Ich sehe, Ihr tragt einen Schirm, wahrscheinlich, daß Euch der frischgefallene Schnee nicht blenden soll. Wie geht es denn mit Eurem Augenlichte?"

Der alte Cantor schüttelte langsam das ehrwürdige Haupt und antwortete dann mit halbem Lächeln: „Ich kann wie Hiob sagen: Schlecht und recht. Schlecht geht es, weil es fast gar nicht mehr geht, das heißt, mit Ausnahme des Lichtes und der Finsterniß kann ich so ziemlich keinen Gegenstand mehr unterscheiden. Recht aber geht es, weil es doch wohl so sein muß, und weil ich über meine Erblindung um so weniger klagen darf, als ich sie wohl selbst durch übermäßiges Arbeiten zur Nachtzeit, ja selbst bei Mondschein herbeigeführt haben mag. Wenn ich aber wiederum bedenke, daß diese Arbeitsstunden gerade zu den glücklichsten meines Lebens gehören, so verschwindet vollends aller Grund zum Klagen, und ich harre getrost, bis mit völligem Erlöschen des irdischen Lichtes mir durch Gottes Gnade das himmlische Licht aufgeht."

„Habt Ihr denn jemals Eure Augen untersuchen lassen?" fragte der Doctor. „Wisset Ihr nicht, ob Euch noch geholfen werden könnte?"

„Nein, hochwürdiger Herr!" entgegnete Bach. „Diese

Erblindung ist so nach und nach gekommen, wie das Alter selbst. In wenig Monden schließe ich mit Gottes Hilfe mein fünf- und sechzigstes Lebensjahr. Daher mag es wohl zu den Gebrechen und Beschwerden des Alters gehören, und davon kann nur eine Macht befreien, die, welche Gott dem Tode über unsern sterblichen Leib gegeben hat."

„Aber wenn Euch doch noch geholfen werden könnte!" fuhr der Superintendent fort. „Wolltet Ihr dann nicht das neue Licht Eurer Augen dankbar hinnehmen."

„Von ganzem Herzen gern," antwortete der Cantor, „wenn Gott sonst diese Gnade noch an mir thun wollte. Aber wie soll das möglich sein? Zwar weiß ich wohl, daß in der Schrift steht: Was bei den Menschen unmöglich ist, ist noch möglich bei Gott! Aber wer bin ich, daß ich für mich diese Wundermacht meines Gottes fordern könnte, oder mir erbitten dürfte?"

„Nun, lieber Freund!" sagte der Doctor. „Ihr wisset ja noch gar nicht, ob es nicht den Menschen sollte möglich sein! Ihr wisset doch, daß es nicht allein Arzeneien und Salben giebt, welche die geschwächte Sehkraft wieder stärken, sondern auch, daß durch eine geschickte Operation das Uebel völlig entfernt werden kann. Habt Ihr noch nicht daran gedacht?"

„Die Meinen haben einige Male davon geredet," antwortete der Cantor; „ich selbst aber denke nicht daran. Ich bin zu alt. Ist es doch ganz in der Ordnung, daß der Leib, so wie er in seinen einzelnen Theilen sich nach und nach ausbildet, auch nach und nach wieder eingehe. Der Baum stirbt auch nach und nach ab; und sind wir, dem Leibe nach, nicht dem Baume gleich?"

„Gar wohl!" sagte der Superintendent. „Indeß kann die Erblindung schon deshalb nicht Naturgesetz sein, weil so viele Menschen bis in das späteste Alter ihr ungeschwächtes

Augenlicht erhalten. Und da nun einmal der Schöpfer, der Geber aller guten Gaben, den Menschen die Kunst gegeben hat, die Decke von den Augen, welche eine Kränklichkeit des Leibes darauf gelegt hat, wieder hinweg zu nehmen, so solltet Ihr doch diese Kunst nicht verachten, lieber Freund."

„O nicht so, hochwürdiger Herr!" sagte der Cantor schnell. „Gott behüte mich, daß ich so gering denke von den Gaben Gottes. Es ist nicht Mißtrauen gegen die Kunst, das mich abhält, sondern Mißtrauen gegen mein Alter; die Operation würde mir nichts helfen können."

„Wisset Ihr was, alter Freund!" fiel der Doctor schnell ein. „Ich will es Euch nur sagen, warum ich hauptsächlich heute zu Euch gekommen bin. Es befindet sich eben jetzt ein geschickter Augenarzt aus London, der unsere deutsche Sprache recht gut redet, in unserer Stadt. Ich habe mit ihm von Euch geredet; und er ist willig und bereit, seine Kunst an Euch zu üben. Zugleich darf ich es Euch wohl bekennen, daß alle meine Freunde und alle Eure Verehrer, — und Ihr könnt wohl unsere ganze Stadt dazu zählen — mich angegangen haben, Euch diesen Vorschlag zu machen. Bedenket, welche Freude für uns Alle, wenn Ihr das Licht Eurer Augen wieder erhieltet. Also wenn es Euch recht ist, so schicke ich morgen früh den Arzt zu Euch, vorläufig nur um Eure Augen zu untersuchen. Ist Euch das recht, mein lieber Cantor?"

Bei diesen Worten trat eine Stille ein; Bach hatte die Hände auf seinem Schooße gefaltet und das Haupt auf die Brust gesenkt. Endlich wurden unter den Kindern einige Stimmen laut: „Thut es doch, lieber Vater! Bitte, bitte, thut es doch!" Auch die treue Hausfrau, welche bis jetzt lautlos dem Gespräche der beiden Männer zugehört hatte, sagte jetzt: „Lieber Sebastian, weißt Du doch nicht, ob der hochwürdige Herr Doctor nicht Dir vom lieben Gott gesendet ist. Des Herrn Wege sind ja wunderbar. Was gäbe

ich darum, wenn Dein Auge uns Alle wieder anschauen könnte, wie früher."

Nach einer neuen Pause erhob endlich der Cantor sein Haupt wieder, und seine Hand der treuen Hausfrau reichend, die neben ihm saß, sprach er: „Wohlan, es sei! Gott möge es mit mir schicken, wie es ihm gefällt."

„Mein alter, lieber Freund!" rief nun der Superintendent aus. „Ihr macht mir und unsrer ganzen Stadt eine wahre Freude, daß Ihr Euch dazu entschlossen habt. Vertraut auf Gott, er wird, wie bisher, Alles herrlich hinausführen. Und nun, da meine Mission geendet ist, erlaubt mir, daß ich mich entferne, und den Arzt davon benachrichtigen lasse. Wenn es mir mein Amt gestattet, so führe ich ihn morgen früh selbst bei Euch ein. Gott sei mit Euch."

Und mit diesen Worten verließ der ehrwürdige Mann, dessen Andenken noch heute besonders durch seine Pastoraltheologie in Segen steht, das Zimmer. Der alte Bach aber sagte: „Nun Kinder, lasset uns das Lied singen und spielen: Was mein Gott will, gescheh' allezeit."

---

Am folgenden Morgen war der verheißene Augenarzt bei dem Cantor Bach erschienen, um zunächst zu untersuchen, ob die Erblindung von solcher Art sei, daß die Kunst sie entfernen könne. Der Arzt fand allerdings, daß zu starke Anstrengung der Sehkraft und eine dadurch bewirkte Schwäche der Augennerven die Krankheit erzeugt habe. Er fand, daß die Verdunkelung in der Mitte des Auges am Größesten war und nach den Seiten hin abnahm; daher der Kranke in schiefer Richtung, und wenn das ihn umgebende Licht nicht zu stark und blendend war, noch etwas sehen konnte. Der Arzt erklärte, daß er zwar durch Arzenei die Verdunkelung der Linse wieder aufheben, oder, wenn dies nicht gelänge, wenig-

stens den Fortschritt der Erblindung aufhalten und völlig unterdrücken zu können hoffe, jedoch bliebe die Operation immer das beste und sicherste Mittel, um in weit kürzerer Zeit das Beste zu erreichen. Da nun der Cantor sich zur Operation bereit erklärte, so wurde einer der nächsten Tage, welchen der Arzt zu wählen sich vorbehalten, dazu angesetzt.

Der Tag kam und viele Freunde und vornehme Gönner des alten Bach fanden sich in seiner Wohnung ein, um Zeugen einer Operation zu sein, von der man sich, gestützt auf die anerkannte Geschicklichkeit des englischen Arztes, den besten Erfolg versprach. Der Kranke selbst bewies eine bewundernswerthe Ruhe; es war die Ruhe der vollsten Ergebung in Gottes Willen, welche weder eine Furcht vor möglichem Uebel und Schaden, noch eine solche Hoffnung aufkommen läßt, welche das gewünschte Gute als völlig und so unentreißbar sicher hinstellt, daß dann die Trauer desto größer wird, wenn die veste Hoffnung dennoch unerfüllt geblieben ist. Der fromme Mann verblieb bei seinem Satze: „Was mein Gott will, gescheh' allzeit; sein Wille ist stets der beste."

Der verhängnißvolle Stich, von welchem Licht und Finsterniß abhing, geschah. Darauf wurde die Binde um die Augen gelegt und dem Kranken die größte Leibes- und Seelenruhe zur Pflicht gemacht. Auch erhielt er die nöthigen Arzeneien, um die Heilung zu begünstigen und zu befördern. Am vierten Tage endlich erklärte der Arzt, daß es nun Zeit sei, die Binde abzunehmen.

Zur vestgesetzten Stunde war die ganze Familie und mit ihr viele Freunde um den Kranken versammelt. Es galt einen schönen, seligen Augenblick; nach langer, langer Zeit sollten wieder zum ersten Male die Augen des Hausvaters sich an dem Anblicke der Seinen weiden; der erste, neugeborne Strahl seines Auges sollte auf Die fallen, die ihm Gott gegeben hatte. Eine unruhige, ängstliche und doch freudige Er-

wartung durchzog alle Gemüther; Aller Augen waren auf den theuren Mann gerichtet und über Aller Lippen lief ein leises Zittern, wie der Hauch eines stillen Gebetes, das um Erhörung fleht. Nur er selbst, der treue Knecht Gottes, saß still und ruhig auf seinem Lehnstuhle, die gefalteten Hände auf seinen Schoos gelegt. Jetzt näherte sich ihm der Arzt, und nahm die Binde von den Augen. Da rief es ungeduldig von allen Seiten: „Vater, lieber, guter Vater, kannst Du uns sehen?“ Und die Hausfrau neigte sich über die Schultern des Mannes, faßte seine Hand und sprach: „Kennst Du mich wieder, mein lieber Sebastian?“ und dabei fielen ihre Thränen auf seine Hände nieder.

Und er? Er richtete die glanzlosen Augen weit geöffnet nach allen Seiten hin, ließ dann ruhig sein Haupt sinken und sprach: „Des Herrn Wille geschehe! Ich kann nichts sehen!“

Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes durchtönte das Zimmer; der Arzt aber fragte: „Könnt Ihr gar nichts sehen, Herr Cantor?“

„Es ist, wie sonst!“ antwortete er. „Ich sehe, daß meines Gottes Sonne wieder aufgegangen ist; zu beiden Seiten meiner Augen tritt das milde, freundliche Licht mich an; aber vor mir ist Nacht und Dunkelheit.“

„Und könnt Ihr Niemanden erkennen?“ fragte der Arzt weiter.

„Ich sehe links und rechts wohl dunkle Gestalten, die sich bewegen,“ sagte der Kranke; „aber ich erkenne sie nicht. Was thut aber das! Mein Ohr und mein Herz sagen mir, wer bei mir ist. Herr Doctor, ich fühle, daß ich noch ein reicher Mann bin.“

Der Arzt stand ernst und still vor seinem Kranken; man sah es ihm an, daß ernst-berathende Gedanken durch seine

Seele gingen. Endlich ergriff er des Cantors Hand und sagte: „Habt Ihr noch Vertrauen zu mir?"

„Wie meinet Ihr das, lieber Herr?" fragte Bach.

„Wollt Ihr zum zweiten Male Euch mir anvertrauen?" fuhr der Arzt fort. „Noch gebe ich nicht die Hoffnung auf! Alles, was Ihr mir sagtet, was ich selbst an Euch wahrnehme, die Erfahrungen, die ich in meiner Kunst gemacht, Alles läßt mich hoffen, daß es beim zweiten Male gelingen werde. Ich bitte Euch, lieber Herr, habt Vertrauen zu mir."

„O gern!" anwortete der Cantor. „Es muß wohl so sein, daß Ihr mich darum bittet. Hat Euch Gott die Macht gegeben, mir für die kurze Spanne Lebenszeit, die ich noch übrig habe, das Licht meiner Augen wieder zu geben, warum sollte ich es nicht dankbar hinnehmen?"

---

Und wiederum war der verhängnißvolle Stich geschehen und der alte Cantor saß abermals mit verschlossenen Augen mehrere Tage lang ruhig und ergeben auf seinem Lehnstuhle, ohne daß auch nur eine Klage seinen Lippen entschlüpfte. Nur wenn sein Weib oder eines seiner Kinder von dem seligen Augenblicke redete, in welchem zum ersten Male wieder Alles, was sein Herz auf Erden liebte, erkennbar vor sein Auge treten würde, nur dann schüttelte er leise das ehrwürdige Haupt und sagte: „Ihr Lieben, hoffet nicht zu viel! Nicht daß ich keinen Glauben hätte an die Allmacht und Gnade meines himmlischen Vaters; aber bedenket, ich bin ein alter Mann, ein müder Greis. Mein Tagewerk ist vollbracht; was bedarf ich eigentlich noch eines neuen Augenlichtes! Gott sei Dank, daß das innere Licht meines Geistes mir ungeschwächt geblieben ist! Wie oft habe ich in diesen Tagen an das Wort meines Herrn gedacht: „Das Auge ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein

ganzer Leib licht sein. Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß selber sein?“ Ja, mein gutes Weib, ich würde erst dann unglücklich sein, wenn in mir, in meinem Gemüthe eine solche Nacht sich gelagert hätte, wie jetzt meinen Leib umgiebt. Wohl mir, daß ich weiß, an wen ich glaube. Wohl mir, daß mein Erlöser lebt, der mich aus der letzten Nacht dieses Lebens in das ewige Licht der Gnade bringen wird. Darum seid stille, und wartet ab, was der Herr über mich beschlossen hat.“

Und wiederum war die Stunde erschienen, in welcher von des Arztes Hand der Verband von den Augen genommen werden sollte. Auch dies Mal war das Zimmer von theilnehmenden Freunden voll; aber es wollte keine rechte frohe Hoffnung unter ihnen aufkommen. Selbst der Arzt blickte gar ernst und gedankenvoll in den Kreis der Versammelten hinein! Endlich war es geschehen; die Binde war abgenommen, und der Cantor fuhr sich schnell mit der Hand über die Augen und ließ sie einige Augenblicke darauf ruhen.

„Es ist gelungen!“ riefen einige Stimmen. „Es blendet ihn das Licht des Tages.“ Und der Arzt fragte mit zitternder Stimme: „Könnt Ihr sehen?“

„Nein!“ antwortete Bach ruhig. „Es ist nun volle Nacht um mich.“

Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes und der Klage ertönte abermals durch das Zimmer; die Hausfrau lag weinend an des Gatten Brust und in den Geberden und Klagelauten der Kinder lag die tiefste Trauer und Wehmuth.

„Warum weinet Ihr?“ fragte der Cantor. Singet mir lieber mein Lieblingslied: „Was mein Gott will, gescheh' allezeit, sein Wille ist stets der beste.“

Der Arzt aber sprach still für sich: „Gott weiß es, ich habe gethan, was ich vermochte!“ und verließ ernsten Blickes das Zimmer.

---

## II.

Ein volles Halbjahr nach jener unglücklichen Operation, welche statt des helleren Augenlichtes eine völlige Erblindung herbeiführte, — um die Mitte des Juli 1750 — saß der alte Cantor in seinem Lehnstuhle, neben ihm sein Weib und sein jüngerer Sohn Friedrich. Es herrschte eine fast todtenartige Stille im Zimmer, welche Mutter und Sohn nicht zu unterbrechen wagten; denn der Vater hatte seine Hände, wie er zu thun pflegte, über seinen Schoos gefaltet und richtete die blinden Augen aufwärts. Ein leises Zittern bewegte seine Lippen, es war die stumme Sprache des Gebetes, unverstanden von Menschen, aber gnädig angenommen und erhöret von Dem, vor dem Finsterniß ist wie das Licht, und der unsere Gedanken von Ferne kennt. Endlich sagt Bach halblaut und mehr für sich hin: „Meine Zeit ist dahin! Der Herr wird mich bald erlösen von allem Uebel und mir aushelfen zu seinem himmlischen Reiche.“

„Nicht doch, lieber Sebastian!“ sagte die Hausfrau. „Gott wird Dich noch eine Zeit lang unter uns lassen! Was sollte aus uns werden, wenn Du von uns gingest?“

„Fürchtest Du, daß Du von Gott verlassen seiest?“ fragte der Vater. „Sieh doch an unser ganzes Leben, und wohin Du siehst, findest Du Gottes Hand, die uns geleitet hat.“

„Aber mit Dir ginge unsere Freude dahin!“ fuhr sie fort. „Muß ein Weib nicht unglücklich sein, das den treuesten Freund ihres Herzens und den Vater und Versorger ihrer Kinder verloren hat?“

„Verloren?“ wiederholte Bach. „Da sei Gott für, daß Ihr Solches denkt. Kann Jemand verloren gehen, der zum Vater geht? Giebt es kein Herz, in welchem der Glaube sich über Grab und Tod erhebt? Giebt es keine Harmonie solcher Seelen, die von der Erde und aus dem Himmel sich ungetrennt zusammenhalten? Giebt es kein Gedächtniß der Aeltern, das bei den Kindern in Segen und in Ehren bleibt?“

„Wohl das!“ antwortete die Hausfrau. „Aber behält nicht der Tod seine Schrecken für das schwache menschliche Herz? Hätte mir es nun nicht mein Christenthum gesagt, so müßte ich es allerdings von Dir gelernt haben, lieber Sebastian, daß Denen, welchen Christus ihr Leben ist, der Tod nur Gewinn sein kann; aber für Die, welche noch bleiben —“

„Ist der Tod auch Gewinn,“ fiel Bach schnell ein. „Ihr lernet dann auf's Neue, daß der Staub zum Staube zurückkehrt, und daß es wohl eine große Freude ist, Diejenigen in einer bessern Heimath zu wissen, die man liebt. Und kommt nicht Euch Allen einst auch der rechte Gewinn?“

Die Hausfrau schwieg, obgleich ein tiefer Seufzer verrieth, daß in ihrem Herzen noch mancherlei Gedanken sich bewegten. „Du seufzest, liebes Weib!“ fuhr nun der alte Cantor fort: „Möchte ich doch fast glauben, daß Du mir die Ruhe nicht gönnest, nach der mich so sehnlichst verlangt.“

„Wie ruhig aber, Sebastian,“ entgegnete die Frau, „hast Du bisher Dein Kreuz getragen, und auch mit keinem Wort geklaget, daß Dir die Last zu schwer sei, die Gottes Hand Dir auferleget hat.“

„Gewiß, gewiß!“ sagte der Cantor schnell. „Gott erhalte mir auch ferner Demuth und Geduld. Aber sprich, was soll ich noch hier? Das Licht meiner Augen ist mir

genommen, meine Hände zittern, mein ganzer Leib ist schwach und hinfällig, ich bin eine Last im Hause —"

„Wie thust Du mir weh, Sebastian," unterbrach ihn rasch die Gattin, „wenn Du so sprichst. Bist Du nicht unseres Hauses Ehre und Freude, bist Du nicht der treue, gute Vater unserer Kinder, bist Du nicht unser Eins und Alles, was wir haben auf Erden? Wäre es nicht eine Versündigung an Gott, nicht ein sündliches Murren gegen seine ewige Ordnung, nach welcher der Leib alt und schwach werden muß? Ja, wäre es nicht die größte Undankbarkeit gegen Dich selbst, lieber Sebastian, wenn wir nicht in so kleinem Maaße Dir wieder vergelten wollten, was Du Großes für uns gethan hast?"

„Sei mir nicht böse, liebe Mutter!" bat der Cantor. „Wehe thun wollte ich Euch nicht. Vielmehr könntet Ihr gegen mich klagen, daß mich eine solche Schwachheit, zu klagen, überwältigte. Aber wisset Ihr, was mich so sehnlich an meine Auflösung denken läßt? Es ist nicht der Ueberdruß an meinen Leiden, obgleich meine Hinfälligkeit täglich größer wird; es ist vielmehr, wie mein theurer Sanct Paulus spricht, die Lust abzuscheiden und bei Jesu Christo zu sein. Es ist die Sehnsucht meines Glaubens, die mich aus dem Vergänglichen hinauftreibet zum Unvergänglichen, es ist das Drängen und Treiben meines Geistes, nun recht bald im Schauen zu wandeln. Es mag sein, daß mein müder, abgelebter Leib, daß auch zuweilen die mancherlei Schmerzen, die mir selbst die wenigen Stunden Schlafes rauben, auch ihren Theil mit haben an meiner Sehnsucht, im Lichte zu wandeln, und dort zu sein, wo kein Leid, kein Geschrei und der Tod nicht mehr sein werden; aber wollt Ihr mich darum tadeln, wenn ich mich von ganzem Herzen freue, daß nun das Stückwerk bald aufhören und das Vollkommene kommen werde? Lasset mir deshalb ungetrübt meines Paulus Zusage: Chri-

stus wird unsern nichtigen Leib verklären, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe; und meine Hoffnung, bald mit einstimmen zu können in der Cherubim und Seraphim Lobgesang: Heilig, heilig, heilig ist unser Gott, der Herr Zebaoth! Alle Lande sind seiner Ehre voll."

Als der fromme Greis hier schwieg, trat abermals eine lautlose Stille im Gemache ein, bis er selbst, wie von einem mächtigen Gedanken ergriffen, das gesenkte Haupt schnell emporrichtete, die blinden Augen mit der linken Hand bedeckte und mit feierlicher, vester Stimme diesen Vers vor sich hin sprach:

Komm, Jesu, komm, mein Leib ist müde,
Die Kraft verschwindet mehr und mehr.
Ich sehne mich nach Deinem Frieden,
Der saure Weg wird mir zu schwer,
Komm, komm! Ich will mich Dir ergeben.
Du bist der rechte Weg,
Die Wahrheit und das Leben!

Und als er diesen Vers geendet hatte, wandte er sich zu seinem Sohne und sprach: „Lieber Friedrich, hole Papier und Tinte und Feder und schreibe, was ich Dir dictiren werde."

Und als Friedrich diesem Befehle Folge geleistet, begann der blinde Cantor mit leiser, aber vester Stimme zu singen: „Komm, Jesu, komm, mein Leib ist müde!" und sagte: „schreibe dies auf, mein Sohn." Und so setzte er es fort, dictirte Stimme zu Stimme, in wundervoller, kunstreicher Harmonie, bis endlich der Sohn verwundert ausrief: „Wie, mein Vater, eine achtstimmige Motette?"

„Ach, wie arm ist das noch!" rief der alte Bach aus. — „Mit tausend Stimmen möchte ich singen: Komm, Jesu, komm! Ja, ich höre in der Tiefe meiner Seele das ganze, gewaltige, tausendstimmige Chor, ein jeder Mund in

seiner Weise, und doch alle in einem Geiste, in einer Anbetung, in einem Seufzen und Flehen! Ach, wie arm und klein ist des Menschen Kraft! Er kann nicht einmal Andern geben, was er selber hat! Aber Du, ewiger Gott, Du verstehest mein Gebet, und ich weiß, daß Du mich erhören wirst."

Als endlich der Gesang geendet, und das großartige, heilige Kunstwerk auf dem Papiere vestgehalten war, sagte der fromme, gottbegeisterte Sänger: „Friedrich, führe mich zum Clavier; wenn auch meine Hände zittern, ich muß noch einmal meinen Gott loben und preisen. Du aber, mein Sohn, siehe zu, ob Du auch überall richtig geschrieben hast."

Geführt von des Sohnes Hand, dessen Augen voll Thränen standen, wankte der Greis an das Clavier, den vertrauten Freund seines Herzens, der allein die erhabene Sprache seiner Seele mit ihm redete. Und nun begann er, wenn auch leiblich gehüllt in tiefe Nacht, doch im vollsten Lichte seiner heiligen Kunst, die Motette, die er eben seinem Sohne in die Feder dictiret, mit solcher Treue zu spielen, daß auch nicht ein Ton, weder in der Melodie, noch in der Harmonie, von Dem abwich, was Friedrich auf seinem Papiere nachlas. Es konnte auch nicht anders sein; denn der Lobgesang, welchen Sebastian Bach in seinem Gemüthe dem Herrn dichtete und sang, war jederzeit ein vollendetes Kunstwerk, an dem nichts zu viel und nichts zu wenig aufgebaut war. Was hätte fehlen können, das war sicherlich nicht dabei und was nicht fehlen durfte, das lag in geschlossenen Reihen und Gliedern groß und herrlich in seiner Seele aufgebaut. So wenig der Spiegel auch nur in seinem kleinsten Theile ein anderes Bild wieder geben kann, als was hineinfällt, so wenig konnte der große Mann, dessen ganze Seele Anbetung Gottes war, auch nur im geringsten Tone eine andere Sprache seiner heiligen Musik reden, als vorher Got-

tes Geist in seinem Gemüthe gesprochen hatte. Er redete, weil er glaubte.

Als Bach sein Spiel geendet hatte, blieb er noch einige Augenblicke still und lautlos am Claviere sitzen; da richtete er plötzlich sein gesenktes Haupt empor, wendete es links und rechts, bedeckte mit der Hand seine Augen, gab dann die Augen wieder frei und rief endlich aus: „Mein Gott, ist's möglich?"

„Was denn, Vater?" riefen Mutter und Sohn zugleich, indem sie auf ihn zueilten.

„Ja, es ist also!" antwortete der Cantor. „Ich kann wieder sehen! Ich sehe ja euch, ich sehe mein Clavier, meinen Stuhl, — — großer, gnädiger Gott und Vater, ich bin es nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest. Kommt an mein Herz, ihr Lieben! Die Freude über meines Gottes Barmherzigkeit will mir die Brust zersprengen."

Und Mutter und Sohn weinten Thränen der Freude unter der Umarmung des Vaters. Dieser aber rief: „Eilt, ruft mir meine Kinder alle; ich will sie alle noch einmal sehen, noch einmal an ihrem Anblicke mich weiden. Solche Seligkeit kann nicht lange dauern, sie tödtet mich."

Friedrich eilte fort und rief herbei alle Brüder und Schwestern, und bald stand ein dicht gedrängter Kreis liebender, glücklicher Kinder um den glücklichen Vater. Er zog sie Alle an sein Herz und sagte: „Ja, Ihr seid es noch! Das ist noch das treue, fromme Auge, das ist noch das Abbild meiner seligen Hausfrau, das sind sie noch Alle, wie ich sie vordem gesehen, und in meinem Herzen behalten habe! Ach, warum hat mir Gott noch so Großes gethan, und hat mich vor meinem Scheiden noch einmal mein Liebstes und Theuerstes sehen lassen, was ich hier zurücklasse?"

„Sprich nicht so!" bat die Hausfrau. „Warum willst Du uns die selige Freude dieser Stunde, die wie ein Gna-

denlicht über uns gekommen ist, durch den Gedanken an den Tod trüben? Wie kannst Du, Sebastian, jetzt an Trennung denken, wo Dich eben Gott sichtbar wieder mit uns vereint hat? Kann es nicht ein neugeschenktes Leben sein, daß Du mit uns noch lange Jahre Dich freuen sollst?"

Mit dem Ausdrucke wehmüthiger Freude schüttelte der Cantor langsam sein müdes Haupt und sagte: „Täuschet Euch nicht, Ihr Lieben! Meine Zeit ist gekommen! Gott hat nur mein Gebet erhöret! Es ist nach langer Nacht der letzte frei gewordene Blick! Gott hat mich noch einmal wollen sehen lassen, was er mir gegeben hat. Ja, Gott hat in dieser Freude nach langer Traurigkeit mir einen Vorschmack gegeben, wie das unerschaffene Licht seines ewigen Thrones mich beseligen wird, wenn ich aus der Finsterniß des Todes in die ewigen Hütten eingehe, die mir das Blut meines Erlösers erworben hat."

„Doch," unterbrach er sich plötzlich selbst: „Wie wird mir! Haltet mich, Kinder! Es drängt sich gewaltig nach meinem Herzen! Ich kann es nicht mehr fassen! Herr Jesu Christ — verlaß mich nicht!"

Und kaum waren diese abgebrochnen Worte seinen zitternden Lippen entflohen, als er sein Haupt neigte und kraftlos auf den Stuhl niedersank, zu welchem die Angst der Seinen ihn mehr getragen, als geführt hatte.

Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen, — und das Licht seiner Augen wieder hinweg genommen.

Und das war die letzte Stunde des großen Mannes, in welcher er mit vollem Bewußtsein seines gottbegeisterten Gemüthes sich und seinen himmlischen Beruf erkannte. In kurzer Zeit bildete sich ein hitziges Fieber aus. Die menschliche Kunst verschwendete alle ihre Mittel, um das Leben dieses theuren Mannes zu retten. Aber er hatte Recht: seine

Zeit war gekommen; der völlig ermattete Körper konnte die stürmische Gewalt der Krankheit nicht bekämpfen.

Johann Sebastian Bach starb ruhig und schmerzlos in den Abendstunden des 28. Juli 1750, in einem Alter von 65 Jahren und 4 Monaten. Er starb als ein frommer und getreuer Knecht seines Herrn!

Er starb; aber wenn eins seiner Werke, die er zur Ehre Gottes geschaffen, im Tone wieder lebendig wird, dann durchzittert jedes fühlende Herz ein heiliger Hauch der Andacht und die Lippe bekennt: „Das ist des Christen Glaube, der da redet!“

# Der alte Candidat.

## Scenen aus Paul Gerhardt's Candidatenleben.

# I.

Es war in den Morgenstunden des neunzehnten Mai im Jahre 1651, als ein bejahrter Geistlicher in das Haus des churfürstlich brandenburgischen Kammergerichts-Advocaten, des Herrn Andreas Berthold zu Berlin eintrat und im Vorsaale die Dienerin fragte, ob er nicht vielleicht zu früh um die Erlaubniß bitte, seinen Morgengruß zu bringen. Kaum aber war die Dienerin in das Zimmer eingetreten, als sich die Thüre wieder öffnete, und eine Jungfrau von ansehnlicher Gestalt, obgleich etwas bleichen Angesichts, schnell heraustrat und ausrief: „Ehrwürdiger Herr Propst, wenn ich vor Eurer Thüre stände und wartete, bis Ihr mich eintreten hießt, so wäre das ganz in Ordnung; aber wie könnt Ihr mich so tief beschämen und erst anfragen lassen, ob ich den ehrwürdigen Diener Gottes, den theuren Mann, der mich einst zum Christenthume geweihet hat, willkommen heiße?“

„Liebe Jungfer Maria!“ antwortete der Propst, indem er mit dem Mädchen in's Zimmer trat. „So müsset Ihr meine Anfrage nicht deuten. Nur die frühe Morgenstunde, die eben nicht zum Besuche geeignet ist, ließ mich fürchten, daß ich zu früh käme. Aber ich konnte es heute nicht erwarten, Euch zu sehen und zu sprechen, um wenigstens nicht der Letzte zu sein, der Euch zu dem heutigen Tage seine besten Segenswünsche bringt.“

„Wie gütig seid Ihr, ehrwürdiger Herr!“ sagte die Jungfer. „Ihr habt mich allerdings seit einer ziemlichen Reihe von Jahren daran gewöhnt, an diesem Tage Euren

väterlichen Segen zu empfangen, so daß ich diesen Morgen, als ich mein Gebet verrichtete, Gott schon im Voraus dafür gedankt, daß Ihr mich Eurer fortdauernden väterlichen Freundschaft würdiget. Aber, mein ehrwürdiger Herr Propst, habt Ihr denn auch schon genau die Jahre gezählt, die ich heute beschließe?"

„Nicht so genau!" antwortete er und fuhr dann mit leichtem Lächeln fort: „Sagt man doch, daß die Frauen es nicht wohl leiden mögen, wenn man allzugenau ihre Lebensjahre zählt."

„Ich wenigstens habe diese Schwachheit nicht!" entgegnete Marie und setzte dann doch mit einiger Verlegenheit hinzu: „So ich gleich wohl Ursache dazu hätte. Glaubet Ihr, lieber Herr, daß ich heute bereits mein neunundzwanzigstes Lebensjahr beschließe?"

„Ja, ja!" äußerte der Propst. „Es mag wohl sein; denn Ihr wurdet ja in den ersten Jahren des langen, blutigen Krieges geboren. Doch warum solltet Ihr deshalb Ursache haben, Euer Alter zu verleugnen? Seid Ihr nicht mit Ehren bis hierher gekommen? Und weiß nicht Jedermann, daß Ihr bereits seit mehr denn zehn Jahren eine ehrsame Hausfrau sein könntet, wenn Ihr nur auf eine der vielen an Euch gerichteten Fragen Ja geantwortet hättet? Und ist nicht namentlich der eine Grund, der Euch abgehalten hat, das älterliche Haus zu verlassen, über Alles ehrenwerth?"

Marie erschrak und über ihr blasses Angesicht zog eine flüchtige, glühende Röthe. „Was meinet Ihr?" fragte sie ängstlich.

„Nun," antwortete der Propst, „daß Ihr mit so seltner Aufopferung Eure kranke Mutter pfleget. Ist es nicht bereits in's fünfte Jahr, daß Eure arme Mutter, von Krankheit und Altersschwäche heimgesucht, kaum aus dem Bette mehr aufstehen kann, und daß Ihr, wie mir wohl ist berichtet worden,

weder des Tages noch der Nacht sie verlasset, und um des unpassenden Raumes willen auf einem niedern, geringen Lager Euch allnächtlich neben die Mutter bettet, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn Hilfe noth thut? Gott lohne es Euch, liebe Jungfer! Ja, ich möchte zu Euch sprechen, wie Boas zur treuen frommen Ruth spricht: „Gesegnet seist du dem Herrn, meine Tochter; du hast eine bessere Barmherzigkeit hernach gethan, denn vorhin, daß du nicht bist den Jünglingen nachgegangen, weder reich noch arm.“

Marie war gleich bei den ersten Worten des Geistlichen wieder ruhiger geworden; ein Beweis, daß ihre Angst unnöthig war. Ihre Wangen nahmen wieder ihre frühere Bläße an, wohl eine Folge der beschwerlichen Nachtwachen bei der kranken Mutter. Als der greise Prediger bei seinen letzten Worten seine Rechte segnend auf Mariens Stirn gelegt hatte, fielen aus ihren Augen einige Thränen zu Boden. Dann sagte sie: „So glücklich mich Euer Segen macht, mein ehrwürdiger Vater, so fühle ich doch, daß ich seiner um meines Werkes willen nicht werth bin. Ist es denn eines Lohnes und eines Lobes werth, wenn ein Kind die Mutter in der Krankheit pfleget? Aber lasset mir Euren Segen, ich bedarf gar zu sehr eines tröstlichen Wortes.“

Doch, als hätte sie zu viel von Dem verrathen, was ihr Herz belastete, — sie wandte sich schnell ab und sagte: „Ich höre die Mutter rufen, gewiß sie verlangt nach mir. Nehmet unterdeß Platz, ehrwürdiger Herr, und entschuldigt meine Unschicklichkeit. Mein Vater ist leider eines nothwendigen Geschäfts wegen für heute verreiset. Ich werde sogleich wieder bei Euch sein.“

Sie eilte schnell durch die Thüre in die Kammer, und überließ den ehrwürdigen Propst sich selbst. Dieser, ein alter Freund des Hauses, fand darin nichts Unschickliches und Ungewöhnliches, ob ihm gleich die Verlegenheit der Jungfer

Marie nicht entgangen war. Er setzte sich an ihren Arbeitstisch am Fenster, auf welchem des frommen Arnd: Wahres Christenthum bei dem 45sten Capitel des zweiten Buches aufgeschlagen war, und das zur Ueberschrift hat: Gottes Trost in Trübsal wirket in unserm Herzen Geduld. Der Propst — es war dies Herr M. Petrus Behr, Senior zu St. Nicolai — schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Also Das hat sie an ihrem heutigen Geburtstage gelesen! Statt eines freudigen Dankes für das neugeschenkte Leben suchet sie nach Trost in der Trübsal? Es muß irgend Etwas vorgefallen sein, das sie gar so traurig macht."

Als der Propst bei diesen Worten wie zufällig über den Daumen die Blätter des Buches laufen ließ, stieß er auf ein Papier mit Goldschnitt; und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Inhalt des Blattes zu lesen. Kaum hatte er flüchtig einige Zeilen überflogen, als sich in seinen Mienen die freudigste Ueberraschung malte, und ohne daß er es wußte, begann er laut und mit dem Ausdrucke der tiefsten Empfindung vor sich hinzulesen:

Gieb Dich zufrieden, und sei stille
In dem Gotte Deines Lebens.
In ihm ruht aller Freuden Fülle,
Ohne ihn müh'st Du Dich vergebens.
Er ist Dein Quell und Deine Sonne.
Scheint täglich hell zu Deiner Wonne.
Gieb Dich zufrieden!

„Wie herrlich!" rief er aus. „Ist das nicht die freundliche Sprache eines kindlichen, unverzagten Gottvertrauens? Sollte Marie in ihrem Glauben wankend geworden sein?" Und er las dann weiter:

Er ist voll Lichtes, Trostes und Gnaden,
Ungefärbten, treuen Herzens.
Wo Er steht, thut Dir keinen Schaden
Auch die Pein des größten Schmerzes.

Krieg, Angst und Noth kann er bald wenden:
Ja, auch den Tod hat er in Händen.
Gieb Dich zufrieden!

„Sie ist betrübt über die Krankheit der Mutter!“ unterbrach sich hier der Propst von Neuem. „Die arme Marie trägt allerdings kein leichtes Kreuz. Tag und Nacht keine Ruhe, die einzige Pflegerin der Kranken; und zwar mit ihrem eignen Willen; denn sie könnte sonst mit ihren Geschwistern die Nachtwachen theilen. Ja man sieht es ihr auch an! Die frischen, blühenden Wangen sind gar bleich und matt geworden! Wäre nicht noch der helle, lebendige Blick ihrer Augen, ich würde sie für krank halten.“ Darauf las der Propst, der ganz vergessen zu haben schien, daß er in einem fremden Zimmer von einem gewiß nicht für Jedermann bestimmten Liede ohne alle Scheu Gebrauch mache, mit lauter Stimme weiter:

Wie Dir's und Andern auch ergehe
Ist ihm wahrlich nicht verborgen.
Er siehet und kennet aus der Höhe
Der betrübten Herzen Sorgen.
Er zählt den Lauf der heißen Thränen
Und faßt zu Hauf' all unser Sehnen.
Gieb Dich zufrieden!

Ist gar kein Einz'ger mehr auf Erden,
Dessen Treue Du darfst trauen,
Alsdann will Er Dein Treu'ster werden,
Und zu Deinem Besten schauen.
Er weiß Dein Leid und heimlich Grämen;
Auch weiß er Zeit, Dir's zu benehmen.
Gieb Dich zufrieden!

Er hört die Seufzer Deiner Seelen
Und des Herzens stilles Klagen.
Und was Du Keinem darfst erzählen,
Magst Du Gott gar kühnlich sagen.

Er ist nicht fern; steht in der Mitten,
Hört bald und gern der Armen Bitten.
Gieb Dich zufrieden!

Weiter konnte der Propst vor Bewegung nicht lesen. „Noch niemals," rief er aus, „hat ein Trostwort mich so sehr ergriffen! Wessen ist das Herz, das so wunderbar tröstend singen kann?" Und als er das Blatt umschlug, las er auf dem Titel:

**Der ehr- und tugendsamen Jungfer Anna Maria Berthold zum 19. Mai 1651. Von ihrem Lehrer Paulus Gerhardt.**

„Was!" fuhr er fort: „Der Candidat Gerhardt ist der wunderbare Sänger?"

„Ja, ehrwürdiger Herr!" sprach hier plötzlich Marie, welche, ohne daß es der Propst gemerkt hatte, wieder in's Zimmer eingetreten war. „Herr Gerhardt, mein und meiner Geschwister treuer Lehrer."

„Nehmt mir's nicht übel, Jungfer Marie," bat der Propst, „daß ich so unschicklich mich in Eure Geheimnisse eindränge. Aber um dieses köstlichen Fundes willen erdulde ich willig jeden verdienten Vorwurf. Und da ich nun einmal, wenn auch auf ziemlich unpassende und tadelnswürdige Weise, einen Blick in den Zustand Eurer Seele gethan habe, so bitte ich Euch, mir Euer Herz vollends aufzuschließen. Vielleicht kann auch ich Euch ein Wort des Trostes sprechen, wenn auch nicht so geistreich, wie der Candidat Gerhardt. Sagt mir, liebe Jungfer, was ist's denn, daß Euch gar so trüb' und traurig macht?"

Marie aber schwieg und schlug das Auge zu Boden.

„Ich meinte anfangs," fuhr der Propst fort: „es sei um der so langjährigen Krankheit Eurer schwergeprüften Mutter willen, wobei auch Ihr mit leidet; aber der Inhalt der übrigen Verse lässet mich fürchten, daß ein anderes Leid noch Euer Gemüth belastet."

Als auch jetzt Marie noch unentschlüssig und scheu in ihrem Schweigen verharrte, setzte der Propst hinzu: „Ich mag Euch wohl sehr unbescheiden und zudringlich erscheinen; aber ich meinte, wenn dem Herrn Gerhardt Euer Leid bekannt ist, so möchtet Ihr es auch mir, Eurem Beichtvater, vertrauen, wenn ich anders Eures Vertrauens mich werth gehalten habe."

Dieses Wort machte auf die Jungfer einen tiefen Eindruck, der sich durch die hohe Schamröthe, die ihre bleichen Wangen übergoß, offenbarte. Und wie es zu geschehen pflegt, daß ein Herz, welches sich irgend einer Schuld bewußt ist, sogleich argwöhnt, daß aus irgend einem Worte eines Andern eine Mitwissenschaft und eine Anklage hervorgehe, antwortete sie nun: „Ehrwürdiger Vater, ja, Ihr habt wohl recht; es ist ein ganz besonderes Leid, das mich so sehr niederdrückt; und ich leugne es Euch nicht, daß es um Herrn Gerhardt's willen ist."

„So habt Ihr Euch also ihm entdeckt?" fragte schnell der Propst. „Gewiß, sonst hätte er ja keine Ursache gehabt, Euch so kräftig zu trösten."

„Ich sehe, Ihr mißverstehet mich!" entgegnete die Jungfrau mit niedergeschlagnen Augen. „Warum sollt' ich Euch aber verschweigen, was mich quält. Die große Schwachheit meiner armen, kranken Mutter gestattet mir kein ausführliches Gespräch, das mein Herz erleichtern würde, und mein guter Vater, der von Früh bis Abends mit Arbeiten überladen ist, sucht in seinen kärglichen Mußestunden Ruhe und Erholung; wie könnte ich da ihm mit meinen Klagen zur Last fallen. Ihr, ehrwürdiger Vater, seid mir wie ein guter Engel in's Haus gekommen, und so höret denn meine Beichte: Ich weiß, Ihr muthmaßet, daß mich der Schmerz einer stillen Liebe zu Herrn Gerhardt verzehre, oder wohl gar, daß wir uns gegenseitig unsere Herzen geöffnet und ob des langen Zögerns, ehe unsere Hoffnung in Erfüllung gehet, traurig wären. Dem

ist aber nicht so, und Ihr werdet es mir gewiß glauben, ehrwürdiger Herr Propst. Ich mag es Euch zwar nicht verleugnen, daß mich die innigste Dankbarkeit und die tiefste Achtung vor dem Herrn Gerhardt beseelt, und es mag auch sein, daß diese Gefühle nichts anders sind, als die herzlichste Liebe zu ihm. Wie könnte ich auch anders! Er ist mein Lehrer, meines Herzens Freund und Rathgeber seit wohl funfzehn Jahren; er hat mir den Reichthum unsers heiligen Glaubens aufgeschlossen, er hat mich zu Jesu Christo geführt; ihm allein verdanke ich allen Trost und allen Muth, den mir meine Religion giebt; denn so, wie er, hat keiner mir das Verständniß der Schrift geöffnet. Ich würde undankbar sein, wollte ich ihn nicht lieben. Ja, ich gestehe es, Herr Gerhardt allein ist die Ursache, daß ich, wie Ihr vorhin sagtet, seit zehn Jahren jeden Antrag sonst so ehrenwerther und rechtschaffener Männer zurückgewiesen habe, — oft mit Kränkung meiner theuren Aeltern. Gott möge es mir verzeihen, wenn ich seine Wege vielleicht nicht erkannt habe, aber ich konnte nicht anders. Es war auch unter den Männern, die mich ihrer Achtung würdigten, nicht Einer, der so gut und fromm gewesen, wie Herr Gerhardt."

„Und weiß das Herr Gerhardt?" fragte der Propst.

„Wo denkt Ihr hin?" antwortete sie. „Nie ist ein Wort davon über meine Lippen gegangen! Weiß ich ja noch nicht einmal, ob Herr Gerhardt mich seiner Liebe und Freundschaft werth hält. Noch nicht ein Wörtlein hat er mit mir darüber geredet, ob ich gleich eben aus seinem ängstlichen Schweigen gegen mich schließen möchte, daß ich ihm etwas mehr gelte, als viele andere Jungfrauen. Wie könnte er auch anders; er hat noch kein Amt, noch kein Brot, und ist sonst an zeitlichem Gute sehr arm. Er ist viel zu gewissenhaft, als daß er unter so traurigen Verhältnissen das Loos eines Mädchens an das seine bände. Auch mag es sein, daß er allzu

niedrig von sich selbst denkt, und es nicht wagt, einen Mann, dessen Brot er isset, und unter dessen Dache er schläft, um die Hand seiner Tochter zu bitten. Doch verzeiht mir, ehrwürdiger Vater, diese Reden! Ich mache mir fast Vorwürfe, daß ich so schwach und kindisch vor Euch erscheine. Aber mein Herz war zu voll, ich mußte es einmal erleichtern."

„Also deshalb seid Ihr so betrübt?" fragte der Propst. „Deshalb, daß Eure liebsten Wünsche nicht in Erfüllung gehen wollen?"

„Nein, gewiß nicht!" antwortete Marie schnell. „War ich auch schwach genug, Euch meine geheime Liebe zu Herrn Gerhardt zu gestehen, so kenne ich doch zu sehr meine Unwürdigkeit, von Herrn Gerhardt vielen Andern vorgezogen zu werden. Ich trage dies Leid als eine Schickung des Herrn, und ich habe einen stillen Eid dem Herrn gethan, daß ich nie einem andern Manne angehören werde, als ihm, auch wenn er, was ich wohl verdiene, meiner ganz vergessen sollte. Nein, das ist es nicht, ehrwürdiger Vater, sondern ein anderes Leid; und wenn Ihr mir noch zuhören wollt, will ich es Euch vertrauen."

Als der Propst freundlichst darum bat, fuhr sie fort: „Es sind nun wohl vierzehn Tage her, daß eines Abends mein guter Vater mit Herrn Gerhardt über seine Zukunft sprach, und besonders darüber, ob er nicht um ein geistliches Amt nachsuchen wolle. Herr Gerhardt war darüber bestürzt und blieb lange die Antwort darauf schuldig. Endlich sagte er: Es schiene allerdings, als ob ihm kein geistliches Amt bestimmt sei, und er habe sich, obgleich schwer und nach langem Kampfe, an den Gedanken gewöhnt, daß er als ein armer und verachteter Candidat leben und sterben werde. Und bald darauf ging er mit einem traurigen Blicke auf mich fort. Ich kann nun diesen Blick nicht vergessen; es kam mir vor, als hätte Herr Gerhardt aus der Frage meines Vaters ge-

schlossen, daß er unser Haus verlassen möchte, weil allerdings meine Geschwister alle so weit erwachsen sind, daß sie des Lehrers, nach dem Sinne der gewöhnlichen Welt, nicht mehr bedürfen. Das drückt nun mein Herz, aber mehr noch als das, ist das Andere. Wenn nämlich Herr Gerhardt dabei verharren sollte, daß er kein geistliches Amt nachsuchen will, so ist das ein unersetzbarer Verlust, den die Kirche des Herrn erleidet. Es mag sein, daß mein dankbares Herz allzusehr darein redet, aber ich scheue mich nicht zu bekennen, daß in ganz Berlin und Köln kein zweiter Mann seines Alters und Standes ist, der so ein würdiger Diener Christi und ein so treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse wäre, als Herr Gerhardt. Er hat früher oft gepredigt, und wenn es bekannt war, eilten die Zuhörer aus beiden Städten herbei. Seit einiger Zeit predigt er auch nicht mehr."

„Ich stimme Euch darin ganz bei, liebe Jungfer!" sagte der Propst. „Und das Trostlied, das er zu Eurem heutigen Geburtstage gedichtet hat, beweiset auf's Neue, daß Herr Gerhardt ganz besondere Gnadengaben vom Herrn empfangen hat. Wie alt ist denn Herr Gerhardt?"

„Er ist," berichtete Marie, „im Jahre 1606 geboren, also jetzt bereits fünf und vierzig Jahre alt."

„Da wird es allerdings Zeit," fuhr der Propst fort, „daß er sich zu einem vesten Berufe entschließt."

„Meinet Ihr nicht auch?" fiel die Jungfrau ein. „Und das ist's eben, was mich um seinetwillen quält. In diesen vierzehn Tagen bin ich nicht ruhig geworden. Das Schlimmste dabei ist, daß ich nicht den Muth habe, mit ihm darüber zu sprechen; denn so seelengut er ist, und so frei er ist von allem Argwohn, — aber ich vermag es nicht, ihm die Ursache meiner Trauer zu gestehen. Er hat mich oft darum gefragt, und ich mußte ihn dabei lassen, daß die Sorge um meine arme, kranke Mutter mich so sehr niederbeuge. Er tröstet

mich deshalb in diesem Liede. Ach, er ahnet nicht, daß ich um seinetwillen leide."

„Nun," sagte der Propst, „ich spreche zu Euch mit Herrn Gerhardt: Gieb Dich zufrieden. Ich werde thun, was Ihr zu thun Euch scheuet. Vielleicht gelingt es mir, der Kirche einen so treuen Diener des Herrn zu erhalten."

Und als sollte es so sein; — bei diesen Worten ließen sich Tritte im Vorsaale hören. Es klopfte leise an, und auf Mariens halblautes: „Herein," das sie mit klopfendem Herzen und mit hochgerötheten Wangen aussprach, öffnete sich die Thüre. Und herein trat ein Mann von mittlerer Größe, mit einem offenen, freien und freundlichem Angesichte. Aus den großen, dunklen Augen brach ein leuchtender Strahl des Geistes und der Liebe, die seine Brust beseelte. Nach der Sitte der Zeit deckte ein leichtes Bärtchen die Oberlippe und das Kinn; aber gegen die Sitte, welcher selbst der ehrwürdige Propst Behr huldigte, fiel sein eigenes dunkles Haar in langen, dichten Locken zu beiden Seiten der Schultern hinab. Als der Ankömmling den Propst gewahrte, blieb er unentschlüssig an der Thüre stehen und wollte zuletzt sich wieder entfernen; als der Propst ihm aber zurief: „Herr Gerhardt, Ihr wollt doch nicht etwa meinetwegen Euch wieder entfernen?" — trat der Angeredete wieder zurück und grüßte mit freundlichem Gruße.

„Ihr kommt eben recht, lieber Herr Gerhardt!" fuhr der Propst fort, der das verlegene Winken der Jungfer Maria nicht bemerkte. „Es sind viele Wochen her, daß ich Euch nicht gesehen habe, obgleich das mehr meine Schuld ist, da ich so lange dies Haus nicht betreten habe. Wie geht es Euch, Herr Gerhardt?"

„Ganz wohl, ehrwürdiger Herr Propst, Gott sei Dank!" antwortete Gerhardt.

„Wirklich ganz wohl?“ fragte der Geistliche. „Gehöret Ihr zu den Wenigen, die nie einen Wunsch noch übrig haben?“

„Das könnte ich schon nicht sagen!“ entgegnete der Candidat. „Auch ich habe meine Wünsche, ohne welche einmal das schwache, unzufriedene Menschenherz nicht leben kann.“

„Und welche?“ fragte M. Behr weiter, ohne Zweifel in Erwartung einer Antwort, an welche es alles Das recht passend würde anknüpfen können, was er eben auf dem Herzen hatte.

„Mein nächster und innigster Wunsch,“ antwortete Gerhardt, „ist der, daß es dem Herrn in seiner Gnade gefallen möge, die Leiden der armen Frau Berthold abzukürzen, und ihr noch ein recht langes und gesundes Leben zu schenken. Die Wiedergenesung der Mutter würde auch der Tochter den vollen Frieden wieder bringen.“

„Gewiß, Herr Gerhardt!“ sagte Marie. „Indeß werdet Ihr doch nicht glauben, daß ich deshalb gegen Gottes Schickung murre?“

„O nein, liebe Jungfer!“ versicherte der Candidat im freundlichsten, gutmüthigsten Tone. „Das wäre das erste Mal, daß Ihr Euch gegen den Willen Gottes auflehntet. Aber ich meinte nur, daß auch Ihr wohl keinen größern Wunsch haben könntet, als Eure gute Mutter wieder gesund zu sehen. Und da dieser Wunsch so verzeihlich ist, und Ihr ihn bereits in's fünfte Jahr im Herzen traget, so meinte ich, daß Eure Freude eben so groß sein würde, als bisher Eure Sorge und kindliche Liebe gewesen ist.“

„Nun Gott wird ja helfen!“ fiel der Propst ein, dem es darum zu thun war, das ihm rechte Gespräch herbeizuführen. Er wendete sich daher an den Candidaten mit der wiederholten Frage: „Und welches sind denn die andern Wünsche, lieber Herr Gerhardt, wenn Ihr anders meine Zudringlichkeit entschuldigen wolltet.“

Noch ehe aber der Candidat in seiner Verlegenheit eine Antwort gefunden hatte, nahm sich Jungfer Marie, die auch ihrerseits ihre Ursache dazu haben mochte, seiner an und sprach im Tone freundlichen Vorwurfs: „Ei, ei, Herr Propst, habt Ihr mich doch nicht gefragt, was ich für Wünsche habe! Und das gerade heute an meinem Geburtstage, wo sich doch mehr Wünsche zu regen pflegen, als sonst. Oder meinet Ihr, ich hätte keinen Wunsch?“

„Eigentlich solltet Ihr keinen haben!“ entgegnete der Propst auf den Scherz eingehend, „wenn anders ein gewisses Lied seinen Eindruck auf Euch nicht verfehlt hat. Dort steht zu Ende jeden Verses: Gieb Dich zufrieden. Der Zufriedene hat aber keine Wünsche.“

„O da täuschet Ihr Euch!“ fuhr die Jungfrau fort. „Wenn ich anders Herrn Gerhardt recht verstanden habe, so meinet er, daß man sich nur über seine Schicksale nicht beklagen solle, und mit Allem zufrieden sein, was Gottes guter und gnädiger Wille über uns beschlossen hat. Denn selbst Herr Gerhardt spricht ja eine Hoffnung in seinem Liede aus, und wo Hoffnungen sind, da sind auch Wünsche. Höret gleich den Vers:

Sprich nicht: „Ich sehe keine Mittel:
Wo ich suche, ist nichts zum Besten.“
Denn das ist Gottes Ehrentitel:
„Helfen, wann die Noth am Größten.“
Wann ich und Du ihn nicht mehr spüren,
Da schickt er es, uns wohl zu führen,
Gieb Dich zufrieden!

Habe ich Euch so richtig verstanden, Herr Gerhardt?“

Als hier der Candidat in dem Schamgefühle der Bescheidenheit zu Boden niederblickte, gelang es der geängsteten Jungfrau Marie, dem Propste einen verständlichen Wink zu geben, daß er jetzt, in ihrer Gegenwart, die ihm mitgetheilte

Angelegenheit nicht zur Sprache bringen möchte. Als daher Gerhardt antwortete: „Ihr thut meinem geringen Liede zu viel Ehre an, liebe Jungfer; im Uebrigen aber möget Ihr wohl recht haben," — sagte der Propst: „Ihr denkt allzu bescheiden von Eurem Liede, lieber Herr Gerhardt. Hat doch lange Niemand so mächtig zu meinem Herzen gesprochen, als Ihr. Sagt mir, wo nehmt Ihr nur diese herrlichen Worte und Gedanken her?"

„Ich weiß es nicht!" entgegnete der Candidat. „Ich suche sie nicht! Wenn aber irgend ein Wort der heiligen Schrift so recht meine Seele bewegt, da ist's, als redeten hundert Stimmen in mir; und ich werde dann nicht eher ruhig, als bis ich die Feder zur Hand nehme und aufschreibe."

„Das ist das rechte Dichtergemüth!" sagte der Propst. „Es ist nicht menschliche Sorge und Fleiß, sondern Gottes Gnadengabe. Erlaubt Ihr mir eine Abschrift von diesem Liede? Und damit ich meine Bitte noch recht unbescheiden stelle, wollt Ihr mir diese Abschrift selbst machen und sie mir in meine Wohnung zubringen? Ich möchte ohnedies einmal mit Euch recht ausführlich reden."

Gerhardt sagte freundlichst zu und versprach, noch am Abende desselben Tages sein Wort zu lösen. Als er sich deshalb sogleich entfernte, und die Thüre hinter ihm geschlossen war, sagte der Propst: „Wenn Herr Gerhardt nicht ein berufener Diener Gottes ist, so giebt es keine Berufung durch den Geist des Herrn. Gott zeige mir seine Wege!"

Marie aber sprach: „Thut, was Ihr könnt, ehrwürdiger Vater, und die Christenheit wird Euch darum segnen!"

## II.

Seinem Versprechen gemäß trat der Candidat Gerhardt noch in den Nachmittagsstunden desselben Tages in das Studirzimmer des Propstes zu St. Nicolai in Berlin, des Hern M. Petrus Behr, um ihm die Abschrift des Liedes zu bringen, welches er am Morgen bei Jungfer Maria Berthold nur zum Theile gelesen hatte *).

„Ich danke Euch für diese freundliche Gabe!" sagte der Propst, indem er den Candidaten neben sich niedersetzen ließ. „Und ich wiederhole Euch, daß nur die wenigen Verse, die ich bis jetzt kenne, mich tief beschämt haben vor Euch; denn wenn ich auch alle meine Beredtsamkeit zusammen nehme, ich vermag meiner Gemeinde in einer ganzen Predigt keinen solch' herzlichen Trost zuzusprechen, als Ihr in diesem einen Liede gethan habt. Ich bin nun Propst und Senior des

---

*) Es ist zu beklagen, daß dies herrliche, allerdings nach einer ganz eigenen Melodie zu singende Trostlied Paul Gerhardt's in keines der mir bekannten älteren und neueren Gesangbücher aufgenommen worden ist. Dem Liede liegt das Wort der Schrift: Sei stille dem Herrn und warte auf ihn (Psalm 37, V. 7.) zu Grunde, welches Wort eben so geistreich als erbaulich nach allen möglichen Seiten von dem frommen Dichter behandelt worden ist. Wer dies aus funfzehn Versen bestehende Lied lesen will, findet es in dem zu Berlin herausgekommenen: Geistlichen Liederschatz. Zweite Auflage, unter Nr. 887. Der letzte Vers lautet:

Er wird uns bringen zu den Schaaren
Der Erwählten und Getreuen
Die hier mit Frieden heim gefahren,
Sich auch nun in Frieden freuen
Wo sie den Grund, der nicht kann brechen,
Den ew'gen Mund selbst hören sprechen:
Gieb Dich zufrieden!

Berliner Ministeriums, und Ihr, lieber Herr Gerhardt, noch ohne Amt! Findet Ihr nicht darin etwas Niederbeugendes für Euch und für mich?"

Gerhardt sah den Propst erstaunt an und antwortete nach einigem Zögern: „Ehrwürdiger Herr, ich weiß nicht, wie Ihr das meinet?"

„Laßt mich ohne Umstände mit Euch reden!" fuhr nun der Geistliche fort. „Wie kommt es, daß Ihr noch kein geistliches Amt bekleidet?"

„Weil mich der Herr dessen noch nicht würdig befunden hat!" erwiderte Gerhardt.

„Solltet Ihr," fragte der Senior weiter, „nicht dem Herrn zu viel überlassen? Oder mit anderen Worten: Ihr seid, wie ich gehört habe, bereits fünf und vierzig Jahre alt; habt Ihr Euch noch nie um ein geistliches Amt beworben?"

„O doch!" antwortete Gerhardt. „Es sind wohl bereits zwanzig Jahre her, daß ich das erste Mal eine solche Bitte geziementlich vorgetragen habe."

„Und sie ist Euch niemals erfüllt worden?" fragte der Propst. „Oder hättet Ihr irgend einen Antrag wieder zurückgewiesen?"

„Niemals, ehrwürdiger Herr!" entgegnete der Candidat.

„Und auch hier in Berlin oder auch in Cöln," fragte der Senior, „wo eben in dieser Zeit so viele geistliche Stellen schon wieder besetzt worden sind, hätte Niemand Eure Bitte beachtet und Eure Würdigkeit kennen gelernt?"

„Ich gestehe," erwiderte Gerhardt, daß ich seit meinem Aufenthalte in dem Hause des Herrn Kammergerichts-Advocaten Berthold nicht den Muth gehabt habe, mich den Bewerbern anzuschließen. Ich bin ein Ausländer, ehrwürdiger Herr."

„Ein Ausländer?“ wiederholte der Propst. „Damit macht Ihr eigentlich hiesiger Stadt einen argen Vorwurf, den sie um so weniger verdient, als viele meiner Amtsbrüder ebenfalls Ausländer sind. „Habt Ihr kein besseres Zutrauen zu unserem Magistrate?“

„Das wollte ich nicht gesagt haben!“ antwortete Gerhardt mit gerötheten Wangen. „Ich könnte schon deshalb Niemandem einen Vorwurf machen, als ich noch Niemanden um Etwas gebeten habe. Ich meinte es aber so, daß es von mir unbillig sei, ein gleiches Verlangen mit den Kindern des Landes zu stellen.“

„Was ist Euer Vaterland?“ fragte Behr.

„Churſachſen!“ berichtete der Candidat. „Mein seliger Vater war Bürgermeister des kleinen Städtchens Grä-fenhainichen.“

„Wie kommt es aber, lieber Herr Gerhardt,“ fuhr der Propst fort, „daß Ihr, wie Ihr sprecht, so muthlos geworden seid, Euch um ein Amt zu bewerben?“

„Ich kann nicht anders, als offen mit Euch reden!“ sagte der Candidat. „Als ich meine Studien vollendet hatte, glaubte ich allerdings, ich sei eben so würdig bereitet, wie meine Kollegen, um ein geistliches Amt zu verwalten. Ich that deshalb, zeitig genug, manchen Schritt. Aber meine Wege waren nicht Gottes Wege. Anfangs schmerzte mich das, und ich habe oft über unverdientes bitteres Geschick, über unverschuldete Zurücksetzung geklagt. Aber nach und nach kam ich doch zu besserer Erkenntniß meiner selbst. Ich sah immer mehr ein, daß ich noch nicht zum Prediger tauge, wenn ich auch nicht, wie Jeremias, meine Jugend vorschützen konnte. Je mehr ich selbst den Geist des wahren Christenthums aus des theuern Arnd's Schriften kennen lernte, je mehr ich in diesem Manne die nothwendigen Gaben und Eigenschaften eines christlichen Predigers erkannte, und je mehr

ich auf der anderen Seite das Bedürfniß im Volke kennen lernte, desto mehr kam ich zu der Ueberzeugung, daß mir Gott nicht diese Gabe verliehen habe, um Dem genug zu thun, was noth thut."

„Wie schwer," fiel hier der Propst ein, „trifft dies Wort mich und viele meiner Amtsbrüder, die allerdings erst in ihrem Amte erkennen, wozu sie eigentlich berufen sind. Aber doch hat dann Gott immer ausgeholfen und erfüllt, was er dem Propheten verheißen hatte: „Du sollst gehen, wohin ich Dich sende, und predigen, was ich Dir heiße." Doch fahret fort, lieber Herr Gerhardt!"

„Mit dieser Ueberzeugung von meiner Unwürdigkeit," erzählte dieser nun weiter, „mußte nun natürlich mein Muth sinken. Und ob ich gleich in diesen langen Jahren mit allem Fleiße mich auf das Amt eines christlichen Predigers und Seelsorgers vorbereitete, und auch, wie Euch bekannt ist, ehrwürdiger Herr, mich zuweilen in Predigten versuchte, so ist mir doch nun ein anderer Grund gekommen, der mich bestimmt, ruhig zu verharren."

„Und welcher ist das?" fragte Behr.

„Ich habe die veste Ueberzeugung gewonnen," antwortete Gerhardt, „daß Gott selbst mir Mittel und Wege zeigen wird, wenn meine Zeit gekommen ist, in ein geistliches Amt zu treten. Und ich stehe vest in der Hoffnung, daß Gott, wenn er mich würdig bereitet finden und die rechte Zeit und den rechten Ort für mich ersehen haben, er auch zu mir sprechen wird: Du sollst gehen, wohin ich Dich sende, und predigen, was ich Dir heiße."

„Ich kann diesem Vertrauen auf des Herrn allweise Regierung seiner Kirche Nichts entgegenstellen," sagte der Propst. „Denn wo der Glaube darein redet, darf kein anderes Menschenwort die Uebermacht gewinnen wollen. Aber Eins erlaube ich mir, Euch in aller Freundlichkeit noch vorzuhalten.

Hinter uns liegt noch eine traurige Zeit, ein dreißigjähriges Morden und Schlachten in dem gesammten deutschen Reiche, wodurch alle Ordnung im Weltlichen wie im Geistlichen gestört und aufgehoben worden ist. Namentlich haben Churſachsen und die Mark namenlos schwere Leiden erduldet; ganze Dörfer, ja sogar Städte, sind dem Erdboden gleich gemacht worden, und die wenigen Bewohner, welche dem Tode durch Feuer und Schwert entgingen, leben flüchtig und zerstreut an allen Orten. Dabei konnte es nicht fehlen, daß, wo Alles litt, auch Kirche und Schule leiden mußten. Ich könnte Euch viele Orte namhaft machen, wo Predigerstellen völlig eingegangen sind, und wo auch keine Hoffnung zu deren Wiederherrichtung vorhanden ist. Das ist freilich ein hartes Loos für die Candidaten des Predigtamtes, deren Eintritt in die amtliche Wirksamkeit dadurch hinausgeschoben werden mußte. Habt Ihr nun auch, lieber Herr Gerhardt, daran gedacht, daß hierin auch für Eure scheinbare Zurücksetzung ein Grund liegen kann? Und solltet Ihr denn, im natürlichen Gefühle Eures Schmerzes, nicht dann der Kirche entgelten lassen, was nur die allgemeine Noth der Zeit verschuldet hat?“

„Wie verkennt Ihr mich, ehrwürdiger Herr!“ rief Gerhardt aus. „Ich halte viel zu niedrig von mir selbst, als daß ich auch nur den geringsten Vorzug vor Andern in Anspruch nehmen möchte. Nein, verehrtester Herr Propst, ich bin völlig zufrieden mit meines Gottes Wegen. Es ist wahr, es liegen vielleicht mehr denn zwei Dritttheile meiner Lebenszeit auf Erden schon hinter mir, und in ihnen die volle, frische, jugendliche Kraft, — aber warum sollte ich mich deshalb grämen? Habe ich doch auch in dieser Zeit nicht müßig am Markte gestanden und im Weinberge des Herrn gearbeitet, wenn auch im kleinen Kreise einer einzigen Familie, aber doch, Gott sei innig Dank, daß ich das sagen

darf, nicht ohne Segen. Hat mir der Herr noch eine größere Wirksamkeit vorbehalten, so werde ich freudig gehen, wohin er mich sendet. Ist es aber sein gnädiger Wille, daß ich in diesem geringen und stillen Wirken fortfahre bis zu meinem, vielleicht nahen, Abschiede, so beuge ich mich mit eben so freudigem Herzen seinem heiligen Willen."

„So wollt Ihr also Euch wirklich um kein Amt bewerben?" fragte der Senior.

„Ich darf es nicht!" antwortete Gerhardt. „Ich würde mir gerade dadurch den letzten Trost nehmen. Denn wenn ich es thäte, und das Vertrauen Etlicher wiese mir einen Platz an, und mein Wirken wäre daselbst ohne Segen, könnte ich mich dann trösten und sprechen: der Herr hat Dich hierher gesendet? — Gewiß nicht!"

„So wollt Ihr also auch nicht mehr predigen?" fragte der Propst weiter.

„O doch," war die Antwort, „wenn Einer der Herren Geistlichen mich besonders dazu auffordern sollte. Da dies aber jetzt seit längerer Zeit nicht mehr geschehen ist, so ist mir fast der Gedanke gekommen, als sollte auch dies nicht sein."

„Sagt mir, Herr Gerhardt," sprach der Senior „habt Ihr denn wirklich Lust zu einem geistlichen Amte?"

„O Herr!" versicherte er: „Meine ganze Seele verlangt darnach. Sagt mir, kann es einen erhabeneren Beruf geben, als den eines christlichen Predigers und Seelsorgers? Wie beseligend ist der Gedanke, an heiliger Stätte das Wort des Herrn zu verkündigen, mit dem Worte der heiligen Wahrheit leuchtend und wärmend die Nacht des Irrthums, des Zweifels und des Unglaubens zu durchbrechen, mit dem Worte vom Kreuze alle kleinmüthigen und verzagten Gemüther wieder zu neuem Leben, zu neuem Kampfe zu erwecken, und mit dem Worte des ewigen Lebens allen Mühseligen und Beladenen den verlorenen Frieden wieder zu bringen! Und wel-

cher heilige Beruf des Seelsorgers? Ihm öffnet sich ein schwer gebeugtes Herz, ihm vertraut sich der stille Seufzer eines gestörten Gewissens, ihm thut sich auf die Pforte des Palastes, wie die niedere Thüre der Hütte; und zu ihm tritt die Freude, wie der Schmerz im Leben, er steht am Bette des Kranken, des Sterbenden, und Alle, Alle erblicken in ihm den Freund ihrer Seelen, und Allen bringt er dasselbe Wort des Lichtes, der Kraft und des Trostes! Saget, wo ist ein anderes Amt auf Erden, wo die Arbeit so segensreich wäre! Nein, Herr Propst, müßte ich glauben, daß Ihr mir die Lust zum geistlichen Amte absprächet, so würdet Ihr mich tief betrüben."

„Davor behüte mich Gott!" entgegnete der Senior. „Wer mit so beredtem Worte die Wirksamkeit des Geistlichen schildert, wie Ihr, dessen Herz und Sinn müssen voll davon sein. Aber nun saget mir, wenn Euch der ganze innere Mensch dazu treibet, warum thut Ihr nicht auch zur Erfüllung Eures höchsten Wunsches das Eure?"

„Gott kennet mein Herz!" sprach Gerhardt. „Er, der dem Vogel den Ort anweiset, wo er sein Nest bauen soll, der giebt auch dem Menschen Mittel und Wege zur Hand, auf welchen er zu seinem Zwecke und Ziele gelangt. Wo ich nur ahnen kann, daß Gott mich suchet, da bin ich bereit, ihm zu dienen. Ich harre aber seiner in Geduld."

„Wie gedenket Ihr aber ferner zu leben und zu wirken?" fragte der Propst. „Werden denn Eure Verhältnisse im Hause meines alten Freundes Berthold noch lange dieselben bleiben?"

„Das ist allerdings das Eine, was mich unruhig machen könnte!" antwortete der Candidat. „Denn ich sehe wohl, daß meine eigentliche Wirksamkeit als Hauslehrer ihr Ende erreicht, und es mag nur die übergroße und unverdiente Großmuth des Herrn Berthold sein, daß er mich noch in sei-

nem Hause behält. Schließt sich aber hier mein Wirken ab, nun so habe ich das volle Vertrauen zu Gott, daß er mir neue Mittel zeigen wird, durch welche ich mein tägliches Brot verdienen kann. Ich brauche wenig, und stehe auch sonst allein."

„Wirklich?" sagte Behr, und sah dabei den Candidaten mit freundlichem Ernste an. „Stehet Ihr wirklich so allein in der Welt, daß Ihr Euch um keine Seele sorget? Wäret Ihr wirklich so arm, daß Euch auch nicht ein Herz besonders nahe stünde, dem Ihr Euch mit vollem Vertrauen anheim geben könntet, und dessen volles Vertrauen auch Euch glücklich machen würde? Wäret Ihr wirklich so beklagenswerth, daß Ihr in Wahrheit sprechen könntet: „Es lebt Niemand auf Erden, der mein Wohl und Wehe im treuen Herzen trägt?"

Gerhardt erglühte bei diesen Worten über und über, und schlug die Augen nieder. Nach kurzem, aber schwerem Kampfe antwortete er: „Ehrwürdiger Herr Propst, Ihr seid der Erste, der mir solche Fragen in ihrer vollen Bedeutsamkeit vorlegt, und Ihr sollt auch der Erste und der Einzige sein, dem ich darauf eine freie, offene Antwort gebe. Ja, ich bin so arm oder so reich! Ich hoffe, daß mir ein solches Herz nahe steht, dem mein Wohl und Wehe eine treuliche Sorge ist; das ist mein Reichthum! Und meine Armuth ist, daß ich arm an irdischem Gute, niedrig und gering in meinem Stande, nicht wagen darf, das Herz zu fragen, ob es also sei. Doch, ich schäme mich bereits des Geständnisses, und bitte Euch, ehrwürdiger Herr Propst, vergesset, was ich in großer Schwachheit über meine Lippen gebracht."

„Und macht Euch diese Ungewißheit nicht unglücklich?" fragte der Propst weiter, der freilich nicht ahnete, welche Qual er dem Candidaten durch seine Fragen bereitete.

„Es kommen wohl zuweilen Stunden," erwiderte Ger-

hardt, „in welchen eine Bitterkeit durch meine Seele zieht; aber Gott hat mir dann immer eine Arzenei beſcheert, die mich wieder heilet und fröhlich ſein läſſet.“

„Und wie heißet dieſe Wundergabe?“ fragte der Senior.

„Es iſt die Poeſie!“ antwortete Paul Gerhardt, und ſeine Augen leuchteten dabei wie in einem heiligen Lichte. „Nimmt mich irgend ein Leid gefangen, ſo, daß es meine ganze Seele niederdrückt, ſo flüchte ich hinaus in die liebe, freie Gottesnatur. Der friſche Hauch der Luft, der reine, blaue Himmel, oder ſelbſt die Wolkenheere, die über meinem Haupte hinziehen, ſprechen eine Sprache zu mir, die mir ſonſt unbekannt iſt, und die dann wie Engelsbotſchaft meinen Geiſt berührt. Und wie mit einem Zauberſchlage ſteht dann ein Wort der heiligen Schrift vor mir, deſſen Sinn mir ſonſt dunkel oder auch wohl gleichgültig geblieben war. Und nun iſt's mit einem Male, als würde mir das Verſtändniß des göttlichen Wortes nach allen Seiten hin geöffnet. Ich ſehe eine Lehre, die wie Himmelslicht in die Nacht meines Irrthums fällt, ich fühle einen Troſt, einen Frieden, wo ich vorher nur Klagen und Herzeleid empfunden. Und ohne daß ich es ſuche, reihet ſich Wort an Wort, Gedanke an Gedanke, ſo daß ich Mühe habe, nur ſchnell und flüchtig niederzuſchreiben, was der Geiſt des Herrn mir zuredet. Ach, ehrwürdiger Herr Propſt, ſolche Stunden erfüllen mich mit Freude und mit Schmerz.“

„Wie das?“ fragte der Propſt. „Sollte Euch dieſe Himmelsgabe des Geſanges nicht vielmehr nur mit der dankbarſten Freude erfüllen?“

„Gewiß!“ verſicherte der Cadidat. „Ich erkenne meine Unwürdigkeit, daß ich vor vielen Andern ſolche Gaben voraushabe. Aber eine ſolche Freude über mich wollte ich eben nicht ausſprechen. Wenn ich in ſolchen ſeligen Augenblicken ein tröſtlich Lied niedergeſchrieben habe und ich leſe mir es

dann vor, so ist mir's, als wäre es gar nicht meine eigene Arbeit, was es allerdings auch nicht ist; und es ist mir, als spräche eine fremde Stimme zu mir und gäbe mir Trost in meiner Klage, und Freude in meiner Trauer. Diese Freude meinte ich, also eine Freude über die Kraft im Evangelio, die da heute noch selig macht Alle, die daran glauben."

„Wie kann Euch das aber mit Schmerz erfüllen?" fragte M. Behr weiter.

„Ach, es ist der Schmerz über die Schwachheit des menschlichen Herzens!" antwortete Gerhardt. „Wie oft habe ich schon auf solche Weise den Frieden wieder gefunden, den mir irgend eine Trübsal genommen hatte! Wie oft habe ich mir dann gesagt: Nun soll aber auch keine Angst, kein Leid, kein Schmerz dich mehr niederbeugen, nun soll dich jede Anfechtung des Lebens gewappnet finden, und dein Glaube soll ein unterbrochener Sieg sein über Alles, was in der Welt ist. Aber wenn des andern Tages eine neue Prüfung kam, so war meine Kraft nicht stark genug, augenblicklich obzusiegen, und Furcht und Trauer zogen ein in mein schwaches, wankelmüthiges Herz, bis ich endlich mit Gottes Hilfe abermals Alles wohl ausrichtete und das Feld behielt. War ich dann wieder ruhig geworden, so schämte ich mich meiner Schwachheit und meines kindischen Glaubens, der so schnell Schiffbruch leiden konnte. Versteht Ihr nun, ehrwürdiger Herr, wie sonach Freude und Schmerz zu gleicher Zeit mich erfüllen konnten?"

„Herr Gerhardt," erwiderte der Propst, „das ist ein Schmerz, der das menschliche Gemüth allenthalben trifft. Geht es uns wohl, so sind wir leichten und fröhlichen Sinnes und reden von der Kraft des Glaubens, die über Alles sieget. Geht es uns aber übel, so zieht die Trauer und allerlei Besorgniß in uns ein, und oft ist es gerade der kleinste Feind, der uns so völlig niederschlagen kann. Das ist aber

nur eine Trauer zur Freude, ein Kampf zum neuen Leben in Gott; und es wird diesen Sieg Jeder davon tragen, der dem Geiste des Herrn nicht den Zugang verschließt. Vielen, vielen andern Menschen ist dazu der Trostspruch eines andern Menschen nöthig. Wie glücklich seid Ihr aber, daß der Herr Euch selbst diese Arzenei in's Herz gelegt hat. Eben hierin liegt für Euch die sichtbare himmlische Berufung zu dem Amte eines christlichen Predigers und Seelsorgers, und ich muß es Euch väterlichst an das Herz legen, daß Ihr Eure Bestimmung nicht verkennet und ohne Zögern jeden Weg ergreifet, der Euch in diesem Stücke als ein Fingerzeig Gottes erscheint."

Kaum hatte der Propst diese Worte ausgeredet, als es an die Thüre klopfte und eine Magd hereintrat. Sie überreichte dem Propste ein versiegeltes Papier und entfernte sich dann wieder. M. Behr öffnete den Zettel, las ihn und alsobald nahmen seine Mienen den Ausdruck der größten Ueberraschung und des tiefsten Ernstes an. Dann überreichte er dem Candidaten das Papier und sagte: „Wunderbare Fügung des Herrn! Ich bitte Euch, leset dies Schreiben."

Gehrhardt nahm und las: „Ehrwürdigster Herr Propst, „vielgeliebter Amtsbruder. Es hat mich diesen Morgen eine „Kränklichkeit überfallen, die nach dem Ausspruche des Arz„tes mich auf einige Tage an das Zimmer fesseln wird, mir „aber dermaßen den Kopf eingenommen hat, daß mir die „Gedanken vergehen. Unter solchen Umständen sehe ich mich „leider genöthigt, Euch pflichtschuldigst anzuzeigen, daß ich „für nächsten Sonntag unfähig bin, meine Predigt abzuhal„ten. Da wir nun schon in der Mitte der Woche sind, dürfte „es allerdings schwer sein, noch einen der Herren Candidaten „aufzufinden, der diese Arbeit für mich übernähme; und es „schmerzt mich deshalb tief, daß ich Euch die Sorge darum „überlassen muß. Es ist mir nur Einer bekannt, der fähig

„wäre, in dieser kurzen Zeit sich zu einer Predigt vorzube„reiten. Es ist dies Herr Gerhardt, Hauslehrer bei dem „Herrn Kammergerichts-Advocaten Berthold. Ich muß es „freilich Eurer Liebe überlassen, ob Ihr von diesem Vor„schlage Gebrauch machen wollt und grüße Euch mit amts„brüderlichem Gruße als Euer dienstwilliger College M. „Joachim Fromm, Archidiaconus zu St. Nicolai."

„Nun, was wollt Ihr thun?" fragte der Propst.

„Ihr habt mir noch keinen Antrag gemacht, ehrwürdiger Herr!" erwiderte Gerhardt.

„Wollt Ihr," fragte nun Behr weiter, „nächsten Sonntag an des Herrn Archidiaconi Stelle die Predigt abhalten?"

„Wenn Ihr mich dazu auffordert, antwortete der Candidat, „und wenn Ihr mich Dessen würdig erachtet, von Herzen gern, obgleich die Zeit etwas kurz ist, und ich mehr auf mich nehme, als ich zu leisten vermag. Es ist einige Zeit her, daß ich zum letzten Male gepredigt habe und mir ist's fast, als wandele mich eine kleine Furcht an."

„Denkt nicht allzu niedrig von Euch, lieber Gerhardt!" sagte der Propst. „Ich weiß nicht, woher es kommt, aber mir scheint es, als sei Eure Zeit gekommen und als würde gerade Eure nächste Predigt von Entscheidung darauf sein. Dazu bestimmt mich die wunderbare Aufforderung gerade in dem Augenblicke, wo ich Euch sagte, Ihr möchtet jeden Fingerzeig Gottes benutzen."

„Wenn Ihr recht hättet," äußerte Paul Gerhardt, „würde allerdings mein letzter Wunsch in Erfüllung gehen. Doch wie Gott will! Ist es in seinem Rathe beschlossen, daß ich mehr als bisher sein Wort verkündigen soll, so werde ich seine Güte und Gnade preisen all' mein Lebelang. Ist es nicht, und soll ich in stiller Zurückgezogenheit mein Leben schließen, so werde ich seine Güte und Gnade nicht minder rühmen

und preisen, denn sein Rath ist wunderbar; er führet es aber Alles herrlich hinaus."

Und mit diesen Worten verließ Paul Gerhardt des Propstes Zimmer, um sogleich an die Arbeit zu gehen, die ihm so unvermuthet gekommen war.

## III.

Da es sehr bald bekannt geworden war, daß auf künftigen Sonntag der Candidat Gerhardt in der Nicolaikirche predigen werde, so hatte sich eine größere Menge Zuhörer eingefunden, auch aus den andern Kirchspielen der Städte Berlin und Cöln. Denn während die meisten Prediger damaliger Zeit, also vor zweihundert Jahren, durch ihre geistlichen Vorträge weniger die Erbauung als vielmehr bloße Belehrung bezweckten, und diese Belehrung fast nur in ängstlicher und oft sehr kleinlicher Auseinandersetzung und Beststellung der Glaubenslehren bestand, wobei oft eine sehr streitsüchtige Sprache geführt wurde, so war ein Prediger, der mit eigner religiöser Wärme und mit tieferer Kenntniß der religiösen Bedürfnisse des menschlichen Gemüthes zu den mühseligen und beladenen Herzen redete, und welcher Lebensmuth und Seelenfrieden in die Mühen und Lasten der Tage hineinzutragen sich bemühte, eine wahre Seltenheit und deshalb am Fleißigsten besucht. Wer in damaliger Zeit des Trostes der Religion bedurfte, konnte dies sein Verlangen entweder nur durch eigenes Lesen der heiligen Schrift oder in den Erbauungsschriften des frommen Johann Arnd stillen, in den sechs Büchern vom wahren Christenthume und in dem Paradiesgärtlein, welche Bücher deshalb auch fast in jeder Familie die einzige Hausbibliothek bildeten.

Auch unser Gerhardt hatte frühzeitig erkannt, daß durch Erörterung von Streitfragen in Sachen der Religion das christliche Leben wenig oder gar nicht gefördert werde; und wenn er dennoch später auch auf diesem Gebiete seine Kämpfe zu bestehen hatte und diese sogar mit seiner Entsetzung vom Amte besiegeln mußte, so geschah dies nur, weil die Ereignisse seiner Zeit ihn mit Gewalt hineinzogen.

Nach Beendigung des Gottesdienstes waren die der Nicolaikirche zunächst gelegenen Straßen mit heimkehrenden Kirchgängern gefüllt; und wo nur Zwei mit einander gingen, hörte man Urtheile über die angehörte Predigt. „Warum bekleidet dieser Mann kein kirchliches Amt?“ fragte der Eine. „Was nützt uns Bürgersleuten eine gelehrte Predigt und alles gelehrte Kämpfen für den rechten Glauben? Wir wollen lieber aus dem rechten Glauben gepredigt haben. Wir brauchen Muth und Vertrauen in diesen schweren Zeiten, wo die in einem dreißigjährigen Kriege geschlagenen Wunden noch überall bluten, und wahrlich nicht mit Menschenhand allein geheilt werden können?“

Und ein Anderer sprach: „Wie doch dieser Gerhardt zum Herzen sprechen kann! Da ist auch nicht das geheimste Anliegen, das er mit seinem Worte nicht getroffen hätte. Und Das, was er zum Troste redet, das ist so wahr und ergreifend, daß es alle Traurigkeit hinwegnimmt.“

Und wieder ein Anderer sagte: „Welche Herzlichkeit liegt in dieses Mannes Ton und Ausdruck! Man sieht es ihm an, daß er von dem Frieden zeuget, den er selbst in seinem Herzen trägt. Selbst die Worte, die wie ein zweischneidig Schwert durch die Seele gehen, haben in seinem Munde noch eine Milde, welche alle Furcht und Angst austreibet, und das Herz in der Liebe und Gnade Gottes getrost macht.“

Und der Mann selbst, über welchen solche Reden gingen, wanderte einsam und in sich gekehrt auf abgelegenen Gäßchen in seine Wohnung zurück. Hier wollte er eben unbemerkt

auf sein Zimmer gehen, als ihm plötzlich eine Stimme zurief: „Herr Gerhardt, wollt Ihr denn nicht zuvor bei uns eintreten?“ Es war sein Prinzipal, der Herr Kammergerichts-Advocat Berthold. Gerhardt gehorchte der Aufforderung, aber sichtbar mit scheuem Widerstreben, das noch vermehrt wurde, als Jungfer Marie ihn freundlich begrüßte.

„Wollt Ihr uns denn wenigstens nicht Gelegenheit geben,“ fuhr Herr Berthold fort, „Euch für die treffliche Predigt zu danken, die Ihr uns gehalten habt? Ich thue Niemandem Unrecht, wenn ich sage, daß ich seit Langem nicht so wahrhaft erbaut worden bin, als heute.“

„Daß Ihr gütig gegen mich seid,“ antwortete Gerhardt, „und viel gütiger, als ich verdiene, das habe ich in den vielen Jahren täglich erfahren, seit welchen Ihr mir Wohnung und Nahrung gebt.“

„Herr Gerhardt!“ rief der Advocat aus. „Wenn Ihr mir solche Rechnung vorhaltet, wie ganz anders wird dann meine Gegenrechnung lauten! Ist es nicht Eurer Arbeit Frucht, daß meine Kinder nicht allein in allen nützlichen Kenntnissen unterrichtet, sondern, und das ist mir das Wichtigste, so frühzeitig auf den Weg des Heils geführt worden sind? Seid Ihr es nicht, die Ihr meine arme, kranke Frau mit Eurem Trostworte so gestärkt habt, daß sie ein fünfjähriges Leiden bisher ruhig und christlich ertragen konnte? Sind nicht die köstlichen Lieder allein, mit welchen Ihr mich und die Meinen zu so verschiedenen Zeiten erfreuet habt, hundertmal mehr werth, als Alles, was ich Euch dafür habe bieten können? Und habt Ihr denn, mein lieber Gerhard, in diesen langen Jahren mich so wenig kennen gelernt, daß Ihr mir zutrautet, ich würde Euch ein Lob ertheilen, nur um Euch wohlzudienen?“

„Nein, gewiß nicht!“ versicherte der Candidat. „Ich wollte nur sagen, daß Ihr meine geringe Arbeit zu hoch an-

schlaget und ihr einen Vorzug vor denen Anderer gebet, den sie nicht verdienet. Glaubet mir, lieber Herr, ich fühle es am Besten, was mir noch fehlet."

„Unbegreiflich!" sagte der Advocat. Wenn eine ganze Gemeinde einstimmig Euren Predigten den aufrichtigsten Beifall zollt, so wollt Ihr das für nichts achten und uns bereden, daß wir uns irren? Bedenkt Ihr auch, daß Ihr dadurch uns wieder nehmet, was Ihr uns in Euren Predigten gegeben habt? Wenn Das, was uns tröstet, Euch ein nichtiges, eitles Stückwerk ist, heißt das nicht so viel, als daß auch der Trost, den Ihr uns gebet, nichtig und eitel ist? Ihr könnt auch unmöglich so ernst daran glauben, nämlich daß Ihr nur eitles Bruchstück gebet; denn wenn Ihr von der Kanzel zu uns redet, so siehet und höret Jedermann, daß Ihr aus dem Glauben redet."

„Ja, gewiß!" erwiderte Gerhardt. „Wenn ich auf der Kanzel stehe und von Christo zeuge, so vergesse ich alles Andere, und ich fühle, daß der Geist des Herrn mich belebt. Aber anders ist dies vorher und nachher. Ich kann es Euch nicht verhehlen, daß ich stets mit großem Zittern und Zagen die Kanzel betrete, weil es wahrlich kein Geringes ist, das Wort des Herrn auszulegen. Muß nicht der Prediger vor allen Anderen von jedem unnützen Worte Rechenschaft geben, das er geredet hat? Und wenn ich auch noch so eifrig und glaubenstreu geredet habe, und ich steige dann von der Kanzel herab, so überfällt mich eine große Schaam; denn nunmehr erst fühle ich, wie ich Alles anders hätte reden sollen. Ja ich fürchte, daß Jedermann, der mir begegnet, mir die Fehler und Mängel vorhalten möchte, die er in meiner Predigt gefunden hat."

„Ei, ei, Herr Candidat!" fiel der Advocat mit freundlichem Ernste ein. „Ist das nicht vielmehr ein Tadel des

heiligen Geistes, daß er Euch nicht bessere Worte gegeben hat?"

„O nein!" antwortete Gerhardt. „Die Sprache des heiligen Geistes wird nur von Denen richtig verstanden, welche reines Herzens und ungefärbten Glaubens sind, welche ihren innern Menschen so würdig bereitet haben, daß ihn der heilige Geist zu seinem Tempel machen kann. Und hier liegt der Grund meiner gerechten Selbstanklagen, nämlich daß ich noch weit von jener Selbstentäußerung entfernt bin."

„Aber fordert Ihr nicht das Unmögliche?" fragte der Advocat.

„Nein!" entgegnete der Candidat schnell und bestimmt. „Wäre es uns nicht möglich, so könnte der Herr diese Forderung nicht an uns gestellt haben. Der Herr preiset aber nur Die, die reines Herzens sind, selig in Dem, daß sie Gott schauen werden; und das gilt sicher schon von hier."

„Ich sehe schon," sagte der Advocat, „daß ich gegen Euch nicht aufkommen kann. Aber das soll mich doch nicht abhalten, Euch nochmals für die Erbauung zu danken, die Ihr mir in Euren Predigten und namentlich in der heutigen bereitet habt, und ich kann Euch wenigstens die Versicherung geben, daß alle Eure Zuhörer mit mir darüber eins sind. Was sagst Du, meine Tochter?"

Diese, welche bisher mit lautloser Aufmerksamkeit dem Gespräche der beiden Männer zugehört hatte, erschrack bei des Vaters Aufforderung und antwortete nach einigem Zögern: „Das Herz des Weibes kann noch weit weniger dagegen aufkommen, was Herr Gerhardt geäußert hat. Ich fühle zu meiner tiefsten Beschämung, daß er Recht hat. Denn wessen sollen wir uns trösten, wenn er sich allen Trost hinwegnimmt?"

„So dürft Ihr nicht urtheilen, Jungfer Marie!" entgegnete Gerhardt. „Andere Forderungen sind an Die gestellt,

die da lehren, andere an Die, die da lernen. Geht die Heerde nicht auf der rechten Bahn, fällt die Verantwortung auf den Hirten, nicht auf die Heerde."

Eben als sich der Hausvater zu einem neuen Einwurfe anschickte, wurden Schritte auf der Treppe laut, die sich der Thüre näherten, und bald darauf trat der Propst, M. Behr ein. In seinen Mienen lag eine ungewöhnliche Heiterkeit, eine unverkennbare freudige Unruhe, die er zu verbergen ängstlich bemüht war, sie aber dadurch nur desto mehr erkennen ließ.

„Es ist gut, daß ich Euch hier treffe, Herr Gerhardt!" sagte er zu diesem. „Ich — ja ich wollte Euch nochmals dafür danken, daß Ihr durch Eure Bereitwilligkeit Euch mir und dem Archidiaconus Fromm so sehr verpflichtet habt; und dann — ja — dann wollte ich Euch auch für die herrliche Predigt selbst nochmals danken. Uns Geistlichen thut es doppelt wohl, wenn wir einmal erbauet werden."

Als unser Candidat in großer Verlegenheit über diese unerwarteten Lobpreisungen still blieb und beschämt die Augen zu Boden schlug, fuhr der Propst fort: „Ich komme auch noch um einer andern Ursache willen, — nämlich — ja, das wollte ich sagen, ich habe mich heute auf's Neue überzeugt, daß Ihr von dem Herrn zum Prediger berufen seid. Herr Gerhardt, es ist Eure heilige Pflicht, daß Ihr Eurem Berufe Euch nicht länger entziehet."

„Ehrwürdiger Herr Propst," antwortete der Candidat: „Euch ist bekannt, was in dieser wichtigen Angelegenheit mein Wunsch und Wille ist."

„So würdet Ihr also stets dazu bereit sein?" fragte M. Behr, ohne freilich genauer anzugeben, was er eigentlich darunter meine, und wie er die Antwort Gerhardt's verstanden habe. Und noch ehe dieser irgend eine weitere Antwort geben konnte, fuhr der Propst fort: „Das ist mir lieb; denn

ja, das wollte ich sagen, die Wege des Herrn sind wunderbar. Ich hoffe, Euch bald wieder zu sehen, und auch Euch, liebe Jungfer Marie.“ Und dabei reichte er dem Herrn Berthold freundlich die Hand und schritt dann so eilig, als es sein alter Körper vermochte, zur Thüre hinaus.

„Sonderbar!“ sprach der Advocat. „Was muß denn dem Herrn Propst widerfahren sein?“ So unruhig, so ängstlich habe ich meinen alten Herrn Gevatter noch nicht gesehen!“

„Und ich, lieber Vater,“ sagte Marie schnell, „möchte lieber wissen, was dem Herrn Gerhardt widerfahren sein mag.“ Kaum hatte sie aber diese Worte gesprochen, als eine Purpurröthe ihre Wangen bedeckte und sie, unter dem Vorwande, nach der Mutter zu sehen, schnell das Zimmer verließ. Auf Gerhardt machte der ganze Vorfall einen noch tieferen Eindruck, so daß er, der ohnedies sehr leicht beklommen war, in eine sichtbare Aengstlichkeit verfiel und mit kurzer Entschuldigung noch schneller, als Jungfer Marie, das Zimmer verließ.

„Nun, das mag Gott wissen!“ rief der Advocat, der sich in so kurzer Zeit von drei Personen so räthselhafter Weise verlassen sah, fast ärgerlich aus. „Entweder es ist ein großes Glück, oder ein großes Unglück geschehen. Gott wende es gnädig zum Besten.“

---

Nach dieser Scene waren einige Monde vergangen. In dem Berthold'schen Hause war in so weit eine glückliche Wendung der Dinge eingetreten, als die kranke Mutter zum ersten Male wieder auf einige Stunden das Bett verlassen konnte; freilich nur ein vorübergehender Sonnenblick, aber doch gerade für diesen Tag eine doppelte Gnade Gottes. Denn eben, als die ganze Familie sich um den Großvaterstuhl, auf welchem die Kranke saß, versammelte, und auch Gerhardt sich mit eingefunden hatte, ließen sich abermals Tritte auf dem Vor-

saale hören. „Das ist der Herr Propst!“ rief Jungfer Marie aus. Und der Herr Propst war es allerdings, der mit derselben heitern Miene, aber diesmal freier und ungezwungener eintrat. Nach flüchtigem Gruße wendete er sich sogleich an den Candidaten, überreichte ihm ein großes versiegeltes Schreiben und sagte: „Lieber Herr Gerhardt, es ist mir dies für Euch zugeschickt worden, und da ich glaube, daß der Inhalt dieses Schreibens für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, und diese ehrenwerthe Familie meines alten Freundes und Gevatters Berthold den ersten Anspruch darauf hat, so bitte ich Euch, diesen Brief sogleich zu erbrechen und uns den Inhalt mitzutheilen.“

Gerhardt ergriff das Schreiben mit zitternder Hand, prüfte mit ängstlich bewegten Augen die Aufschrift desselben, und als diese wörtlich lautete: „An den Ehrenvesten, Vorachtbaren und Wohlgelahrten Herr Paulum Gerhardt, S. S. Theol. Cand. zu Berlin,“ erbleichten auf kurze Zeit seine Wangen; aber schnell faßte er sich wieder, öffnete das Papier, überflog mit hastiger Eile den Inhalt und rief dann aus: „Ist es möglich! Mein Gott, ich kann es nicht glauben.“

„Was denn?“ fragte der Advocat eifrig und mit ihm alle Anwesenden. „Was ist denn geschehen, Herr Gerhardt?“

Statt aller Antwort reichte er seinem Prinzipale den Brief, und als dieser den Inhalt erkannt hatte, sagte er: „Also wirklich? Der Magistrat zu Mittenwalde berufet Euch an die Stelle des seligen Propstes Göde? Nun Gott mit Euch, Herr Propst Gerhardt.“

„Ja Gottes Segen über Euch!“ rief Frau Berthold und streckte die Hand nach ihm aus; und Jungfer Marie senkte die Augen und bedeckte sie noch mit der Hand. Man sah es an dem leisen Zittern ihres Mundes, daß auch sie einen Segenswunsch aussprechen wollte; aber sie vermochte es nicht.

Unter ihrer Hand, welche die Augen deckte, fiel eine Thräne auf das Brusttuch herab; dann wandte sie sich, und verließ still das Zimmer.

„Es ist nicht möglich!“ wiederholte nun Gerhardt, indem er mit unbeweglichen Blicken und fast mit ernster Trauer vor sich hin sah. „Wie wäre ich solcher Gnade werth! Wie hat der Magistrat zu Mittenwalde an meine geringe Person denken können?“

„Dies Räthsel kann ich Euch lösen, lieber Herr Gerhardt, oder vielmehr theurer Herr Amtsbruder!“ antwortete der Propst. „Es bleibt vest: Gottes Wege sind wunderbar. Eben an jenem Sonntage, an welchem Ihr für den Herrn Archidiaconus predigtet, fand ich bei meiner Rückkehr ein Schreiben vor, das an das gesammte geistliche Ministerium zu St. Nicolai gerichtet war. Es kam vom Magistrate zu Mittenwalde, der uns das am 13. März dieses Jahres erfolgte Ableben des dasigen Propstes und Pastors Caspar Göde meldet und uns zugleich bittet, zur Besetzung der erledigten Stelle einen tüchtigen Mann in Vorschlag zu bringen. Nun da traten wir denn zusammen und beriethen uns in Gottes Namen, und ohne daß Besprechung oder Ueberredung stattgefunden, waren wir Alle sogleich einstimmig darin, daß nur Ihr, Herr Gerhardt, der Mann seid, der allein unserer Empfehlung Ehre machen könne.“

„Das war wohl auch die Ursache,“ fiel Herr Berthold hier ein, „daß Ihr, lieber Herr Gevatter, damals so geheimnißvoll kamet und ginget und vor lauter Freude einige Male in der Rede stecken bliebet, was Euch sonst niemals begegnet?“

„Habt Ihr das bemerkt?“ fragte der Propst. „Allerdings war es so, denn ich wollte doch zuvor mich der Zustimmung des Herrn Gerhardt versichern, daß er überhaupt gesonnen sei, ein geistliches Amt anzunehmen. Nun erst trat ich mit dem Magistrate zu Mittenwalde in weitere Verhand-

lung über des fraglichen Amtes Geschäfte und Lasten, um daraus zu ersehen, ob solches Alles für unseren lieben Herrn Gerhardt passe. Darüber ist allerdings eine Zeit hingegangen, so daß ich fast fürchtete, die Sache möchte sich wieder zerschlagen. Aber es sollte doch sein. Und nun, Herr Gerhardt, werdet Ihr das Amt annehmen?"

„Muß ich nicht gehen," antwortete dieser, „wohin mein Herr mich sendet?"

„Ja gewiß, Ihr habt keine Wahl!" — versicherte der Propst. „Hier, wo Gottes Finger so augenscheinlich sich zeiget, könnet und werdet Ihr nicht einen Augenblick anstehen, dem dortigen Magistrate eine zustimmende Antwort zu geben. Wie glücklich macht es mich, daß ich vom Herrn zum Werkzeug ausersehen war, Euch diese Botschaft zu bringen. Ich bin zwar alt und schwach; aber Herr College, ich stehe Euch nicht dafür, daß ich die fünf Stunden Weges von hier nach Mittenwalde nicht einmal und das recht bald mache und Euch heimsuche."

„Und wir Alle mit Euch!" sagte der Advocat. „Ihr werdet uns doch Herberge geben?"

Gerhardt schrack bei diesen Worten auf und sah suchend umher. Erst jetzt mochte er die Abwesenheit Einer Person bemerken, die ihm theurer war, als er Muth hatte, sich merken zu lassen. Und als fiele ihm dadurch eine neue Last auf's Herz, die ihn niederdrückte und ängstlich machte, bat er statt aller Antwort um Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. „Ich muß hinaus in Gottes freie Welt!" rief er aus. „Mir ist das Herz zu voll."

Und er ging.

Hierauf wandte sich der Propst an den Hausherrn und sagte: „Herr Gevatter, wisset Ihr, was dem Herrn Gerhardt noch fehlt? Und seid Ihr nicht bereit, seines Herzens Wunsch zu erfüllen?"

Herr Berthold ergriff mit ernsten Mienen seines Freundes Hand und sprach: „Die Wege des Herrn sind wunderbar! Er hat bisher gesorgt, Er wird auch weiter sorgen."

---

Und so geschah es auch. Gegen Ende des Jahres trat Gerhardt das Amt, zu welchem er so ehrenvoll berufen war, an. Gegen sechs Jahre verblieb er daselbst, bis er im Sommer des Jahres 1657 zum Diaconus an derselben Kirche in Berlin berufen wurde, in welcher er bereits als Candidat so lange Jahre ein treuer Diener des Herrn gewesen war. Wie innig er auch in aufrichtiger Liebe Jungfer Marien, seiner lieben Schülerin, zugethan war, und wie sehr er auch ihrer Gegenliebe sich bewußt sein konnte, obgleich zwischen Beiden nie ein Wörtlein darüber laut geworden war, so konnte er sich doch von einer gewissen Bangigkeit, ja von der Besorgniß, daß er vergebens um ihre Hand bitten werde, lange nicht befreien. Ja selbst der bald nach seinem Abgange nach Mittenwalde, im December des Jahres 1651 erfolgte Tod von Mariens Mutter brachte ihm die neue Besorgniß, er dürfe dem nun verlassenen Vater die älteste, wirthschaftführende Tochter nicht entziehen. So kämpfte er über drei Jahre lang zwischen Herzensdrang und übergroßen Bedenklichkeiten, bis er sich endlich, fast funfzig Jahre alt, entschloß, um seiner Schülerin Hand zu werben. Marie knüpfte ihren Entschluß an des Vaters Entscheidung; und nur als dieser sein freudiges Ja ausgesprochen, erklärte sich Marie als liebende Braut ihres theuren, frommen Lehrers. Der alte Propst M. Petrus Lehr hatte noch die Freude, seiner beiden Lieblinge Hände am 11. Februar 1655 segnend und weihend zum treuen Bunde der Liebe in einander zu legen. Als der Propst zwei Jahre darauf starb, und nun die übrigen Geistlichen zu St. Nicolai heraufrückten, ward eben die dadurch herbeigeführte Vacanz

des dritten Diaconats Veranlassung, unsern Paul Gerhardt von Mittenwalde wieder nach Berlin zurückzurufen.

In welcher Achtung übrigens Gerhardt schon während seines Candidatenlebens in Berlin gestanden, beweiset das Antwortschreiben, welches das Ministerium zu St. Nicolai an den Magistrat in Mittenwalde sandte, und in welchem es wörtlich heißet:

„Wir sind hierüber einmüthig zu Rathe gegangen, wie wohl wider sein Bewußt, welches wir daher auch für den aufrichtigsten und besten Dienst halten, den Ehrenvesten, Vorachtbaren und Wohlgelahrten Herrn Paulum Gerhardt, S. S. Theol. Cand., welcher sich allhier bei uns in des Churfürstl. Brandenburg. Kammergerichts-Advocati Herrn Andreas Bertholdt's Hause befindet, bester Maßen Unseren Herren zu solchem Amte anzutragen, in der Versicherung, daß wir in diesem wohlgemeinten Vorschlage Ihrer christlichen Gemeinde eine solche Person vorhalten, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geistes und ungefälschter Lehre, dabei auch eines ehr-friedliebenden Gemüthes und christlich untadelhaften Lebens ist, daher er auch bei Hohen und Niedrigen unseres Ortes lieb und werth gehalten, und von Uns allezeit das Zeugniß erhalten wird, daß er auf Unser freundliches Ansinnen zu vielen Malen mit seinen von Gott empfangenen werthen Gaben um unsere Kirche sich beliebt und wohlverdient gemacht hat."

Wie hoch aber stand unser Gerhardt erst als geistlicher Liederdichter! Wo ist heute noch, nach zweihundert Jahren, nur ein christlich gebildetes Herz, das sich an seinen herrlichen Liedern nicht wahrhaft stärkte und erquickte? Wer würde dem frommen Dichter nicht schon für das eine Lied: „Befiehl Du Deine Wege!" ein dankbares Gedächtniß in seinem Herzen bewahren?

---

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wildenhahn, Karl August,

Gesammelte Erzählungen

Bd.: 2

Leipzig 1862
P.o.germ. 1626 cf-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123475-3